This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

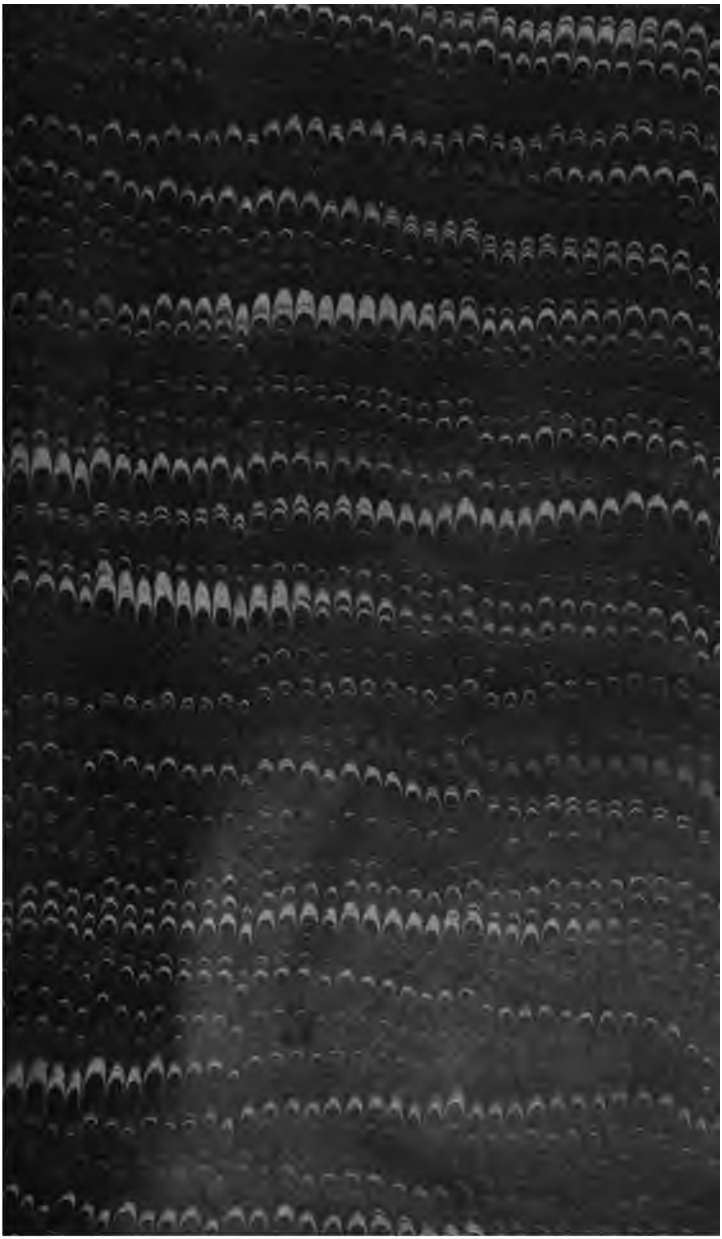
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

106 b. 19.



Däniſche

Volksmärchen.

Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt

von

Svend Grundtvig.

Ueberſetzt

von

Adolf Strodtmann.

Zweite Sammlung.

Leipzig,
Verlag von Joh. Ambr. Barth.
1879.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Meiner Treu	1
Jungfer Lene von Söndervand	24
Die Wunſchdoſe	45
Hans Meernixenſohn	67
Der filzige Lars	88
Die Rehprinzeſſin	95
Prinz Irregang und Jungfer Miſeri	101
Drei rothe Ferkelchen	138
Die ſtumme Königin	147
Die kluge Königin	161
Für drei Schillinge	179
Der Schuſterjunge	194
Der Salbyer Rabe	219
Die folgſamſte Frau	232
Der Lohn guter Thaten	245
Der treue Svend	250
Sünde und Gnade	258
In Hülle und Fülle	271
Die ſchwarze Schule	280

Meiner Treu.

Es waren einmal ein Paar arme Leute, welche draußen auf dem Lande wohnten und eine kleine Kathstelle hatten, und das ganze Neſt voller Kinder. Da bekamen ſie wieder ein kleines Kind, das war ein Knabe, und der ſollte getauft werden. Aber ſie konnten keinen auftreiben, der Gevatter bei ihm ſtehen wollte; alle entſchuldigten ſich, weil ſie fürchteten, das Kind würde ihnen zur Laſt fallen, da ſeine Eltern ſo arm waren. Es traf ſich nun an dem Tage, als ſie den Knaben zur Kirche bringen ſollten, aber noch keinen Pathen für ihn hatten, daß ein alter Bettler zu ihnen kam und ſie in Gottes Namen um eine kleine Gabe bat. Sie gaben ihm von dem, was ſie hatten, und er ſah, daß etwas ſie bedrückte, und erfuhr den Zuſammenhang. Da erbot er ſich, bei dem Kinde Gevatter zu ſtehn. „Ihr werdet es nicht be-

reuen," sagte er. Und in ihrer Noth nahmen sie das Anerbieten an, und gingen mit dem Kinde zur Kirche, und der alte Bettler stand Gevatter.

Aber sie hatten vergessen, ihm zu sagen, wie das Kind heißen solle, und als der Prediger nach dem Namen frug, sagte der Pathe: „Meiner Treu! was weiß ich?" Der Prediger hörte „Meiner Treu", und er taufte den Knaben mit diesem Namen, und in das Kirchenbuch schrieb er „Meinhard Treu". Die Eltern waren recht froh über den Namen; er hätte nie einen bessern bekommen können, sagten sie, jetzt habe er ja sowohl Vornamen wie Zunamen. Sie nahmen den Alten mit nach Hause und bewirtheten ihn, so gut sie es vermochten. Ehe er ihnen Lebewohl sagte, zog der Alte einen kleinen rostigen Schlüssel aus der Tasche und sagte zum Vater: „Hebe ihn gut auf, bis der Junge vierzehn Jahre alt ist! Er paßt zu dem Pathengeschenk, das dann für ihn eintreffen wird." Und damit sagte der Pathe Lebewohl und Dank, und sie sahen ihn niemals wieder.

Der Knabe wuchs und gedieh und schlug in jeder Hinsicht gut ein; er wurde groß und stark, und war ehrlich und wahrheitsliebend, so daß er seinen Eltern keine Sorge und seinem Namen keine Schande machte. Der Schlüssel wurde nicht besser aufgehoben, als daß

der Knabe ihn als Spielzeug erhielt und ihn fortwarf. Viele Jahre nachher, als er so groß geworden war, daß er dem Vater bei der Arbeit helfen konnte, und Dünger graben half, fand er einen Schlüssel im Misthaufen. Er zeigte ihn seiner Mutter, und sie erkannte ihn; es sei der, den er als Pathengeschenk bekommen habe, sagte sie, und sie erzählte ihm jetzt alles von dem alten Manne, und was er gesagt hätte. Der Knabe steckte den Schlüssel in die Westentasche und hielt ihn fortan in Ehren.

Der Tag, an welchem Meinhard sein vierzehntes Jahr vollendete, ward ein merkwürdiger Tag für ihn. Als er und seine Eltern an diesem Morgen aufstanden, sahen sie gerade vor der Thür ein hübsches kleines Haus stehen, das sie nie zuvor gesehn und dessen Gleichen sie auch niemals gesehn hatten. Es war von Brettern erbaut und von oben bis unten kunstvoll geschnitzt; es war ein wahres Prachthaus in Vergleich mit dem, das sie selbst bewohnten. Aber es waren gar keine Fenster in dem Hause; die einzige Oeffnung an demselben war eine hohe Thür im Giebel; aber die war jetzt verschlossen. Der Mann und die Frau standen da und rissen die Augen auf und konnten sich gar nicht denken, was das sein und wie es hergekommen sein könne. Aber Meinhard Treu sagte: „Das ist

mein Pathengeſchenk," und er zog den alten roſtigen Schlüſſel aus der Taſche und verſuchte ihn in der Thür. Ja, der paßte vortrefflich, und nun ging er in das Haus. Da drinnen ſtand das ſchönſte kleine graue Reitpferd, gezäumt und geſattelt, und an der Wand hing ein ganzer Anzug neuer ſchöner Kleider.

Meinhard zog dieſelben an: ſie paßten ihm wie angegoſſen; und er ſchwang ſich aufs Pferd: ſelbſt die Steigbügel hatten gerade die entſprechende Länge. Und als er im Sattel ſaß, ſagte er Vater und Mutter Lebewohl, denn jetzt wollte und mußte er in die Welt hinaus und ſein Glück verſuchen.

Er ſprengte alſo des Weges dahin, und das Pferd mochte wohl ſpringen können: es war, als flöge er durch die Luft. Als er ein tüchtiges Stück geritten war, ſagte das Pferd: „Wenn du hungrig wirſt, greif nur in mein rechtes Ohr, und wenn du durſtig wirſt, greif in mein linkes." — „Wie!" ſagte Treu, „kannſt du ſprechen, mein gutes Pferd? Das iſt ja prächtig!" Und es war auch prächtig, immer eine Herzſtärkung bei der Hand zu haben. Es ging jetzt in fliegender Eile über Berg und Thal. Endlich kamen ſie durch einen Wald, dort war es ſchön kühl; das Pferd ging im Schritt und verſchnaufte nach dem ſtürmiſchen Fluge. Da ſah Treu etwas auf dem Wege

blinken, es war eine Vogelfeder, die wie pures Gold glänzte. „Die muß ich haben," sagte Treu und wollte absteigen, um sie aufzuheben. „Nein, laß sie liegen!" sagte das Pferd, „sonst wirst du's bereuen." Da ließ er sie liegen und ritt weiter. Wieder sah er eine Feder auf dem Wege liegen, die blinkte noch mehr als die erste. Treu wollte sie wieder aufheben, aber das Pferd sagte wie vorhin: „Laß sie liegen! sonst wirst du's bereuen." Aber als sie etwas weiter kamen, lag wieder eine Feder da, noch schöner als die andern; die konnte Treu nicht liegen lassen, obschon das Pferd sagte: „Willst du meinem Rathe folgen, so laß sie an ihrem Ort bleiben! Du wirst es sonst bereuen." Treu sprang trotzdem hinab und hob die Feder auf; und als er das erst gethan hatte, konnte er sich auch nicht enthalten, eine zweite und dritte Feder derselben Art aufzuheben, die weiterhin auf dem Wege lagen.

Es waren seltsame Federn: jede einzelne blinkte wie pures Gold, aber wenn man sie zusammenhielt, dann stand ein Bild in ihnen: es war der schönste Frauenkopf, den man sich denken konnte. Treu fand es schwer, seine Augen wieder von demselben abzuwenden. Endlich barg er doch die Federn behutsam in seiner Tasche, und dann ging's wieder in sausender

Eile von dannen, bis sie an ein großes Königsschloß kamen. „Hier mußt du hineingehen und Dienste nehmen," sagte das Pferd.

Treu schwang sich also vom Rücken desselben herab und ging zum Stallmeister und frug ihn, ob er nicht eine Anstellung dort im Stalle erhalten könne; er begehre keinen anderen Lohn, als das Futter für sein kleines graues Pferd. So wurde er denn als Stalljunge angenommen. Es gab dort viel für ihn zu sehen und zu lernen, und er wartete die Pferde des Königs gut, aber er vergaß dabei nicht, sein eignes zu pflegen, und so ging alles eine Zeitlang gut. Treu hatte sein eigenes Kämmerlein drunten im Stalle, und abends, wenn er mit seiner Arbeit fertig war, ging er dorthinein, und verhängte die Fenster sorgfältig, und dann zog er seine drei Goldfedern hervor. Sie leuchteten wie die Sonne, so daß es in der Kammer hell wie der Tag war, und mitten auf den Federn strahlte das schöne Frauenbild, an dem sich Treu nimmer satt sehen konnte. Er saß dort einen Abend nach dem andern und zeichnete das Bild ab, so gut er vermochte. Es schien ihm niemals gut genug zu werden, er begann daher wieder von vorne, und es ward auch besser und besser. Aber es war ja verboten, Licht im Stalle zu brennen, und wie gut Treu

auch die Fenster verhängte, so war doch bemerkt worden, daß es hell in seiner Kammer war. Das wurde also dem Stallmeister berichtet, und er mußte hinabgehen, um sich davon zu überzeugen. Ja, es verhielt sich wirklich so: drinnen beim Stalljungen war es hell. Aber ehe der Stallmeister zu ihm herein kam, hatte Treu die Federn versteckt, und es war kein Licht zu entdecken. Aber das Bild, an dem er zeichnete, hatte er nicht beiseite schaffen können; das nahm der Stallmeister mit. Und am folgenden Morgen ging er zum König hinauf und beschwerte sich über Treu: er habe gegen das Verbot Licht in seiner Kammer, sagte er, obschon kein Licht zu finden gewesen sei, und dort sitze er und zeichne solche Bilder wie dies, und dann zeigte er es dem König.

Der König wollte der Sache auf den Grund kommen, und er ließ Treu zu sich berufen. „Was für ein Bild ist das?" frug der König. Ja, das sei eins, das er selbst gezeichnet habe. „Hast du noch mehr?" frug der König. Ja, das habe er, und er mußte sie holen, es waren an dreißig Stück, und alle stellten eins und dasselbe dar, aber das letzte war doch das beste. „Wonach zeichnest du?" frug der König, „und wie kannst du im Dunkeln sitzen und zeichnen? denn du sagst ja, du hättest kein Licht im

Stalle gebrannt.“ Nun mußte Treu mit der Sprache heraus, so ungern er wollte, und er mußte die Federn holen und den König sie sehn lassen. Der König stand lange und schaute sie und das Bild an, das in ihnen stand. Dann frug er: „Wen soll das vorstellen?“ Das wußte Treu nicht. „O, du weißt wohl mehr, als du bekennen willst,“ sagte der König; „aber da du es nicht sagen willst, sage ich es dir: es ist das Bild der schönsten Prinzessin in der ganzen Welt. Und die hätte ich haben sollen, als ich noch jung war; jetzt bin ich ein alter Knabe. Und sie gebührte mir von rechtswegen; denn ich hatte das ganze Reich ihres Vaters erobert und ihn umgebracht. Aber da verschwand sie mir, und seitdem hat niemand sie finden können. Alle, die ich ausgesandt habe, nach ihr zu suchen, sind mit leeren Händen zurückgekommen. Und ich habe mich nie mit einer andern verheirathen wollen; dazu hielt ich mich zu gut; denn sie war, wie gesagt, die Allerschönste, und das ist sie gewiß noch. Und du weißt wohl, wo sie ist, da du ihr Bild hast. Und jetzt sollst du sie mir herbeischaffen, oder es kostet dich dein Leben.“

Es half nichts, so viel Treu auch versichern mochte, er wisse nicht, wo sie sei; er habe nur die Federn auf der Landstraße gefunden. Der König blieb

dabei: Treu solle ihm geloben, die Prinzessin zu holen, sonst solle er auf der Stelle gehenkt werden. „Ich will's versuchen," sagte Treu. Dann habe er doch so lange Frist, dachte er. Und er ging in den Stall hinab zu seinem kleinen grauen Pferde, um zu jammern und zu klagen: er solle eine Prinzessin herbeischaffen, von der er gar nicht wisse, ob sie auf der Welt sei. „Es geschieht dir ganz recht," sagte das Pferd; „das ist für die erste Feder, die du aufhobst. Ich sagte dir ja, du würdest es bereuen. Aber gleichviel, diesmal kann ich dir wohl helfen, obschon du doch einmal sterben mußt." Dann unterrichtete ihn das Pferd: die Prinzessin, welche das Bild darstelle, sei allerdings noch am Leben, und sie sei noch die Allerschönste in der ganzen Welt; aber sie wohne auch auf einem Schlosse ganz draußen am Ende der Welt. Und sie sei in einen Vogel verwandelt, der die glänzenden Federn trage, von denen Treu einige gefunden. Wenn er sie nun finden und holen solle, dann müsse er zum Könige gehn und erst ein Kriegsschiff mit voller Besatzung verlangen, denn man hätte über ein großes Meer zu fahren. Und das Schiff müsse ganz von Mahagoniholz erbaut und mit kupfernen Nägeln und kupfernem Panzer beschlagen sein; sonst könne es die lange Reise nicht aushalten.

Treu ging zum Könige und verlangte das Schiff, und der König versprach, er solle es erhalten. Der König besaß nicht ein derartiges Schiff, sondern mußte es erst bauen lassen, so daß einige Zeit damit hinging. Als das Schiff fertig war, meldete Treu es seinem kleinen grauen Pferde, und da sagte dasselbe: „Geh jetzt wieder zum Könige hinauf und verlange hundert Tonnen Rindfleisch und hundert Tonnen Waizenmehl, zu Brod gebacken, und hundert Tonnen Würmer! Und dann mußt du noch hundert Handkarren haben, deren jeder zwei Tonnen faßt, und zweihundert Zugriemen für die Mannschaft, welche die hundert Karren ziehen soll, denn ihr müßt noch eine Strecke über Land reisen, wenn ihr bis zu dem Lande am Ende der Welt gefahren seid.“ Treu ging zum Könige, und er erhielt alles, was er verlangte, und es wurde an Bord des Kriegsschiffes gebracht. Dann ging er wieder zu seinem kleinen grauen Pferde und meldete ihm dies. Da sagte das Pferd: „Jetzt magst du mir erst eine Tonne Hafer geben; dann nimm mir den Halfter ab, und geh ruhig an Bord!“ Treu that das, und gerade als sie vom Lande abstießen, kam ein weißer Pudelhund aufs Schiff gesprungen und legte sich zu Treu's Füßen nieder. Da begriff er wohl, daß er seinen Helfer bei sich auf der Reise hatte.

Das Schiff glitt rasch über die Wellen, und es hatte immer günstigen Wind, so daß sie bald mitten draußen auf dem wilden Weltmeere waren. Dort ließ Treu, nach dem Rathe des Pudels, die hundert Tonnen Würmer ins Wasser werfen, als ein Geschenk für alle Fische des Meeres. Und die leeren Tonnen wurden hinterdrein geworfen: mit denen sollten die Walfische spielen. Und alle Fische kamen herbei und ließen sich das leckere Mahl schmecken, und alle Walfische umtanzten das Schiff und spielten Ball mit den Tonnen. So fuhren sie immerzu, bis sie zu dem Lande am Ende der Welt kamen. Dort gingen sie ans Land und verluden die hundert Tonnen Rindfleisch und die hundert Tonnen zu Brod gebackenes Waizenmehl auf die hundert Handkarren, und die zweihundert Mann, welche die Besatzung des Schiffes bildeten, legten die Zugriemen an, zwei an jedem Karren, und so zogen sie landeinwärts. Zuerst stießen sie auf ein ungeheures Rudel Wölfe und Bären, welche heulten und brummten und sich mit einander bissen und balgten vor lauter Hunger. Denen gab Treu die hundert Tonnen Rindfleisch, da waren sie froh und ließen ihn fürbaß ziehen. Dann stießen sie auf einen Schwarm Riesen, die sich zankten und prügelten, weil sie nur ein Brod hatten, das sie alle

haben wollten, so hungrig waren sie. Denen gab Treu die hundert Tonnen zu Brod gebackenes Waizenmehl, da wurden sie froh und machten Platz für Treu mit seinem Hunde und seinen Leuten, und „Danke!“ sagten die Riesen, „nun haben wir hundert Jahre lang hier gestanden und uns geprügelt, ohne einen Bissen zu bekommen. Wenn du unsrer Hilfe bedarfst, magst du ihrer gewiß sein.“

Da sandte Treu all seine Leute zum Schiffe zurück, während er und sein Hund immer weiter gingen, bis sie das Schloß erblickten, das wie die Sonne blitzte. „Jetzt müssen wir warten,“ sagte der Hund, „bis es die rechte Zeit ist. Denn niemand kann in das Schloß gelangen, außer in drei Stunden des Tages; denn es liegen so viel giftige Schlangen und Molche rings um das Schloß, und sie schlafen nur während der drei wärmsten Stunden am Tage, daß man lebend an ihnen vorüber kommen kann.“ Als es nun die rechte Stunde war und alle Schlangen und Molche in Schlaf gefallen waren, ging Treu mit seinem Pudel ins Schloß, und der sagte ihm, was er zu thun habe. Thore und Thüren standen offen, und Treu ging ins Schloß hinein, von einem Saal in den andern, bis er in einen Saal kam, wo ein Goldvogel auf einer Stange saß und schlief. Der hatte gerade solche Federn

wie die, welche Treu gefunden. Und er ſchlich leiſe hin, und riß dem Vogel die längſte Schwanzfeder aus. Derſelbe fuhr aus dem Schlummer empor; aber im ſelben Augenblick ſtand er da, in die ſchönſte Prinzeſſin verwandelt, welche ganz dem Bilde glich, das Treu ſo gut kannte. „Wie kamſt du an meinen Hunden vorüber?“ frug ſie. „Denen gab ich ſo viel Fleiſch, wie ſie freſſen konnten.“ — „Wie kamſt du an meinen Rieſen vorüber?“ frug ſie. „Denen gab ich ſo viel Brod, wie ſie haben wollten.“ — „Wie kamſt du an meinen Schlangen und Molchen vorüber?“ frug ſie. „Ich wählte die rechte Zeit,“ antwortete Treu. „Was willſt du hier?“ frug ſie dann. „Ich bin hergekommen, um dich zu einem Könige in weiter Ferne zurück zu bringen, der dich zu ſeiner Königin haben will. Und jetzt mußt du mir folgen,“ ſagte Treu. „Ja morgen,“ ſagte ſie; „jetzt ſollſt du erſt mit mir zu Tiſche gehn und etwas ſpeiſen.“ Dann kamen ſie in einen Saal, wo ein gedeckter Tiſch mit vielen Gerichten und Schüſſeln ſtand, und ſie ſetzten ſich an denſelben. Aber Treu wollte nur von der oberſten Schüſſel eſſen und rührte nichts von allem Uebrigen an. Das hatte der Hund ihm nämlich geſagt, und jetzt hütete er ſich wohl, demſelben irgendwie ungehorſam zu ſein. Die Prinzeſſin ging umher und zeigte Treu das ganze

Schloß mit all seinen Herrlichkeiten; aber es war nicht eine lebende Seele zu sehen, außer der Prinzessin, die ein Vogel gewesen war. Dann wies sie ihm ein prächtiges Schlafzimmer mit vielen gemachten Betten, und sagte ihm, in eins davon möge er sich legen und bis zum anderen Morgen schlafen. Aber Treu antwortete: Nein, er wolle im Schloßthor mit seinem Hunde schlafen, und das that er auch.

Am nächsten Tage ging Treu zur Prinzessin hinauf und frug, ob sie ihm jetzt folgen wolle. „Nein," sagte sie, „erst mußt Du mich unter den Docken Seide herausfinden, die hier liegen;" und in demselben Augenblick war sie verschwunden, und es lag ein großes Bund Seidendocken von allen Farben da. Aber Treu wußte Bescheid, da der Hund ihn belehrt hatte: er suchte eine einzelne Docke Seide heraus, die ein bischen dunkler als alle übrigen war; die ergriff er, und dann zog er sein Messer und that, als ob er sie zerschneiden wolle. Sogleich stand die Prinzessin neben ihm und bat ihn, es zu unterlassen, denn ihr Leben hing an der Docke Seide. Dann mußte Treu sich wieder mit ihr zu Tische setzen; und jetzt aß er nur von der untersten Schüssel und ließ alle anderen unberührt. Sie wollte ihn dann wieder bereden, in einem der gemachten Betten zu schlafen; aber Treu schlief im

Thore bei seinem Hund. Am dritten Tage wollte die Prinzessin ihm noch nicht folgen, ehe Treu sie in einem Bündel Stroh gefunden hätte. Sie versteckte sich nun in einem Strohhalme, der ein bischen heller als die anderen war. Treu fand denselben und that wieder, als ob er ihn zerschneiden wolle. Da stand die Prinzessin neben ihm und bat ihn, es zu unterlassen; jetzt wolle sie ihm folgen. Erst ging sie durchs ganze Schloß umher und schloß alle Thüren zu und nahm die Schlüssel mit, und zuletzt verschloß sie auch das Thor und nahm den Schlüssel mit. Es war ein schweres Schlüsselbund, das sie zu schleppen hatte. Dann ging sie mit Treu vom Schlosse fort. Den ganzen Weg bis zum Strande mußten sie zu Fuße wandern. Endlich kamen sie an Bord und hißten die Segel auf, und sie hatten eben so günstigen Wind auf der Heimfahrt, wie sie auf der Hinreise gehabt hatten.

Mitten draußen auf dem Wasser nahm die Prinzessin ihre Gelegenheit wahr und warf das Schlüsselbund ins Meer. Aber der Pudel sah das und berichtete es Treu, und dieser rief die Fische herbei und bat sie, die Schlüssel herauf zu holen. Und die Fische gedachten des leckeren Mahls, das er ihnen gegeben hatte, und sie begannen danach zu suchen, große wie kleine. Aber es dauerte lange, und keine Schlüssel

waren zu finden; denn das Meer ist ja groß und tief, und es sind Berge und Thäler und Löcher und Höhlen da drunten. Das that den Weißfischen so leid, daß sie zu weinen begannen; und daher kommt es, daß sie noch immer rothe Augen haben. Allein endlich kam doch ein alter Hornhecht mit dem Schlüsselbund angeschwommen, er hatte es zwischen zwei großen Steinen gefunden, und dort hatte es so festgesessen, daß er sich den einen Schnabel abgebrochen hatte, als er es losriß; und daher kommt es, daß der Hornhecht noch einen langen und einen kurzen Schnabel hat. Als Treu das Schlüsselbund erhielt, steckte er es zu sich, ohne daß die Prinzessin etwas davon erfuhr.

Endlich kamen sie denn in das Land des Königs zurück, und der alte König war sehr erfreut über die Prinzessin, die noch eben so jung und eben so schön war, wie sie immer gewesen; und jetzt wollte er gleich Hochzeit mit ihr machen. Aber sie sagte: Nein, daraus würde nichts, ehe ihr eigenes Schloß mit all seinen Herrlichkeiten neben dem Schlosse des Königs stünde. Das sei ihre Bedingung, und ehe die erfüllt sei, könne von keiner Hochzeit die Rede sein.

Der König ließ sogleich Treu rufen und sagte, es sei recht schön, daß er die Prinzessin herbeigeschafft habe; allein das nütze doch gar nichts, wenn sie nicht

ihr eigenes Schloß hier habe. Warum habe er das nicht ebenfalls mitgebracht? Er müsse geloben, ihm das zu schaffen; sonst solle er gleichwohl sein Leben verlieren. Da wurde es Treu ganz schlimm zu Muthe, und er ging zu seinem kleinen grauen Pferde hinunter, das wieder im Stalle stand, und klagte ihm seine Noth. Jetzt sei es wohl eben so gut, daß er stürbe, sagte er, denn das könne er doch unmöglich vollbringen; und er habe auch keine Lust, länger zu leben, wenn die schöne Prinzessin mit dem alten König vermählt worden sei. „Ja, das hast du für die zweite Feder, die du aufhobst," sagte das Pferd; „sagte ich dir nicht, du würdest es bereuen? Aber dies Mal kann ich dir wohl noch helfen, obschon du doch einmal sterben mußt. Geh zum König und verlange ein neues Schiff, ganz wie das vorige, mit eben so vieler Mannschaft und mit der gleichen Ladung!"

Treu that das, und er erhielt alles, und, um es kurz zu erzählen, es ging wie das vorige Mal: der Pudelhund reiste mit, die Fische erhielten die hundert Tonnen Würmer, und die Walfische erhielten die leeren Tonnen, um damit zu spielen; Treu kam zu dem Lande am Ende der Welt, Bären und Wölfe erhielten die hundert Tonnen Fleisch, und die Riesen erhielten die hundert Tonnen zu Brod gebackenes Mehl. Und

als sie zu dem Schlosse kamen, das wie die Sonne blitzte, da packten alle Riesen dasselbe an und trugen es, wie es stand, bis zum Strande hinab, und dort kamen alle Walfische herangeschwommen und trugen es auf ihren breiten Rücken über das Weltmeer und schoben es aufs Land hinauf, so daß es dicht bei dem Schlosse des Königs zu stehen kam.

Als der Prinzessin gemeldet ward, daß ihr Schloß angelangt sei, die Hochzeit jetzt also stattfinden könne, da sagte sie, das Schloß nütze ihr nichts, wenn sie keine Schlüssel dazu habe, und die seien ihr auf der Reise abhanden gekommen. Der König meinte erst, das habe wohl keine Noth: es gebe Schmiede genug im Lande. Allein obschon man sie alle kommen ließ, war doch kein Schmied im Stande, einen Schlüssel oder Dietrich zu verfertigen, der eins der Schlösser aufschließen konnte. Da ließ der König Treu wieder rufen und drohte ihm den Tod an, wenn er nicht gelobe, die Schlüssel herbei zu schaffen. Dies Mal nahm Treu sich's nicht so nahe: er hatte ja das Schlüsselbund, und es ward sogleich zur Prinzessin hingebracht. Jetzt stehe doch wohl der Hochzeit nichts mehr im Wege?

Doch, sagte die Prinzessin, es sei noch Eins, was sie durchaus haben müsse, ehe sie Hochzeit geben könne.

Das sei eine Flasche Lebenswasser und eine Flasche Todeswasser. Das müsse sie erst haben; und wer alles andere habe vollbringen können, müsse leicht auch dies herbeischaffen können; der König brauche es ihm nur zu befehlen. So wurde denn Treu wieder gerufen, und der König sagte, alles, was er bis jetzt vollbracht, sei ganz werthlos, wenn er ihm nicht das Lebenswasser und das Todeswasser herbeischaffe. Das solle und müsse er, und zwar bald; sonst müsse er sein Leben am Galgen enden.

Da ging Treu wieder in den Stall hinunter zu seinem kleinen grauen Pferde und erzählte demselben, was der König jetzt von ihm verlange. Jetzt wolle er nicht länger leben, sagte Treu, er wolle nur dem Pferde Lebewohl sagen, und dann möge ihn hängen, wer da wolle. „Ja," sagte das Pferd, „das hast du für die dritte Feder, die du vom Wege aufhobst. Ich sagte dir wohl, du würdest es bereuen. Aber ich will trotzdem versuchen, dir aus dieser Bedrängniß heraus zu helfen, obschon du doch einmal sterben mußt. Geh jetzt nur zum Könige hinauf und verlange zwei silberne Flaschen; auf der einen soll „Lebenswasser" und auf der andern „Todeswasser" geschrieben stehn. Dann magst du mich satteln und zum Hofe hinaus reiten."

Treu erhielt die zwei silbernen Flaschen, und setzte sich wieder auf seinen kleinen Grauschimmel, und ritt

von dannen. Als er zum Hofe hinaus schwenkte, stand die Prinzessin droben am Fenster, und als sie das Pferd erblickte, sprach sie: „Ja, wenn du einen solchen Helfer hast, kann es dir leicht gelingen.“ Treu ritt jetzt, wohin das Pferd ihn tragen wollte, und das war weit hinweg über Berg und Thal in ein fremdes Land. Als sie dort in einen dichten Wald gekommen waren, stand das Pferd still und sagte zu Treu, er solle absteigen und zu einem Baume gehen, welcher dort stand, worin ein Rabennest war. Dort solle er warten, bis die Alten vom Neste fortgeflogen wären; dann solle er hinaufklettern und eins der Jungen herausnehmen und es erdrosseln, aber es im Nest liegen lassen. Und die Flasche, auf der „Lebenswasser“ geschrieben stünde, solle er gleichfalls in das Nest legen. Treu machte es genau, wie das Pferd ihn geheißen hatte, und blieb dann in der Nähe und verwandte kein Auge vom Rabenneste. Bald kam der alte Rabe wieder und fand das Junge todt; da nahm er die Flasche und flog fort. Nach einiger Zeit kam er mit der Flasche zurück und sprengte etwas von dem Inhalt auf das erdrosselte Junge, das sogleich wieder lebendig war. Da lief Treu herbei, verscheuchte ihn vom Neste, kletterte hinauf und nahm die Flasche, die halb voll war, und kam mit derselben zurück. Jetzt, sagte das

Pferd, ſolle er eine Viper ſuchen und fangen. Er ſolle ſie ein wenig auf den Kopf ſchlagen, daß ſie ihn nicht beißen könne; aber er dürfe ihr nichts zu Leide thun. Dann ſolle er mit ihr in den Baum klettern und ſie über dem Rabenneſte feſtbinden. Und dann ſolle er die Flaſche, auf der „Todeswaſſer“ geſchrieben ſtünde, ins Neſt legen. Das that Treu, und er ſah bald den Raben zum Neſte zurückkommen, die Flaſche ergreifen und mit derſelben fortfliegen; und nach Verlauf einiger Zeit kam er mit der Flaſche zurückgeflogen, und ſprengte etwas von dem Inhalt auf die Viper, die ſogleich todt war. Treu kletterte ſchnell in den Baum, und das meiſte war noch in der Flaſche geblieben.

Als die Prinzeſſin nun die verlangten zweierlei Arten Waſſer bekommen hatte, machte ſie keine Einwendungen mehr gegen die Hochzeit, ſondern ſagte nur, ſie müſſe ſich doch überzeugen, ob das Waſſer das richtige ſei. Das fand der König ganz in der Ordnung; aber weder er noch irgend ein anderer hatten Luſt, es an ſich ſelbſt zu erproben. „Laß ihn kommen, der es geholt hat!“ ſagte der König; „an ihm iſt's doch zumeiſt, dafür einzuſtehen.“ Und ſo wurde Treu ins Schloß geholt. Die Prinzeſſin beſprengte ihn mit dem Todeswaſſer, und er fiel ſogleich um, kalt und

ſtarr wie ein Leichnam. Aber dann beſprengte ſie ihn mit dem Lebenswaſſer, und da ſtand Treu wieder ſpringlebendig auf, und er war jetzt ein ſo ſchöner Mann geworden, wie man je einen geſehn hatte, viel ſchöner, als er zuvor geweſen war. Da meinte der alte König, es wäre doch ein herrlich Ding, ſo neu und ſo jung und ſo ſchön zu werden, und er bat daher die Prinzeſſin, es mit ihm eben ſo wie mit Treu zu machen. Dazu war die Prinzeſſin bereit, und der König wurde erſt mit Todeswaſſer und dann mit Lebenswaſſer beſprengt, ſo daß er viel ſchöner wurde, als er ſeit lange geweſen war. Aber ihn dünkte, es ſei noch nicht genug: er könne gewiß noch ſchöner werden, meinte er, wenn er es noch ein Mal mit ſich vornehmen laſſe. „Wie du willſt," ſagte die Prinzeſſin, und dann beſprengte ſie ihn mit dem Todeswaſſer. Aber darauf ſagte ſie: „Es iſt kein Lebenswaſſer mehr da. Mag denn todt bleiben, was todt iſt!" Und dann ſagte ſie: „Hat nicht der Mann das meiſte Recht, König im Lande zu ſein, der alle dieſe Dinge vollbracht hat, die kein anderer Menſch zu vollbringen vermag: der mich vom Ende der Welt hergeholt hat, und mein Schloß ebenfalls, und die Schlüſſel vom Meeresgrunde, und Lebenswaſſer und Todeswaſſer?" Alle ſtimmten darin ein, oder wagten doch nicht, ihr

zu widersprechen; denn vom Todeswasser war noch mehr in der Flasche. Und so riefen sie Treu zum König im Lande aus; und die Prinzessin, die schönste und klügste in der Welt, hielt Hochzeit mit ihm, und alle beide waren sehr glücklich.

Am Hochzeitstage ging Treu alleine in den Stall zu seinem kleinen grauen Pferde: dem hatte er ja doch alles zu verdanken. Da sagte dasselbe zu ihm: „Nun habe ich dir so oft geholfen; erweise mir jetzt wieder einen Dienst! Nimm ein Schwert und schlage mir das Haupt ab, lege es neben meinen Schwanz, und segne es dann drei Mal!“ — „Nein, mein braves Pferd!“ sagte Treu, „das kann ich unmöglich thun.“ — „Du mußt und sollst,“ sagte das Pferd; „es ist zu meinem eigenen Heil.“ Da mußte ihm Treu wohl gehorchen, und er nahm ein Schwert und hieb ihm das Haupt ab und legte es neben seinen Schwanz, und er segnete es drei Mal; und im selben Augenblick stand ein schöner Prinz vor ihm: das war der Bruder der Königin, der gleich ihr verzaubert gewesen war, und sie gingen jetzt Hand in Hand hinein, und es ward eine Freude ohne Gleichen, und die Hochzeit währte vierzehn Tage und fünfzehn Nächte. Und Treu und seine Königin und ihr Bruder leben glücklich bis auf den heutigen Tag.

Jungfer Lene von Söndervand.

Es war einmal ein Hofbauer, welcher drei Söhne hatte; der älteſte hieß Peter, der zweite Paul, und der dritte Esbeen. Peter und Paul waren ein paar flinke, aufgeweckte Burſche: ſie konnten hören und ſehen, ſpielen und lachen, pflügen und ſäen, mähen und dreſchen, und ihr Vater hatte viel Nutzen von ihnen; aber der jüngſte war ein armer, blöder Tropf, der ſich um nichts kümmerte und ſich mit nichts beſchäftigte; er ſagte nie etwas, ſondern ging wie im Schlaf umher, oder er lag am Heerd und ſtörte in der Aſche; deshalb nannte man ihn Esbeen Aſchenfieſt.

Es war ein guter Hof mit reichen Feldern und grünen Wieſen; aber mitten zwiſchen ihnen lag ein Stück unbenutztes Haideland; das war voll großer Steine und mit Haidekraut bewachſen. Esbeen mochte gern da draußen liegen und zu den Wolken empor

blicken oder ſchlafen und träumen. Aber Peter und Paul mochten das Stück Land nicht ſo unnütz liegen laſſen, und ſie baten ihren Vater um Erlaubniß, es umroden zu dürfen; das werde ſich gut lohnen, ſagten ſie, denn die Erde ſei an und für ſich recht gut. Der Vater gab ihnen auch Erlaubniß, es zu verſuchen; es gehe freilich ein altes Gerede, daß dies Stück Land den Elfen gehöre, aber das ſei nur ein alter Aberglaube, um den man ſich nicht zu kümmern brauche.

So machten ſich denn Peter und Paul mit beſtem Willen ans Werk; ſie räumten die Steine beiſeit auf einen Haufen, und ſie pflügten und ſäeten. Sie ſäeten Waizen auf den neuen Acker, derſelbe ging gut auf und hielt ſich gut durch den Winter, und im nächſten Frühjahr entfaltete er ein Wachsthum, das ohne Gleichen war. Kein anderes ihrer Felder ſah annähernd ſo gut wie dieſes aus, gerade bis zur St. Johanniszeit; aber da nahm die Freude ein jähes Ende, denn juſt in der Mittſommernacht wurde die ganze Ernte auf eine ſeltſame Weiſe verwüſtet: der Acker war wie niedergetreten, jeder Halm war geknickt und konnte ſich nie mehr erheben. Niemand konnte begreifen, wie das zugegangen ſei; aber es war nichts anders zu thun, als den Acker umzupflügen, und ſo wurde er zu Weideland beſtimmt.

Im nächſten Frühjahre ſtand dort höheres und ſchöneres Gras, als auf irgend einer ihrer Wieſen. Aber dann ging es wie das vorige Mal; in der Mittſommernacht wurde alles Gras niedergetreten, gerade als es hätte gemäht werden ſollen, und ſie hatten auch in dieſem Jahre keinen Nutzen von dem Acker. So wurde er denn umgegraben und lag den Winter über brach, aber im nächſten Frühjahre ward er mit Flachs beſäet. Derſelbe ging prächtig auf, und vor dem St. Johannistage ſtand der Flachs in Blüte. Es war ein herrlicher Anblick, und Peter und Paul freuten ſich darüber. Aber ſie erinnerten ſich recht wohl, wie es in den beiden früheren Jahren gegangen war, und ſie kamen überein, daß einer von ihnen in der Mittſommernacht draußen wachen ſolle, um ſich zu überzeugen, ob wieder jemand die Ernte verwüſten würde. Peter, als der älteſte, wollte das übernehmen; er war ein ſtarker und flinker Burſch, er nahm einen tüchtigen Knittel mit und ſetzte ſich draußen neben den großen Steinhaufen, den er mit zuſammengeſchleppt hatte, als ſie den Acker urbar machten. Es war ein lieblich heller und ſtiller, milder Abend; Peter wollte ſich wach halten, aber er fiel doch in Schlaf, und er erwachte erſt um Mitternacht durch ein ſchreckliches Sauſen und Brauſen in der Luft und

dadurch, daß die Erde unter ihm bebte; und als er sich umsehen wollte, war der Himmel pechrabenschwarz, und mitten aus all dem Schwarzen blitzte etwas Rothes hervor, das wie ein glühender Drache aussah. Da wurde es Peter so angst, daß er seine Beine in die Hand nahm und nach dem Hofe zurück lief.

Es entlud sich jedoch kein Gewitter in dieser Nacht, aber als sie morgens nach ihrem Flachsfelde sahen, war dasselbe ganz niedergetreten, und die ganze Ernte war verwüstet. Darüber waren sie alle sehr ärgerlich, besonders aber Paul; er sagte, Peter habe sich wie eine Memme benommen und sei von seinem Wachtposten fortgelaufen, ohne sich zu überzeugen, wer es sei, der ihnen jedes Jahr diesen Tort zufüge. Im nächsten Jahr säeten sie Buchwaizen auf den Acker, und der stand so üppig wie möglich bis zum Tage vor der Mittsommernacht; und jetzt wollte Paul hinaus und Wache halten. Er setzte sich auch neben den Steinhaufen und wollte wach bleiben; aber er fiel ebenfalls in Schlaf und erwachte um Mitternacht dadurch, daß er ein Sausen und Brausen in der Luft vernahm und die Erde unter sich beben fühlte. Der Himmel war wieder schwarz wie Pech, und er sah den glühenden Drachen am Himmel, der näher und näher kam, und jetzt begann der ganze

Acker wie ein Laken zu wallen, und es ſummte und brummte vor ſeinen Ohren, daß ihm ganz ohnmächtig ward. Da hielt er nicht länger Stand, ſondern war froh, daß er mit heiler Haut nach Hauſe kam. Aber am nächſten Morgen war der Buchwaizen niedergetrampelt, daß der Acker einer Stubendiele glich.

Da wollten weder Peter noch Paul mehr Arbeit auf das Haidefeld verwenden, und im nächſten Frühjahr wuchs auf demſelben, was da wollte, an Gras und an Blumen: da waren weiße Anemonen und blaue Kornblumen und rother Mohn, und das Haidekraut wagte ſich wieder hervor; es hatte an den Grabenſäumen gehockt, während die Brüder ſo eifrig mit Pflug und Egge gewirthſchaftet. Jetzt war keiner mehr, der ſich um den Acker kümmerte, als Esbeen: er freute ſich heuer mehr über denſelben, als er es in den drei letzten Sommern gethan hatte, und er lag wieder oftmals draußen und blickte zu den Wolken empor. Und ſpät am St. Johannisabend ſchlich er dort hinaus; er hatte den größten Theil des Tags über geſchlafen, denn er wollte die Nacht über wach bleiben. Er wollte wiſſen, was für ein Unfug dort in der Mittſommernacht getrieben ward, mochten es nun Elfen oder wer ſonſt immer ſein. Drüben am Steinhaufen ſtand ein hoher Baum, das war eine

alte Eſche, die viele hundert Jahre dort geſtanden, und die hatten auch die Brüder ſtehen laſſen, als ſie das Feld umrodeten, denn ſie ſtand an der Grenzmark, und am Fuße derſelben lagen einige der größten Steine, die ſich auf dem Haideland befanden. Darum hatten ſie alle anderen Steine dorthin geſchleppt, ſo daß der Baum jetzt mitten in dem Steinhaufen ſtand. Auf dieſen Baum kletterte Esbeen hinauf, und ſaß nun ganz ſtill und hielt ſich vollkommen wach bis Mitternacht. Da hörte auch er ein Sauſen und Brauſen, das die ganze Luft erfüllte, und er ſah den Himmel ſich ſchwärzen, als würde ein dichter Vorhang rings über denſelben gezogen, und an dem ſchwarzen Himmel ſah er einen rothen Schein, der näher und näher kam und dann einem glühenden Drachen mit drei Häuptern und drei langen Schwänzen glich. Und je mehr er ſich näherte, deſto mehr nahm der Sturm zu, und ein Wirbelwind fuhr auf das Feld herab und kreiſte dort umher und knickte jeden Stengel und jeden Halm, als würden ſie zertrampelt, und die alte Eſche ſchlug mit ihren Zweigen und ſchaukelte ihren alten Stamm, daß Esbeen ſich feſtklammern mußte, um nicht vom Wirbelwinde mit hinweg geriſſen zu werden. Allein plötzlich wurde es ſtill; der Himmel ward wieder hell, und ſtatt eines glühenden Drachens mit drei Häuptern

ſah Esbeen jetzt gleichſam drei große weiße Schwäne; aber als ſie noch näher kamen, ſah er, daß es drei Frauengeſtalten in Federgewändern waren, mit großen weißen Schwingen und langhin flatternden Schleiern, und ſie ließen ſich aus der Luft herab gerade neben dem Baume, auf dem er ſaß. Dort ſtreiften ſie ihre Federhüllen ab: die Schwingen falteten ſich zuſammen, und am Fuße des Baumes lagen nur drei weiße Schleier, ſo fein wie Spinnengewebe. Sie ſelbſt aber ſprangen aufs Feld hinaus und tanzten in der Runde, während ſie einander an den Händen anfaßten; und dazu ſangen ſie: Esbeen hatte nie etwas ſo Schönes gehört, und eben ſo wenig hatte er je etwas geſehen, was den drei jungen Mädchen glich, die ganz weiß gekleidet waren, mit Goldkronen auf ihren Häuptern.

Lange ſaß Esbeen ganz ſtill auf dem Baume und erfreute ſich des herrlichen Anblicks. Er wagte ſich nicht zu regen, um nicht die ſchönen ſeltenen Vögel zu verſcheuchen. Als ſie aber fortfuhren, in einiger Entfernung von ihm zu tanzen, ließ er ſich ganz leiſe vom Baume hinabgleiten, raffte die drei weißen Schleier auf und kletterte dann wieder mit ihnen in den Wipfel. Die drei Schwanenprinzeſſinnen hatten nichts bemerkt; ſie fuhren fort, auf dem Felde zu ſingen und zu tanzen, bis es drei Stunden nach Mitter-

nacht war. Da kehrten ſie zum Fuße des Baumes zurück und wollten ihre Federhüllen wieder anlegen. Aber die waren verſchwunden. Sie liefen umher und ſuchten und ſuchten; endlich erblickten ſie den jungen Burſchen, welcher droben im Baume ſaß. Sie ſprachen ihn an und ſagten, er habe gewiß ihre Schleier weggenommen. Jawohl, ſagte Esbeen. Da baten ſie ihn flehentlich, er möge ihnen doch die Schleier wiedergeben. Sonſt ſeien ſie ganz unglücklich, ſagten ſie; und ſie weinten und baten und verſprachen, ihm ſo viel Gold und Silber für die Schleier zu geben, daß er reicher würde, als der König im Lande. Esbeen ſaß und ſchaute ſie an: wie ſchön waren ſie doch alle drei! Dann ſagte er, ſie erhielten ihre Schleier nur zurück, wenn eine von ihnen ſeine Frau werden wolle. „Ach nein!“ ſagte die eine; „Nein, fürwahr nicht!“ ſagte die andere; aber die dritte, das war die jüngſte Prinzeſſin, die ſagte: „Ja! Gieb uns jetzt unſre Schleier!“ Da erhielten die zwei ihre Schleier, aber ſie erhielt nicht den ihrigen, bevor ſie ihm ihre Hand und einen Kuß gegeben und einen Ring an ſeinen Finger geſteckt und verſprochen hatte, am nächſten Mittſommerabend wieder zu kommen und Hochzeit mit ihm zu halten. „Wir ſind drei Schweſtern,“ ſagte ſie, „und Königstöchter, und wir ſind in einem Schloſſe aufgewachſen,

das an dieſer Stelle geſtanden hat. Aber vor langer, langer Zeit ſind wir von einer böſen Hexe geraubt worden, die uns zehntauſend Meilen von hier gefangen hält. Nur in jeder Mittſommernacht dürfen wir hieher fliegen und unſer Heim beſuchen. Jetzt mußt du hier auf dieſer Stelle ein Schloß bauen, worin unſre Hochzeit ſtattfinden kann, und du mußt alles königlich einrichten, und magſt ſo viele Gäſte laden, wie du willſt, nur nicht den König in dieſem Lande. Du ſollſt Mittel genug erhalten, um das Schloß zu bauen: brich einen Zweig von dem Baume, darin du geſeſſen, und ſchlage auf den größten Stein am Fuße desſelben und ſprich: „Für Jungfer Lene von Söndervand!“ Dann dreht er ſich um, und du findeſt unter ihm alles, deſſen du bedarfſt. Mit einem Schlag des Eſchenzweiges und denſelben Worten kannſt du deine Schatzkammer öffnen und ſchließen, ſo oft du willſt. Und nun bis dahin lebe wohl!“ ſagte ſie. Dann wand ſie den Schleier um ihr Haupt, wie die andern es ſchon gethan hatten, und er wallte über ſie hinab und ſpannte ſich über ihr aus wie zwei große weiße Schwingen, und dann flogen ſie alle drei auf: erſt ſahen ſie wie drei weiße Schwäne aus, aber höher und höher ſchwebten ſie hinan, und bald waren ſie außer Sicht, ehe noch der erſte Sonnenſtrahl über den Acker fiel.

Lange ſtand Esbeen und blickte ihnen nach, ganz verwirrt von allem, was er geſehen und gehört und erlebt hatte. Endlich raffte er ſich auf, brach einen Zweig von der Eſche und ſchlug auf den Stein, mit den Worten: „Für Jungfer Lene von Söndervand!“ und ſogleich wälzte der Stein ſich um, und unter demſelben war der Eingang zu einer königlichen Schatzkammer voller Gold und Edelſteine, gemünzten Geldes, koſtbarer Schmuckſachen und künſtlicher Geräthe: Trinkhörner und Leuchter und aller erdenklichen Zierrathen für einen königlichen Tiſch. Esbeen nahm ſo viel Gold- und Silbergeld, wie er tragen konnte, dann ſchlug er wieder auf den Stein und ſprach dieſelben Worte, und dann ging er heim zum Hofe ſeines Vaters.

Der Vater und die Brüder hätten ihn faſt nicht wiedergekannt; er war nicht wie derſelbe Menſch, als er an dieſem Morgen ins Zimmer trat, ſo flink und ſo munter, das Haar aus der Stirn geſtrichen, und mit funkelnden Augen. Dann ſagte er ihnen, jetzt wiſſe er, was den Acker in den vorhergehenden Jahren verwüſtet habe. Derſelbe ſolle nicht beſäet, ſondern es ſolle ein Schloß dort erbaut werden, und in dem ſolle am nächſten Mittſommerabend ſeine Hochzeit ſtattfinden. Zuerſt glaubten ſie, er habe ganz den

Verſtand verloren; als ſie aber all das Gold und Silber ſahen, das er mitbrachte, kamen ſie auf andre Gedanken und ließen ihn ſchalten und walten, wie es ihm gefiel.

Nun berief er Steinhauer und Zimmerleute, Maurer und Tiſchler, und ſetzte einen Meiſter über ſie alle und ſagte ihm, es ſolle ein königliches Schloß erbaut werden, und dasſelbe müſſe innerhalb eines Jahres vollſtändig fertig ſein. Er gab dem Meiſter alles Geld, was derſelbe verlangte; er konnte deſſen ja genug aus ſeiner Schatzkammer nehmen; und nun gab's eine Emſigkeit ohne gleichen, mit Axt und Säge, mit Hobel und Hammer, mit Meßloth und Maurerkelle; und bis zum Walpurgistag ſtand das Schloß fertig mit Thüren und Zinnen, mit Kupferdach und goldenen Wetterfahnen. Und dann ließ er alle Leute im Dorf und alle Bekannten aus der ganzen Harde zur Hochzeit laden.

Von dem Bau war natürlich viel geredet worden, und nicht minder wurde von der Hochzeit geredet, die am Mittſommerabend in dem neuen Schloſſe ſtattfinden ſollte. Am allermeiſten jedoch war man darauf erpicht, zu erfahren, wer die Braut ſein würde, denn ihren Namen wußte keiner. Da traf es ſich eines Tages kurz vor der Mittſommerzeit, als alle ſchon

eingeladen waren, daß Esbeen's Vater dem König des Landes begegnete, der einen Spazierritt gemacht und den Weg am neuen Schloſſe vorüber genommen hatte, von dem er ſo viel gehört. Der Hofbauer zog natürlich ſeinen Hut vor dem König, der ſeinen Gruß erwiderte und ſagte, er habe von der großen Hochzeit gehört, die er für ſeinen jüngſten Sohn ausrichte. „Ich hätte ſchon Luſt," ſagte der König, „ihn und ſeine junge Braut zu ſehen." Da meinte denn der Bauer, er könnte doch nicht umhin, zu ſagen, es würde ihnen eine große Ehre ſein, wenn der König ſelbſt zur Hochzeit kommen wollte. Dank, ſagte der König, das wolle er gern, und dann ritt er ſeines Weges.

Der Hochzeitstag erſchien, und die Gäſte kamen, und der König kam auch; Esbeen war da, aber die Braut noch nicht. Man begann zu munkeln, die Sache hinge wohl nicht richtig zuſammen; von der Braut hätte Esbeen wohl nur geträumt, und mit dem Schlaf ſei ſie wieder verſchwunden. Gegen die Zeit des Sonnenuntergangs ging Esbeen vor das Schloß hinaus und blickte in die Luft empor. „Hm! ſoll ſie von dorther kommen?" ſagten die Leute; „ja, dann iſt ſie wohl nur eine der Mucken, die Esbeen im Kopfe gehabt hat." Allein Esbeen war ganz ruhig;

er hatte einen Zug Schwäne durch die Luft ſtreichen ſehn, und er wußte jetzt, daß ſie in der Nähe ſei. Und gleich darauf fuhr ein prächtiger goldener Wagen, von ſechs weißen Pferden gezogen, an der Treppe vor. Esbeen ſprang an den Wagenſchlag. Dort ſaß die Braut in ſtrahlender Schönheit. Aber das Erſte, was ſie ſagte, war: „Iſt der König hier?“ Darauf mußte Esbeen antworten: „Ja! — aber er hat ſich ſelbſt eingeladen; ich habe ihn nicht geladen.“ — „Das bleibt ſich gleich,“ ſagte die Braut; „halte ich hier heute meinen Brauteinzug, ſo wird der König der Bräutigam, du verlierſt dein Leben, und ich werde unglücklich; denn dir und keinem andern will ich angehören. Jetzt mußt du zu mir kommen, wenn du es vermagſt, und zwar ehe das Jahr um iſt, ſonſt iſt es zu ſpät. Ich wohne zehntauſend Meilen von hier auf dem Schloſſe ſüdwärts von der Sonne, weſtwärts vom Monde und mitten in der Welt.“ Als ſie das geſagt hatte, fuhr ſie in ſauſender Eile fort, und gleich darauf ſah Esbeen den Zug Schwäne gen Himmel fliegen und in den Wolken verſchwinden.

Da nahm Esbeen den Stab in die Hand, verließ alles und machte ſich auf die Wanderung in die weite Welt hinaus, um ſie aufzuſuchen. Er ging geradesweges nach Süden, und er ging Tage und Wochen,

und wohin er kam, frug er, ob niemand das Schloß kenne; aber nie traf er jemand, der es nur hatte nennen hören. Endlich kam er eines Tages draußen in einem Walde zu ein Paar großen, grimmigen Kerlen, die sich mit einander rauften. Esbeen redete sie an und frug, um was sie sich rauften. Sie rauften sich um einen alten Hut, der dort liege; ihr Vater sei gestorben, und sie sollten jetzt das Erbe theilen. „Er ist doch auch nicht viel werth," sagte Esbeen. Doch, sagten die Waldkobolde, es sei kein Hut wie andere Hüte, denn wer ihn aufhabe, der sei unsichtbar; darum wollten sie ihn beide haben. Und dann fuhren sie wieder auf einander los und schalten und rauften sich. „Ja, balgt ihr nur zu, bis ihr euch einigt!" sagte Esbeen, dann schnappte er den Hut weg und setzte ihn auf und ging seines Weges.

Als er eine gute Weile gegangen war, kam er zu ein Paar anderen Waldkobolden, die sich zankten, daß es schrecklich war. Sie sollten auch ihren Vater beerben: es handelte sich nur um ein Paar alter Stiefel, aber wer die anhatte, machte hundert Meilen mit jedem Schritte; daher wollten sie beide dieselben haben. Esbeen ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und als er hörte, um was sie sich stritten, gab er ihnen den Rath, um die Wette zu laufen. „Jetzt werfe ich

einen Stein," ſagte er, „zu dem müßt ihr hinlaufen, und wer zuerſt ankommt, der ſoll die Stiefel haben." Darauf gingen ſie ein, Esbeen warf den Stein, und ſie rannten fort. Mittlerweile zog Esbeen die Stiefel an, und dann that er einen Schritt, da war er hundert Meilen weit fort.

Wieder rauften ſich dort ein Paar Waldkobolde um ihr väterliches Erbe, das ſich nicht theilen ließ, und das jeder von ihnen haben wollte. Es war ein altes roſtiges Taſchenmeſſer. Aber es habe die Eigenſchaft, ſagten ſie, daß, wenn man es aufmache und nur auf jemand damit hinweiſe, derſelbe todt umfalle; und wenn man es dann zuklappe und den Todten berühre, werde derſelbe wieder lebendig. „Zeigt mir das Meſſer!" ſagte Esbeen; „ich finde wohl Rath, ich habe dergleichen Händel ſchon eher geſchlichtet." Als er dasſelbe empfing, mußte er es doch erproben, und er machte es auf und hielt es auf die beiden Waldkobolde gerichtet; da fielen ſie todt um. „Es verhält ſich wirklich ſo," ſagte Esbeen; dann klappte er es zu und berührte ſie, und ſogleich ſprangen ſie wieder auf. Dann ſteckte Esbeen es in die Taſche, ſagte ihnen Lebewohl, ſetzte ſeinen Hut auf und war im ſelben Augenblick hundert Meilen weit fort.

Esbeen ging immer weiter bis gegen Abend, da

kam er zu einem kleinen Hause, das mitten im wilden Walde lag. Dort wohnte eine alte Frau, die war so alt, daß Moos auf ihr wuchs. Esbeen grüßte sie freundlich und frug, ob sie ihm nicht sagen könne, wo das Schloß sei, das südwärts von der Sonne, westwärts vom Monde und mitten in der Welt liege. Nein, sagte sie, von dem Schloß habe sie niemals reden hören. Aber sie gebiete über alle Thiere auf dem Felde, und sie wolle sie zusammenrufen und sie fragen, ob eins von ihnen dasselbe kenne. Dann stieß sie in ihre Pfeife, und allerlei wilde Thiere versammelten sich; sie kamen in vollen Sprüngen herbeigeschossen, bis auf den Fuchs, der kam hinterdrein geschlichen und war schlechter Laune, denn er war eben im Begriff eine Gans wegzuschnappen, als er die Pfeife vernahm und fortmußte. Aber weder der Fuchs noch eins des anderen Thiere wußte etwas von dem Schlosse. „Ja, dann mußt du zu meiner Schwester gehen," sagte die Frau, „welche über alle Fische im Meere gebietet. Sie wohnt dreihundert Meilen von hier, und der Fuchs, welcher zuletzt gekommen ist, soll dir den Weg weisen."

Es dauerte nicht lange, bis Esbeen zu der alten Frau kam, über alle die Fische im Meere gebot. Aber sie hatte das Schloß niemals nennen hören;

und von allen Fiſchen, die ſie mit ihrer Pfeife zuſammen rief, war auch keiner ſo weit gekommen. „Dann mußt du zu meiner Schweſter gehen,“ ſagte die Frau, „welche über alle Vögel unter dem Himmel gebietet. Vermag ſie dir nicht zu helfen, ſo vermag's niemand. Sie wohnt dreihundert Meilen von hier gerade gen Süden, auf einem hohen Berge; den kannſt du unmöglich verfehlen.“

Esbeen machte ſich alſo wieder auf den Weg, und kam bald zum Vogelberge. Die alte Frau, welche dort wohnte, hatte niemals von dem Schloſſe ſüdwärts von der Sonne, weſtwärts vom Monde und mitten in der Welt reden hören. Aber ſie ſtieß in ihre Pfeife, und da kamen alle Vögel von allen Enden der Welt herangeſchwirrt. Sie frug ſie, ob ſie das Schloß kennten; aber keiner von ihnen war ſo weit gekommen. „Aber der alte Adler iſt ja nicht hier,“ ſagte ſie, und ſtieß nochmals in ihre Pfeife. Da kam endlich der große Adler heran geſauſt und gebrauſt und ſetzte ſich auf einen Baumwipfel. „Woher kommſt du?“ fragte die Frau; „du haſt dein Leben verwirkt, denn du kamſt zu ſpät.“ — „Ich komme von dem Schloſſe ſüdwärts von der Sonne und weſtwärts vom Monde und mitten in der Welt,“ ſagte der Adler; „dort habe ich mein Neſt und meine Jungen, und für die mußte

ich erſt ein wenig ſorgen, ehe ich ſo weit von ihnen wegfliegen konnte.“ Da ſagte die Frau, ihm ſolle das Leben geſchenkt ſein, wenn er Esbeen zu dem Schloſſe hinbringen könne. Der Adler meinte, das könne er wohl, wenn er ſich die Nacht über ausruhen dürfe.

Am nächſten Morgen ſetzte Esbeen ſich auf den Rücken des Adlers, und dieſer flog höher und höher in die Luft hinauf und weit über das wilde Meer. Als ſie eine Weile geflogen waren, ſagte der Adler zu Esbeen: „Siehſt du etwas vor uns?“ — „Ich ſehe eine große ſchwarze Wand gerade vor uns,“ ſagte Esbeen. „Ja, das iſt die Erde, durch die wir hindurch müſſen,“ ſagte der Vogel; „halte dich gut feſt! denn wenn du mir umkommſt, ſo gilt es mein Leben.“ Dann flog er mitten in das ſtockfinſtere Loch hinein, Esbeen hielt ſich gut feſt, und bald erblickte er wieder das Tageslicht. Als ſie abermals eine Weile geflogen waren, ſagte der Vogel wiederum: „Siehſt du etwas vor uns?“ — „Es ſieht wie ein Glasberg aus,“ ſagte Esbeen. „Das iſt das Waſſer, durch das wir hindurch müſſen,“ ſagte der Vogel; „halte dich jetzt gut feſt! denn wenn du mir umkommſt, ſo gilt es mein Leben.“ Dann ſchoſſen ſie gerade durch das Waſſer und kamen glücklich hindurch. Dann flogen ſie wieder

eine Weile durch die Luft. „Siehst du etwas vor uns?“ sagte wieder der Vogel. „Ich sehe nur Feuerflammen,“ sagte Esbeen. „Durch die müssen wir hindurch,“ sagte der Vogel; „ducke dich gut unter mein Gefieder, und halte dich fest! Kommst du mir um, so gilt es mein Leben.“ Dann flogen sie geradesweges in das Feuer hinein, kamen aber glücklich hindurch. Dann ließ sich der Vogel auf ein Land nieder und und sagte: „Jetzt muß ich mich ein wenig ausruhen; wir haben noch fünfhundert Meilen zurück.“ — „Jetzt kann ich dich tragen,“ sagte Esbeen, und dann nahm er den Adler auf den Rücken und legte den Weg in fünf Sprüngen zurück. „Jetzt sind wir doch zu weit gekommen,“ sagte der Adler; „kannst du nicht zehn Meilen zurückgehen?“ — „Nein, das kann ich nicht,“ sagte Esbeen. „Dann müssen wir sie fliegen,“ sagte der Adler; und so kamen sie glücklich zu dem Schlosse südwärts von der Sonne, westwärts vom Monde und mitten in der Welt. Es war ein Schloß, dessen gleichen es nicht auf Erden gab; es glänzte von oben bis unten wie das lautere Gold.

Als Esbeen zu dem Schlosse kam, setzte er sich draußen vors Thor, bis ein Wirthschaftsmädchen kam und durch dasselbe hineinging. Zu der sagte er: „Grüße Jungfer Lene von Söndervand und bitte sie

um einen Becher Wein für einen müden Wandersmann!“ Dieſe Botſchaft brachte das Mädchen der Prinzeſſin; ſie ließ ihren eigenen Goldbecher mit Wein füllen und ſandte das Mädchen damit hinaus. Und als Esbeen getrunken, warf er den Ring, welchen er bei der erſten Begegnung erhalten hatte, in den Becher. Die Prinzeſſin erkannte ſogleich den Ring und eilte ſelber hinab, umarmte ihn und führte ihn ins Schloß. „Nun hab' ich dich,“ ſagte ſie; „aber ich muß dich gleich wieder loslaſſen, und du mußt den langen Weg in meiner Federhülle zurückfliegen. Denn erblickt dich die Hexe, welche uns gefangen hält, ſo verwandelt ſie dich mit einem einzigen Blick in Stein.“ — „Dagegen weiß ich Rath,“ ſagte Esbeen; „zeige mir nur, wo ſie iſt!“ Dann ſetzte Esbeen ſeinen unſichtbar machenden Hut auf, nahm ſein Meſſer in die Hand, ging zur Hexe hinein und wies auf ſie hin, da fiel ſie todt um. Dann ließ er ſie zwanzig Klafter tief unter der Erde begraben, und dann hielt er Hochzeit mit ſeiner Prinzeſſin, und die Hochzeit iſt noch nicht zu Ende.

Und ich bin auch auf Esbeen's Hochzeit geweſen; aber da wir auf einer Papierdiele tanzten, und ich ein Paar große Holzſchuhe anhatte, ſo brach ich durch und fiel in ein Spinngewebe und blieb

darin hangen. Und das Spinngewebe ſtopft
als Vorladung in eine Kanone, und niemand
merkte mich. So wurde ich mit herausgeſchoſſen
flog hieher, wo ich jetzt ſitze und dieſe Ge
erzähle.

Die Wunſchdoſe.

Es war einmal in alten Tagen ein Mann, der eine kleine Kathſtelle draußen in einer Waldgegend beſaß. Er hatte es nur kärglich: er konnte eben ein Paar kleine rothe Mähren halten, um mit ihnen Sommers ſein Land zu beſtellen und Winters Brennholz zu fahren. Er lebte nur von der Hand in den Mund. Er war verheirathet und hatte einen kleinen Sohn, welcher Hans hieß. Da kam ſeine Frau wieder in die Wochen und bekam drei kleine Mädchen auf einmal. Das war eine große Sorge für ſie, und der Mann dachte, er würde ſich jetzt bei Nacht wie bei Tage placken müſſen, um Brod zu ſchaffen. So ſtand er denn in einer Nacht draußen und klopfte ſeinen Dünger feſt, auf den er Erde gehäuft hatte, damit er weiter mit demſelben reiche. Da kam ein alter Mann zu ihm, ließ ſich ins Geſpräch mit ihm ein und bedauerte ihn, daß er auch nachts ſo daſtehen und ſich

abäſchern müſſe. Ja, das ſei durchaus nöthig, ſagte der Mann, er habe ſo viel hungrige Münder zu ernähren. Da ſagte der Alte, er könne leicht von ſeiner Noth erlöſt werden, wenn er nur wolle. Der Alte bot ihm an, ſeine drei Töchter zu ſich zu nehmen, wenn ſie drei Jahre alt wären. Wenn der Mann das Anerbieten annehmen wolle, ſolle er hinfort keine Noth mehr leiden, denn der Alte wolle ihm eine Doſe ſchenken, welche die Eigenſchaft habe, daß man alles, was man wünſche, erhalten könne, wenn man nur auf ſie klopfe. Der Mann dachte, er müſſe ſchier nothgedrungen auf den Handel eingehen, denn er könne ja noch mehr Kinder bekommen, und er könne nicht einmal die, welche er ſchon habe, ernähren. Er erhielt alſo die Doſe, und der Alte ſagte, er werde ſchon ſelbſt die drei Mädchen holen, wenn ſie drei Jahre alt geworden ſeien.

Als der Alte fort war, wollte der Mann gleich die Kraft ſeiner Doſe erproben, und klopfte auf dieſelbe. Sofort ſtand ein Rieſe vor ihm und ſagte: „Was befiehlt mein Herr?“ — „Bin ich dein Herr,“ ſagte der Mann, „ſo befehle ich, daß morgen früh zwei Meilen von hier ein Edelhof ſtehen ſoll mit allem Zubehör drinnen wie draußen, mit Leuten und Vieh, Hausrath und Ackergeräth, Silber und Gold und guten

Dingen, so daß kein besserer Hof im ganzen Königreiche zu finden ist." Darauf verschwand der Riese, und der Mann ging hinein und legte sich nieder. Früh am nächsten Morgen klopfte er wieder auf die Dose, der Riese stand vor ihm und frug: — „Was befiehlt mein Herr?" — „Ich befehle, daß in zwei Stunden eine Kutsche mit vier Pferden und Kutscher und Lakai hier halten soll, um uns nach unserm Edelhofe abzuholen." Dann ging er zu seiner Frau und den Kindern hinein und sagte, er habe die Kathstelle verkauft. Sie möge sich und den Kindern das beste Zeug, das sie hätten, anziehen, denn in zwei Stunden sollten sie abreisen. „Ach Gott!" sagte sie, „was soll aus uns und den armen Kleinen werden?" Als nun die Kutsche mit vier Pferden bespannt ankam, glaubte sie, ihr Mann habe die Kathstelle für diese verkauft. Damit war sie sehr übel zufrieden, aber sie setzte sich mit den Kindern hinein und weinte auf dem ganzen Wege leise vor sich hin. Es ging in fliegender Hast, und bald fuhren sie in den schönsten Edelhof hinein und hielten vor der Treppe. Dort kamen Diener und Mägde herausgeeilt und empfingen sie, als hätten sie viele Jahre bei ihnen gedient.

Sie lebten jetzt auf ihrem Edelhofe drei Jahre lang in Wohlstand und Herrlichkeit. Sie hatten Am-

men und Mägde für die Kinder, und ſie trugen feine Kleider, und die drei kleinen Mädchen gediehen gut: ſie waren hübſch und munter und artig und waren der Stolz und die Freude ihrer Mutter. Aber der Knabe Hans war wunderlich eigen und menſchenſcheu; wenn er im Zimmer war, ſo weinte er, am liebſten mochte er draußen im Stall und unter den Heuſchobern, auf dem Hühnerhofe und auf dem Düngerhaufen allein umhergehen. Er ſchien nicht recht bei ſeinen fünf Sinnen zu ſein, und die Leute nannten ihn den dwatſchen Hans.

An dem Tage, als die kleinen Mädchen drei Jahre alt wurden und der Mann wußte, daß ſie fortgeholt werden würden — die Frau wußte von alledem nichts, — fuhr er mit ſeiner Frau auf Beſuch aus, ſagte aber erſt den Mägden, ſie ſollten alle Thüren verſchloſſen halten und die Kinder an dieſem Tage nicht aus dem Hauſe laſſen. Gegen Mittag kam eine Kutſche auf den Hof gefahren, die blitzte wie die Sonne, und alle Dienſtboten liefen an Fenſter und Thüren, um zu ſehen, was es wäre. Die drei kleinen Mädchen kamen zu einer Thür, die angelehnt ſtand, ſie drängten ſich zwiſchen den Kindermägden hinaus und liefen zur Kutſche hin. Und ſobald ſie dort ankamen, wurden ſie in dieſelbe hineingeriſſen,

und ſie rollte zum Hofe hinaus, nach dem Walde zu; niemand wußte, wohin ſie verſchwand. Abends kamen Mann und Frau nach Hauſe, die Kindermägde weinten und ſchluchzten, denn die Kinder waren fort. Die Frau weinte auch und war ganz untröſtlich. Aber der Mann ſagte, die Kinder kämen ſchon wieder; es hätte ſie keiner weggenommen, der ihnen Leid zufügen würde.

Eine Reihe von Jahren verſtrich: die Mutter ging umher und trauerte und erwartete die Rückkehr ihrer kleinen Mädchen, oder doch eine Nachricht von ihnen und es kam keine Kunde von ihnen, und die Mutter härmte ſich und ward inmitten all der äußeren Herrlichkeit von Trauer und Gram verzehrt, bis ſie endlich ſtarb. Bald darauf ſtarb auch der Mann; er hatte keine Freude an ſeinem Reichthum, denn er hatte ein ſchlechtes Gewiſſen. Da war der dwatſche Hans Erbe der ganzen Herrlichkeit. Er war noch eben ſo wunderlich, wie er immer geweſen war. Er trieb ſich, wie gewöhnlich, umher, und nahm ſich keiner Sache an. Aber es waren andere da, die ſich der Sachen annahmen; es waren ungetreue Diener und ungetreue Verwalter da, und Hans wurde beſtohlen und betrogen, das eine Mal ärger als das andere; aber er kümmerte ſich um nichts, bis eines Tages —

kaum zwei Jahre, nachdem er den Hof geerbt hatte — der Vogt des Königs kam und das Ganze in Beſchlag nahm, und ihm geſagt wurde, jetzt könne er gehen, wohin er wolle: er beſäße ja nichts, als was er auf dem Leibe trüge. Hans war darum nicht minder froh. Er ging durch das ganze Haus, aus einem Zimmer in das andere, und da waren manche Zimmer, in denen er zuvor niemals geweſen war. So kam er in eine Kammer, wo ein alter Schafspelz hing, und neben dem ſtand ein alter Knotenſtock. Die können mir jetzt gute Dienſte thun, dachte Hans, der Pelz iſt gut für Kälte und für Wärme; und damit zog er den Pelz an und nahm den Stock in die Hand, und dann ging er zum Edelhofe hinaus; aus dem machte er ſich nur wenig: er hatte niemals Freude daran gehabt.

Hans fuhr fort zu wandern, bis er in einen Wald kam; dort legte er ſich hin, um zu ſchlafen, das war ihm nahezu das Liebſte. Als er erwachte, fühlte er ſich wund auf der Seite, auf der er gelegen hatte, und es war auch etwas da, was ihn drückte. Er fühlte alſo in der Taſche nach, und dort fand er eine kleine Doſe. Er wandte und drehte ſie hin und her und vermochte ſie nicht zu öffnen, da klopfte er auf dieſelbe, und ſogleich ſtand ein Rieſe vor ihm und ſprach: „Was befiehlt mein Herr?“ — „Bin ich dein

Herr?“ frug Hans. — „Jawohl,“ ſagte der Rieſe; „dein Vater war mein Herr, und du haſt die Doſe von ihm geerbt; darum biſt du jetzt mein Herr.“ — „Hm, habe ich zu befehlen,“ ſagte Hans, „ſo möchte ich wohl eine Fiedel haben, auf der ich ſpielen könnte, und das ſo luſtig, daß alle, die es hörten, danach tanzen müßten.“ In demſelben Augenblick hatte er die Fiedel, und er ſpielte und ſpielte, und es kam ihm herrlich vor; er war nie zuvor in ſeinen Lebtagen ſo vergnügt geweſen.

Dann hängte Hans ſeine Fiedel auf den Rücken und ging weiter in die weite Welt hinaus. Wohin er kam, ſpielte er den Leuten auf: ſie tanzten und waren vergnügt; und Hans litt niemals Noth: er erhielt Speiſe und Obdach, wohin er kam; ein ſolcher Spielmann war allerorten willkommen. Er zog von dem einen Lande zum andern, und ſo kam er einſtmals an einem großen Königspalaſte vorüber. Im Garten daneben erging ſich die Tochter des Königs und ſpielte Ball mit ihren Fräulein. Er blieb draußen vor dem Garten ſtehen und ſchaute und ſchaute, er konnte deſſen gar nicht müde werden. Er ſchaute auf nichts anderes, als auf die Königstochter, die war ſo unvergleichlich ſchön. Da dachte Hans: „Wer ſie nur alle Tage ſehen könnte, der wäre glücklich.“ Und

dann ging er in den Palaſt hinein und frug, ob er nicht dort einen Dienſt erhalten könnte. Ja, er könnte Schafhirt werden, und das wurde er. Den ganzen Tag zog er in Feld und Wald mit ſeinen Schafen umher und ſpielte ihnen auf ſeiner Fiedel auf, daß ſie tanzten und ſangen, ſo gut ſie's gelernt hatten. Das war ergötzlich zu ſehn und zu hören; und abends, wenn Hans die Schafe heimwärts trieb, ließ er ſie draußen vor dem Schloßgarten tanzen, wo ſich die Prinzeſſin erging und mit ihren Fräulein ſpielte. Sie mußten alleſammt tanzen; und ſie lachten und waren luſtig, bis Hans aufhörte zu ſpielen und ſeine Schafe in den Schafſtall trieb.

Es ergötzte die Prinzeſſin ſehr, Hanſens Spiel zu hören, aber doch beſonders, die Schafe danach tanzen zu ſehn; und ſie kam eines Tages zu Hans aufs Feld hinaus und bat ihn, die Schafe vor ihr tanzen zu laſſen. Er ſagte, das thäte er nicht, wenn ſie ihm nicht verſprechen wollte, ſeine Frau zu werden. Sie lachte darüber und dachte, dem armen Tropfe könne man verſprechen, was man wolle, es habe nichts zu bedeuten, und ſo ſagte ſie Ja, und Hans ſpielte, daß die Schafe tanzten, und die Prinzeſſin ſich faſt todtlachte. Am nächſten Tage kam ſie wieder zu Hans hinaus, er ſolle ihr und den Schafen aufſpielen.

Aber Hans sagte: Nein, das thäte er nicht, wenn sie es ihm nicht schriftlich gäbe, daß sie seine Frau werden wolle. Sie meinte, auch das habe nichts zu bedeuten, und sie gab es ihm schriftlich mit ihrem Namen darunter. Am folgenden Tage ging Hans zum König hinauf und sagte, daß seine Tochter ihm versprochen habe, seine Frau zu werden, daher bitte er den König, ihre Hochzeit auszurichten. Der König lachte ihn aus und dachte, das sei ein drolliger Einfall von dem armen blödsinnigen Schafhirten. Aber da zog Hans das Schreiben hervor und zeigte dem König, daß seine Tochter sich eigenhändig dazu verpflichtet habe. Der König ließ sofort seine Tochter herein rufen und frug sie, was das für eine Verschreibung wäre, die sie da ausgestellt hätte. Ach, das sei nur Spaß, sagte sie, das habe nichts zu bedeuten. Aber der König sagte, es habe so viel zu bedeuten, daß sie halten müsse, was sie versprochen. Er könne nicht Recht und Gerechtigkeit im Lande verwalten, wenn die Leute nicht an das gebunden sein wollten, was sie geschrieben hätten. Und sollte die Unterschrift nichts gelten, so würde man auch *seine* Gesetze und Erlasse nicht mehr für voll ansehen. Sie müsse den Schafhirten nehmen.

Sie hielten also Hochzeit, und sobald die Hochzeits-

tage zu Ende waren, ſagte der König, jetzt möge Hans ſeine Frau nehmen und mit ihr nach ſeinem eigenen Heim reiſen. Er glaubte natürlich nicht, daß er einen Ort habe, wohin er ſie führen könnte. Da ging Hans vor das Schloß hinaus und klopfte auf die Doſe; ſogleich kam der Rieſe und frug: „Was befiehlt mein Herr?“ — „Ich befehle dir, zwei Meilen von hier ein Schloß zu errichten, ſo groß und ſo prächtig, daß der Palaſt des Königs ſich nicht damit vergleichen läßt. Und dann ſoll hier ſogleich eine goldene Kutſche mit ſechs Pferden, Kutſcher und Lakai erſcheinen, ſo herrlich, daß der König nicht deſſen gleichen hat.“ Kaum hatte er das geſagt, ſo hielt ſchon die Kutſche vor der Thür, Hans ging hinein und ſagte ſeiner Frau, daß der Wagen jetzt da ſei. Alle wollten ſie hinaus begleiten, denn ſie waren neugierig, zu ſehen, was für ein Fuhrwerk der Schafhirt auftreiben könnte. Der König verlor faſt die Naſe aus dem Geſicht, als er die Kutſche erblickte. Aber Hans that, als wäre das gar nichts; er ſagte, ihr Schloß läge nur zwei Meilen entfernt, und er bat den König, ſie bald zu beſuchen. Die goldene Kutſche rollte dann zum Palaſthofe hinaus, und der Kutſcher fuhr zu dem neuen Schloſſe, als hätte er das ſeit vielen Jahren gethan; dort waren Diener und Mägde, welche

sie empfingen, und das Schloß war in jeglicher Weise noch viel schöner ausgestattet, als die Prinzessin es gewohnt war.

Sie war trotzdem in sehr übler Laune, denn sie mochte Hans nicht leiden, und sie war ja auch sehr gegen ihren Willen mit ihm verheiratet worden. Er that alles, was er vermochte, um sie aufzuheitern; aber sie hielt sich zurück und antwortete ihm kaum, wenn er mit ihr sprach. Er wollte ihr etwas vorspielen, aber sie bat ihn, sie damit zu verschonen. Es war kein vergnügtes Leben für Hans; es konnte ihm wenig nützen, daß er die allerschönste Frau bekommen hatte, wenn sie ihn nicht leiden mochte und nichts von ihm wissen wollte. Seine Fiedel mochte er gar nicht mehr ansehen. So nahm er denn eine Büchse und ging in seinem alten Schafspelz auf die Jagd; die Dose trug er stets bei sich in der Tasche. Wenn Hans von der Jagd nach Hause kam, sah er doch nichts von der Prinzessin: sie hatte sich in dem einen Flügel des Schlosses eingerichtet und ließ Hans in dem anderen wohnen.

Hans war betrübt, und die Prinzessin langweilte sich. Es war ein junger Kavalier da, welcher Gnade vor ihren Augen fand, und ihr früh und spät Gesellschaft leistete. Er wunderte sich sehr über alles, was

er sah: Reichthum und Herrlichkeit genug war auf dem Schlosse, und nichts wurde gespart, und doch hörte man nichts von Einkünften. Darüber sprach er mit der Prinzessin, und sie wußte auch nicht, wie das zusammen hängen könnte. Da gab ihr der junge Kavalier den Rath, sie solle aus Hans herauszulocken suchen, woher er all seinen Reichthum habe, und darauf ging sie ein.

Eines Abends, als Hans, wie gewöhnlich, von der Jagd nach Hause kam und sein eigenes Schlafzimmer aufsuchen wollte, ward ihm gemeldet, daß die Prinzessin ihn zu sprechen wünsche. Und als er in ihre Gemächer kam, war ein treffliches Abendessen für sie aufgetischt, und die Prinzessin war so freundlich gegen ihn, wie sie früher nie gewesen war. Sie sagte, es sei ja sündhaft von ihr, fortwährend ein saures Gesicht zu der Ehe zu machen, die ihr so unerwartet gekommen sei. Er habe sie ja in eine so gute Lage versetzt, wie sie sich's nur wünschen könne, und er habe sich so treu und liebevoll gegen sie erwiesen, daß sie ihn nothwendig liebhaben müsse. Das mundete Hans freilich wie süße Milch, er glaubte alles, was sie sagte, und ward so froh, wie er noch niemals gewesen war. Am nächsten Abend, als er von der Jagd nach Hause kam, stand die Prinzessin drunten

auf dem Schloßhofe und empfing ihn, und am dritten Abend kam sie ihm eine weite Strecke Weges entgegen; ihr sei so angst geworden, sagte sie, daß die wilden Thiere ihm etwas zu Leide gethan hätten. Sie war jetzt über alle Maßen zärtlich und liebevoll gegen ihn. „Jetzt sind wir so glücklich wie möglich," sagte sie, „und ich kann dir niemals genug für all das Gute danken, das du mir erwiesen hast; aber eins kann ich nicht begreifen; willst du mir das nicht sagen?" Hans war so froh, daß er alles versprach. „Wie geht es doch zu," sagte sie, „daß wir von allem die Fülle haben und uns nichts abgeht? wir haben große Ausgaben und keine Einkünfte; wie kann das doch zugehen?" Da zeigte Hans ihr die Dose und erzählte ihr alles in Betreff derselben. „Aber, lieber Hans!" sagte die Prinzessin; „mit der Dose mußt du nicht so allenthalben herum gehn: du könntest sie verlieren, oder sie könnte dir gestohlen werden, und dann hätte all unser Reichthum ein Ende. Laß sie bei mir daheim in meinem Schlafzimmer stehen! dann werde ich sie schon hüten." Am nächsten Morgen ließ also Hans die Dose daheim im Schlafzimmer stehen, und ging dann auf die Jagd, wie er zu thun pflegte. Die Prinzessin nahm zärtlich Abschied von ihm und frug, wann er nach Haus käme; denn sie wolle ihm wieder entgegen gehn.

Als Hans in den Wald gegangen war, ließ die Prinzessin sogleich ihren jungen Kavalier rufen, und sie zeigte ihm die Dose und erzählte ihm alles, was sie in Erfahrung gebracht hatte. Die beiden kamen bald überein, was sie thun wollten. Der Kavalier nahm die Dose und klopfte auf dieselbe. Sogleich erschien der Riese und sprach: „Was befiehlt mein fremder Herr heute?“ — „Ich befehle dir, das Schloß, wie es dasteht, zu nehmen und es von hier fortzuschaffen und es an vier goldenen Ketten mitten über dem rothen Meere aufzuhängen.“ Und sobald das gesagt war, war es auch gethan. Von der ganzen Herrlichkeit war keine Spur mehr zu erblicken.

Gegen Abend machte Hans sich auf den Heimweg von der Jagd; er sehnte sich jetzt nach seiner zärtlichen Frau; er guckte sich schier die Augen nach ihr aus; sie sollte ihm ja entgegen kommen; aber niemand kam. Er ging immer weiter: jetzt mußte er doch zu Hause sein; er sah sich nach dem Schlosse um: aber kein Schloß war zu sehen. Da ging es ihm auf, daß er von der, welcher er am treuesten geglaubt hatte, schmählich betrogen worden sei. Und er ging ohne Zweck und Ziel durch den einen wilden Wald nach dem andern, so weit, so weit, daß kein Mensch weiß, wohin er kam. So kam er denn einstmals gegen

Abend zu einem Teich in einem dichten Walde; dort ſtand eine junge Frau und wuſch Zeug. „Guten Abend!“ ſagte Hans. „Guten Abend und willkommen, mein armer Bruder!“ antwortete die Frau. Hans erkannte ſie nicht, aber ſie erkannte ihn: es war eine ſeiner drei kleinen Schweſtern, die geraubt worden, als ſie drei Jahre alt waren. Als ſie ihm das erklärt hatte, ſagte er zu ihr: „Haſt du etwas zu eſſen für mich? Ich ſterbe faſt vor Hunger.“ Sie ſagte Ja und führte ihn in ihre Wohnung, das war eine Erdhöhle im wilden Walde, und ſie gab ihm etwas zu eſſen; aber dann ſagte ſie: „Jetzt mußt du wieder fort, Hans, ehe mein Mann nach Hauſe kommt! Denn ich habe einen Bären zum Manne, und wenn er dich ſieht, ſo zerreißt er dich. Es iſt kein Bär wie andere Bären, ſondern es iſt ein Königsſohn, der verwunſchen iſt. Aber wenn er in Bärengeſtalt einhergeht, ſo ſchont er kein lebendes Weſen außer mir.“ — „Nein,“ ſagte Hans, „ich muß dieſe Nacht hier bleiben; ich bin zu müde, um weiter wandern zu können.“ Da mußte ſie ihn ſchon dableiben laſſen; ſie verſteckte ihn, ſo gut ſie konnte, ganz hinten in der Höhle. Dann kam der Bär nach Hauſe. „Hu, hu!“ ſagte er, „ich wittere Chriſtenblut!“ — „Nein, nein,“ ſagte die Frau, „wir ſind ja hundert Meilen von allen Men-

ſchen entfernt;“ und es gelang ihr, ihn zu beſchwichtigen, bis die Zeit kam, wo er die Bärenhülle abwarf und Menſchengeſtalt erhielt; das war nur ſechs Stunden lang in jeder Nacht. Dann erzählte ſie ihm von dem Bruder, der gekommen ſei, und er wurde hervorgeholt; er berichtete all ſeine Schickſale, und der Bärenprinz ſchloß Freundſchaft mit ihm und ſagte: „Morgen will ich dich zu deiner anderen Schweſter bringen.“

Am nächſten Morgen ſagte der Bär zu Hans: „Setze dich auf meinen Rücken!“ und dann lief er mit ihm durch den Wald zu einem hohen Berge, welcher dort lag, und zeigte ihm einen Pfad, dem er folgen ſollte. Und ehe ſie von einander ſchieden, ſagte der Bär: „Reiße mir ein Haar aus dem Schwanze und hebe es gut auf! es wird dich und mich retten.“ Dann erſtieg Hans den Berg und fand ſeine zweite Schweſter, die ihn auch ſogleich erkannte. Sie war mit einem Adler verheiratet, der auch ein verwunſchener Königsſohn und ein Bruder des Bärenprinzen war. Und ſie mußte auch Hans vor dem Adler verſtecken, bis derſelbe ſeinen Balg abgeworfen hatte; aber dann wurden ſie gute Freunde, und am folgenden Tage nahm der Adler Hans auf den Rücken und flog mit ihm zu einer Inſel hinaus, wo die dritte Schweſter

wohnte. Sie war mit einem dritten Bruder verheiratet, einem Königssohne, der in ein Ungeheuer von einem Fisch verwunschen war. Und ehe der Adler von Hans schied, sagte er ihm: „Reiße mir eine Feder aus dem Schwanze! sie wird dich und mich retten.“ Nun kam Hans zu seiner dritten Schwester und blieb dort die Nacht über, und er erzählte all seine Schicksale. Da sagte der Schwager: „Morgen früh sollst du dich auf meinen Rücken setzen, dann werde ich dich übers Meer tragen, so nahe wie möglich bis zum rothen Meere heran. Dort mußt du eine Schuppe aus meinem Schwanz reißen, die wird dich und mich retten. Und dann mußt du meinen Bruder Bär rufen, der soll dich über Land ans Ufer des rothen Meers tragen. Und dann mußt du meinen Bruder Adler rufen, der soll dich durch die Luft zu deinem Schlosse bringen.“

Gesagt, gethan; der Adler flog mit Hans über das rothe Meer — es war in der Morgendämmerung, — und sie kamen zum Schlosse, das an vier goldenen Ketten in der Luft hing, und der Adler umkreiste das Schloß, so daß Hans überall hineinsehen konnte: das Schlafzimmerfenster der Prinzessin stand offen; auf einem Tische drinnen stand die Dose, welche Hans so gut kannte, und dort lagen die Prinzessin und ihr Kavalier im süßesten Schlafe. Da ließ Hans sich vom Adler

ans Fenſter tragen, und dann nahm er ſeine Doſe und klopfte auf dieſelbe. Sogleich ſtand der Rieſe da und frug: „Was befiehlt mein rechter Herr heute?“ — „Ich befehle dir, ſie und ihn, die dort liegen, beim Schopfe zu nehmen und ſie ſo hoch in die Luft zu ſchleudern, daß ſie erſt in Fetzen und Faſern herunter kommen. Sodann ſollſt du dies Schloß nehmen und es wieder hinſtellen, wo es früher geſtanden hat.“ Als das geſchehen war, legte Hans ſich nieder, und er ſchlief ſieben ganze Tage und Nächte; aber die Doſe hatte er bei ſich, und die ließ er nicht aus ſeiner Hand.

Als Hans ſolchermaßen nach all dem Ungemache gut ausgeſchlafen hatte, begann er wieder ſeine alte Lebensweiſe: er wohnte auf ſeinem Schloſſe, aber er hielt ſich doch nur nachts dort auf; denn jeden Tag trieb er ſich mit ſeiner Büchſe in den Wäldern umher. Und ſo verging Woche nach Woche und Jahr nach Jahr; es waren jetzt drei Jahre vergangen, ſeit Hans ſeine drei Schweſtern und ſeine drei Schwäger gefunden, die ihm wieder zur Doſe und zu dem Schloſſe verholfen hatten; aber in all der Zeit hatte er nicht an ſie gedacht; es war, als hätte er dieſe Erinnerungen ganz verſchlafen. Da wollte er eines Tages draußen im Walde ſeine Büchſe laden, und es fehlte ihm an einer Vor-

ladung. Er ſuchte in allen Taſchen ſeines unverwüſtlichen Schafspelzes, den er immer trug, und da griff er in eine kleine Taſche, die er ſonſt nie gebrauchte, und zog daraus ein Bärenhaar und eine Adlerfeder und eine Fiſchſchuppe hervor. Da ging ihm ein Licht auf, und er erinnerte ſich des Ganzen, und langte die Doſe hervor und klopfte auf dieſelbe. Der Rieſe erſchien und frug: „Was befiehlt mein Herr?“ Und Hans antwortete: „Bringe mich gleich zu dem lebendigen Waſſer im tiefſten Thal unter dem höchſten Berg!“ In demſelben Augenblick war er da; er war nie zuvor dort geweſen: es war wie unten in einem ungeheuer tiefen Brunnen. Dort war es faſt ganz dunkel; man ſah nur einen kleinen Punkt blauen Himmels hoch, hoch oben. Und da drunten rieſelte ein kleiner Bach aus dem Berge und in den Berg hinein. Und draußen vor der Thür einer Höhle im Berge ſaß ein altes weißhaariges Weib, und eine kleine weiße Katze lag zuſammengeduckt auf ihrem Schoße.

„Iſt alle Zeit jetzt verronnen?“ ſagte die alte Frau, „oder iſt die Zeit jetzt gekommen, wo ich und meine Kinder von unſern harten Feſſeln erlöſt werden ſollen?“ Da nahm Hans das Bärenhaar und die Adlerfeder und die Fiſchſchuppe, die er ſo lange bei ſich getragen, und legte ſie auf ihren Schoß. Und

in demſelben Augenblicke zerbarſt der Berg von oben bis unten, und ein königliches Schloß ſtand da, umgeben von ſchönen Gärten voll der herrlichſten Blumen und reifer Früchte. Der kleine Bach mit dem lebendigen Waſſer ſchlängelte ſich rings durch die Gärten. Und die alte Frau ſtand auf; es war jetzt wohl zu ſehen, daß ſie eine echte Königin war. Aber ſtatt der kleinen weißen Katze ſtand die ſchönſte Jungfrau in weißen Gewändern neben ihr. „Komm jetzt mit!“ ſagte die Königin, und ſie ging voran zum Schloſſe hinauf. Er und die junge Prinzeſſin folgten hinterdrein. Und als ſie auf den freien Platz vor dem Schloſſe hinauf kamen, da kamen drei goldene Kutſchen herangerollt; in jeder derſelben ſaß ein königliches Paar, und jedes Paar hatte drei kleine Kinder vor ſich auf dem Vorderſitze. Es waren die drei Königsſöhne, die in einen Bären, einen Adler und einen Fiſch verwunſchen geweſen; und ihre Frauen waren Hanſens drei Schweſtern, die geraubt worden, als ſie drei Jahre alt waren. Und ſie hatten all ihre Kinder bei ſich, und ſie ſtiegen aus und umarmten die alte Königin und die junge weiße Prinzeſſin, welche eine Schweſter der drei Königsſöhne und ein kleines Mädchen geweſen war, als ſie verwunſchen wurden. Hans wußte jetzt alles, er hatte es ja erfahren, als er die

Wohnungen des Bären, des Adlers und des Fisches besucht hatte. Und er wußte auch, daß die drei Königssöhne und ihre Mutter und Schwester von demselben Zauberer verwunschen und gefesselt worden waren, der seinem Vater die Dose für seine drei kleinen Schwestern geschenkt, und der sie später geholt und für sich selbst hatte behalten wollen. Aber die drei Königssöhne hatten die drei Schwestern gefunden und sie liebgewonnen; sie hatten sie heimlich dem Zauberer entführt und sich mit ihnen vermählt. Da war der böse Zauberer ihnen nachgeeilt und hatte sie nebst ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester verhext, so daß der Zauber nicht gehoben werden konnte, bevor die Mutter, die im tiefsten Thal unter dem höchsten Berg am lebendigen Wasser saß, von dem sie sich ernährte, ein Haar des Bären, eine Feder des Adlers und eine Schuppe des Fisches erhielt.

Jetzt war also der Zauber gelöst, und die ganze Sippschaft fröhlich beisammen. Und Hans wurde jetzt mit der weißen Prinzessin vermählt, welche die Schwester seiner Schwäger war, und niemand war glücklicher, als das junge Paar.

Als nun die Hochzeit vorüber und jedes der drei Paare, die verzaubert gewesen, nach seinem Schlosse abgereist war, die sämmtlich in der Nähe desjenigen

lagen, welches die Königin-Wittwe bewohnte, und als Hans ſein Schloß dorthin in das Land hatte ſchaffen laſſen, klopfte er noch einmal auf ſeine Doſe. Der Rieſe erſchien und frug: „Was befiehlt mein Herr?“ „Ich befehle dir,“ ſagte Hans, „mir zu ſagen, was ich für dich thun kann; denn jetzt haſt du genug für mich gethan.“ Da ſagte der Rieſe: „Wie mein Herr befiehlt. Du kannſt mir Ruhe und Raſt geben, nach denen ich mich ſchon tauſend Jahre geſehnt habe. Wirf die Doſe ins Feuer!“ Das that Hans, und da erſcholl ein Knall wie vom lauteſten Donner, und aus der Doſe ſtieg ein bläulicher Rauch, der ſich höher und höher erhob, und er nahm die Geſtalt eines Rieſen an gleich dem, welcher Hans gedient hatte, aber viel, viel größer: die Geſtalt reichte von der Erde bis zum Himmel. Und dann ringelte er ſich zuſammen und zog mit dem Winde von dannen, nicht anders anzuſehen, als wie jede andere blaue Wolke.

Aber Hans und ſeine junge Frau, ſeine Schweſtern und Schwäger, ihre alte Mutter und all ihre Enkel leben noch glücklich im Lande der Glückſeligkeit mit dem lebendigen Waſſer.

Hans Meernixensohn.

In Furreby bei Skagerak wohnte einmal ein Schmied, der Rasmus Matzen hieß. Er hatte nur ein kärgliches Auskommen; er war noch ein junger Mann, und ein hübscher, starker Bursche war er auch; aber er hatte sich früh verheiratet und hatte viele kleine Kinder, und es war dort am Orte mit seinem Handwerk nicht viel zu verdienen. Er war ein fleißiger und strebsamer Mann; wenn er keine Arbeit in der Schmiede hatte, fuhr er aufs Meer hinaus, um zu fischen, oder er war draußen am Strande, um Wrackgut zu bergen.

Da ereignete es sich einstmals, als er bei gutem Wetter auf den Fischfang gefahren war, allein in einem kleinen Boot, um Dorsche zu angeln, daß er an dem Tage nicht heimkam, und auch am folgenden nicht; alle glaubten daher, daß er draußen auf der

See umgekommen sei. Aber am dritten Tage kam Rasmus ans Land und hatte das Boot voller Dorsche, so groß und so fett, daß man nie ihres Gleichen gesehn hatte. Ihm fehlte nichts, und er klagte weder über Hunger noch Durst. Er sei in einen Nebel hinein gerathen, sagte er, so daß er nicht eher wieder habe ans Land finden können. Was er aber nicht sagte, war, wo er die ganze Zeit über gewesen sei; das kam erst sechs Jahre nachher an den Tag; da sahen die Leute ein, daß er draußen auf der See von einer Meernixe erhascht worden und während der drei Tage seiner Abwesenheit ihr Gast gewesen war. Seit der Zeit fuhr der Schmied nie mehr auf den Fischfang aus; aber das hatte er auch nicht nöthig: das Meer schenkte ihm ohnedies reichen Erwerb; denn so oft er an den Strand kam, traf es sich immer, daß Wrackgut heran gespült wurde, allerlei gute Dinge, und in den Zeiten nahm jeder, was er fand, und durfte es behalten: so daß der Schmied Tag für Tag wohlhabender ward.

Als sieben Jahre verstrichen waren, seit der Schmied aufs Meer gefahren war, kam eines Morgens, da er in der Schmiede stand und einen Pflug ausbesserte, ein hübscher junger Bursche zu ihm herein und sagte: „Guten Tag, Vater! Meine Mutter, die Meernixe, läßt dich grüßen; nun hätte sie mich sechs Jahre ge-

habt, und nun könntest du mich eben so lange füttern." Es war ein seltsamer Junge von sechs Jahren; er sah aus, als zähle er achtzehn, und war noch viel größer und stärker, als sonst Knaben in diesem Alter zu sein pflegen. „Willst du einen Bissen Brod haben?" frug der Schmied. „O ja," sagte Hans, denn so hieß er. Da bat der Schmied seine Frau, ihm ein Stück Brod zu schneiden. Das that sie; der Knabe steckte es auf einmal in den Mund und kam dann wieder zu seinem Vater in die Schmiede hinaus. „Hast du satt zu essen bekommen?" frug der Schmied. „Nein," sagte Hans, „es war ja nur ein Anbiß." Da ging der Schmied hinein und nahm ein ganzes Roggenbrod, spaltete es der Länge nach, so daß die obere und die untere Hälfte je ein Stück bildeten, strich Butter und Käse darauf, und gab es Hans. Kurz darauf kam der Junge wieder in die Schmiede hinaus. „Nun, hast du jetzt satt zu essen bekommen?" frug der Schmied. „Nein," sagte Hans, „satt bin ich noch lange nicht; ich will mich lieber nach einer besseren Koststelle umsehen; denn ich merke schon, daß ich hier nicht satt werden kann." Er wollte gleich fort, so bald der Vater ihm nur einen Stock angefertigt hätte, wie er ihn haben wollte. „Er muß von Eisen sein," sagte Hans, „und so, daß er halten kann." Der Schmied

gab ihm daher eine Eisenstange, so dick wie ein gewöhnlicher Knotenstock; aber die nahm Hans und wickelte sie um seinen Finger: die tauge nichts. Da schleppte der Schmied eine heran, so dick wie eine Wagenleiste; aber als Hans sie ans Knie drückte, zerbrach sie wie ein Strohhalm. Da mußte der Schmied alles Eisen, das er hatte, zusammenschweißen, und Hans mußte es halten, während jener ihm einen Stock schmiedete, der schwerer als der Amboß war. Als Hans diesen erhalten hatte, sagte er: „Nun sollst du bedankt sein, Vater! nun habe ich mein Erbtheil bekommen;“ und damit schritt er landeinwärts von dannen. Und der Schmied war herzlich froh, diesen Sohn los zu werden, ehe derselbe ihn bettelarm äße.

Hans kam nun zu einem Edelhofe, und es traf sich, daß der Gutsherr selbst draußen vor dem Hofe stand. „Wohin willst du?“ fragte der Gutsherr. „Ich sehe mich nach einem Dienste um,“ sagte Hans, „wo man starke Knechte gebrauchen kann und genug zu essen für sie hat.“ — „Ja,“ sagte der Gutsherr, „ich pflege zu dieser Jahreszeit vierundzwanzig Knechte zu haben: aber jetzt habe ich nur zwölf, so daß ich dich wohl brauchen kann.“ — „Das kannst du vortrefflich,“ sagte Hans, „und ich werde reichlich die Arbeit der zwölf Knechte thun; aber ich will auch eben

ſo viel zu eſſen haben wie die zwölf.“ Darüber einigten ſie ſich alſo, und der Gutsherr führte Hans in die Leuteſtube und ſagte den Mägden, der neue Knecht ſolle eben ſo viel zu eſſen haben wie alle die zwölf andern. Das ließ ſich nicht gut anders machen, als daß er einen Hafen für ſich allein bekam, er konnte dann ja mit dem Kochlöffel die Speiſe in ſich hinein ſchöpfen.

Es war gegen Abend, als Hans dort ankam; er beſchickte daher an dieſem Tage nichts anders, als daß er ſein Abendeſſen, einen tüchtigen Zwölf-Männer-Hafen Buchwaizengrütze, verſpeiſte; den leerte er bis zum Grunde, und nun ſei er ziemlich ſatt, ſo daß er feſt liegen könne, ſagte er, und ging hin und legte ſich aufs Ohr. Er ſchlief gut und lange, und alle Leute auf dem Hofe waren aufgeſtanden und bei ihrer Arbeit, während Hans noch dalag und wie ein Mehlſack ſchlief. Der Gutsherr war auch ſchon auf den Beinen; er war neugierig, zu ſehen, wie der neue Knecht, der für zwölf eſſen und arbeiten ſollte, ſich anlaſſen würde. Aber kein Hans ließ ſich blicken, und die Sonne ſtand doch ſchon hoch am Himmel. Da ging der Gutsherr ſelbſt in die Kammer und rief: „Du mußt aufſtehen, Hans! Du verſchläfſt dich.“ Hans erwachte und rieb ſich die Augen. „Ja, das iſt

wahr," sagte er, „ich muß aufstehen und frühstücken." Er zog sich also an und kam in die Leutestube und erhielt seinen Zwölf-Männer-Hafen Biersuppe und schlang sie hinab, und dann frug er nach seiner Arbeit.

Ja, heut solle er dreschen; die andern zwölf Knechte seien schon eifrig bei der Arbeit. Es waren zwölf Tennen da, und die zwölf Knechte draschen auf sechs derselben, zwei auf jeder Tenne. Aber Hans sollte ja allein ausdreschen, was auf den sechs Tennen liegen konnte. Hans ging also in die Dreschtenne und nahm einen Flegel zur Hand; er sah, wie die anderen es machten, und machte es eben so; aber mit dem ersten Schlage schlug er den Flegel in Stücke. Es hingen mehrere Dreschflegel an der Wand, und Hans nahm den einen nach dem andern; aber es ging nicht besser: sie zersplitterten alle bei dem ersten Schlage. Da mußte er sich nach einem anderen Werkzeug umsehen, und er fand ein paar große Balken, welche dort lagen, und gewahrte ein Pferdefell, das an der Scheunenthür aufgespannt war. Daraus machte er sich einen Flegel zurecht: aus dem Fell drehte er sich eine Fessel, den einen Balken verwandte er als Handhabe und den anderen als Schlägel; das ging ja recht gut an. Aber die Tenne war zu niedrig, es war kein Platz, den Flegel zu schwingen, und der Raum war

zu enge, er ſchlug mit dieſem Werkzeug rechts und links gegen die Wände. Er wußte jedoch für das eine wie für das andere Rath; zuerſt hob er das ganze Dach von der Scheune und ſetzte es daneben aufs Feld. Und dann war ja eine Durchfahrt in der Scheune von einem Ende zum andern; dorthin wälzte er alle Garben, deren er habhaft werden konnte, und dann draſch er drauf los; und es läßt ſich denken, daß die Körner bei dieſen Schlägen aus den Aehren flogen. Er warf das eine ausgedroſchene Bund nach dem andern hinaus, und es war ihm einerlei, was er in die Hände bekam, ſo daß er vor Mittag alles Korn des Gutsherrn durch einander gedroſchen hatte, Roggen und Waizen und Buchwaizen und Hafer, alles auf einen Haufen. Als er nun mit dem Dreſchen fertig war, ging er hin und hob das Dach wieder auf die Scheune, wie man einen Deckel auf eine Schachtel ſetzt; und dann ging er hinein und meldete dem Gutsherrn, daß er jetzt damit fertig ſei.

Der Gutsherr verlor bei dieſer Meldung faſt die Naſe aus dem Geſichte; er kam mit hinaus, um zu ſehen, ob es wahr ſei. Ja, es verhielt ſich wirklich ſo; er war freilich nur ſchlecht zufrieden mit dem Miſchkorn, das er aus ſeiner ganzen Ernte erhalten hatte; als er aber den Flegel ſah, deſſen Hans ſich bedient,

und erfuhr, wie er ſich Platz geſchafft hatte, um denſelben zu ſchwingen, ward ihm ſo angſt vor dem ſtarken Knechte, daß er nichts anders zu ſagen wagte, als: es ſei gut, daß alles ausgedroſchen ſei; aber das Korn müſſe doch auch geworfelt werden. Hans frug, was das heiße? Es wurde ihm alſo erklärt, daß das Korn für ſich, und die Spreu für ſich geſondert ſein müſſe. Das war freilich nicht der Fall, denn Korn und Spreu lagen ja in einem Haufen ganz bis zum Dache aufgethürmt. Hans begann ein wenig daran zu rütteln und es in den Händen zu ſichten; aber er merkte bald, das habe keine rechte Art. Er war indes nicht verlegen; er machte beide Scheunenthore auf und dann legte er ſich an dem einen Ende nieder und blies, ſo daß alle Spreu hinausflog und wie eine Sandbank am Ende der Scheune lag und alles Korn ſo rein war, wie dies Gemiſch werden konnte. Dann meldete er dem Gutsherrn, daß er jetzt damit fertig ſei. Der Gutsherr ſagte, es ſei gut, er habe heute nichts mehr für ihn zu thun. Hans ging in die Leuteſtube und erhielt ſoviel, wie er in ſeinen Schlund ſtopfen konnte, und dann hielt er ein Mittagsſchläfchen, das bis zur Zeit des Abendeſſens währte.

Aber der Gutsherr war ganz unglücklich und klagte ſeiner Frau ſeine Noth: ſie müſſe ihm ein Mittel

erſinnen helfen, um den ſtarken Knecht los zu werden; ihm den Dienſt zu kündigen, getraue er ſich nicht. Sie ließ den Verwalter rufen, und es wurde beſtimmt, daß am nächſten Tag alle Knechte in den Wald ſollten, um Holz zu fällen, und dann ſollten ſie unter einander ausmachen, daß der, welcher mit ſeinem Fuder zuletzt nach Haus käme, gehenkt werden ſolle; ſie könnten es dann wohl ſo einrichten, daß Hans ſein Leben verwirke, denn die andern würden früh zu Gange ſein, während Hans ſich gewiß verſchlafen würde. Abends ſaßen alſo die Knechte beiſammen und plauderten davon, daß ſie morgen frühzeitig in den Wald müßten; ſie hätten eine ſchwere Tagesarbeit und einen weiten Weg vor ſich, und zur Aufmunterung kamen ſie daher überein, daß der von ihnen, welcher mit ſeinem Fuder zuletzt nach Haus käme, ſein Leben am Galgen verlieren ſollte; und dagegen hatte Hans nichts einzuwenden.

Am nächſten Morgen waren daher alle zwölf Knechte lange vor Sonnenaufgang auf den Beinen; ſie nahmen alle die beſten Pferde und Wagen, welche da waren, und fuhren in den Wald. Aber Hans hatte noch lange nicht ausgeſchlafen, und der Gutsherr dachte: „Laß ihn nur liegen!“ Endlich kam Hans doch auf den Gedanken, daß es an der Zeit für ihn

sei, sein Frühstück zu erhalten, und er stand auf und zog sich an. Er ließ sich gute Weile bei der Biersuppe, und dann ging er hinaus, um sein Fuhrwerk in Ordnung zu bringen. Die andern hatten alles genommen, was brauchbar war, so daß Hans Mühe hatte, vier ungleiche Räder zusammen zu bringen und an einem alten Wagengestell zu befestigen, und es waren keine anderen Pferde für ihn da, als ein Paar alte Schindmähren. Die spannte er vor, und fuhr dann nach dem Walde zu; er wußte nicht, wo derselbe lag, aber er folgte der Spur der anderen Wagen, und so gelangte er richtig an den Wald. Als er an das Waldheck kam, hatte er das Malheur, dasselbe zu zerbrechen. Da nahm er einen großen Stein, der auf dem Felde lag, der war sieben Ellen lang und sieben Ellen breit, und den legte er mitten vor die Hecköffnung. Dann kam er zu den andern. Die lachten spöttisch über ihn; denn sie hatten sich seit dem lichten Morgen geplackt, so viel sie vermochten, und hatten einander geholfen, Holz zu fällen und es aufzuladen, und all ihre Wagen, bis auf einen einzigen, waren schon vollgeladen. Hans ergriff eine Holzaxt und wollte einen Baum fällen; aber er hatte kein Glück damit, denn die Schneide verbog sich und der Stiel zerbrach bei dem ersten Schlage. Da ließ er die Axt

liegen, ſchlang ſeine Arme um einen Baum, den er eben umſpannen konnte, und riß ihn mit der Wurzel heraus. Den warf er auf den Wagen, und dann einen zweiten und dritten, und ſo weiter, während alle anderen Knechte ganz ihrer Arbeit vergaßen, um mit offenen Mäulern dies Holzfällen anzuſehen. Aber auf einmal fuhr Eile in ſie: der letzte Wagen wurde beladen, und dann peitſchten ſie auf die Pferde los; es war doch möglich, daß ſie zuerſt mit ihren Fuhrwerken nach Haus kommen konnten. Sie ließen es Hanſens eigene Sorge ſein, wie er ſein Holz nach Hauſe ſchaffen wollte. Hans ſpannte ſeine Schindmähren vor, aber ſie konnten die Laſt nicht von der Stelle ziehen. Da ward er deſſen müde, ſpannte die Gäule wieder aus, ſchnürte einen Strick um den Wagen und ſämmtliche Bäume, nahm das Ganze auf den Nacken und machte ſich auf den Heimweg. Die Pferde führte er am Zügel hinter ſich her. Als er zum Waldheck kam, hielt dort die ganze Wagenreihe und konnte wegen des Steines, der vor der Oeffnung lag, nicht weiter kommen. „Wie?“ ſagte Hans, „können zwölf Knechte nicht den Stein wegrücken?“ Da nahm er denſelben und ſchleuderte ihn beiſeite, und dann ging er weiter mit ſeiner Laſt auf dem Rücken und den Pferden hinterdrein, und kam lange vor irgend einem

der andern nach dem Hofe. Dort ſtand der Gutsherr und guckte und guckte; er war ſehr neugierig, zu erfahren, wie es ablaufen, wer zuerſt und wer zuletzt kommen würde. Da erblickte er Hans, der mit dem Fuder auf dem Nacken und den Thieren hinterdrein anmarſchirt kam. Da ward er ſo erſchrocken, daß er nicht wußte, was er anders thun ſolle, als daß er das Thor zuwarf und den Riegel vorſchob. Als Hans an das Thor kam, legte er das Holz auf die Erde und pochte an; allein niemand kam und machte auf. Da nahm Hans erſt die Baumklötze und ſchmiß ſie über die Scheune in den Hof hinein, und dann warf er den Wagen hinterdrein, ſo daß jedes Rad nach einer anderen Richtung lief. Als der Gutsherr das ſah, dachte er: „Jetzt kommen die Gäule wohl desſelbigen Weges, wenn ich nicht aufmache,“ und er machte das Thor auf. „Guten Tag, Herr!“ ſagte Hans, dann zog er die Pferde in den Stall und ging ſelbſt in die Leuteſtube, um einen kleinen Imbiß zu thun. Endlich kamen auch die anderen Knechte mit ihren Fudern. Als ſie hereinkamen, ſagte Hans: Erinnert ihr euch der Abrede, die wir geſtern Abend trafen? Wer von euch iſt es nun, der gehenkt werden ſoll?“ — Ach, ſagten ſie, das ſei ja nur Spaß geweſen; das Geſchwätz habe nichts zu bedeuten. „Nun,

mir kann's gleich ſein," ſagte Hans, und das war alles, was dabei herauskam.

Aber der Gutsherr und ſeine Frau und der Verwalter hatten viel mit einander zu ziſcheln über den ſchrecklichen Knecht: ſie müßten doch ſehen, ihn auf die eine oder andere Art loszuwerden. Das werde ſich ſchon machen laſſen, ſagte der Verwalter; morgen ſolle der Brunnen gereinigt werden; da könnten ſie ſich ſeiner wohl entledigen: ſie wollten ihn in den Brunnen hinablocken und dann einen großen Mühlſtein auf ihn wälzen; der würde ihm ſchon den Reſt geben. Sie könnten dann zugleich den Brunnen zuſchütten; dann erſparten ſie die Koſten für ſein Begräbniß. Der Gutsherr und ſeine Frau meinten, das ſei ein vortrefflicher Rath, und ſie freuten ſich im voraus, daß ſie Hans nun los werden würden.

Aber Hans hatte ein zähes Leben, wie wir gleich erfahren werden. Er ſchlief bis ſpät am Morgen, wie er es zu thun pflegte, und da er nicht erwachen wollte, mußte der Gutsherr ſelbſt hinübergehen und ihm zurufen: „Du mußt aufſtehen, Hans! du verſchläfſt dich." Hans erwachte und rieb ſich die Augen. „Ja, das iſt wahr," ſagte er, „ich muß aufſtehen und frühſtücken." Er ſtand alſo auf und zog ſich an, und das Frühſtück ſtand und wartete auf ihn. Als er alles hinabge-

ſchlungen hatte, frug er, was er heute zu thun habe. Er ſolle den anderen Knechten behilflich ſein, den Brunnen zu reinigen. Nun ja, das ſei ſchon recht; er ging alſo hinaus, und die anderen Knechte ſtanden und warteten auf ihn. Da ſagte Hans ihnen, ſie möchten wählen, was ſie am liebſten wollten: entweder in den Brunnen hinabſteigen und die Eimer füllen, damit er ſie hinaufziehe, oder ob ſie dieſelben hinaufziehen wollten, während er allein in den Brunnen ſtiege. Sie antworteten, ſie blieben wohl beſſer oben, da nicht für ſo viele Platz im Brunnen ſei. Hans ſtieg alſo hinab und begann dort reinzumachen; aber nun hatten die Knechte ja verabredet, was ſie thun wollten, und plötzlich nahm jeder von ihnen einen Stein von einem Haufen Feldſteine, die im Hofe lagen, ſo groß wie ſie ſie ſchleppen konnten, und warfen ſie auf ihn hinab, denn ſie dachten wohl, daß ſie ihn damit todtſchlagen könnten; aber Hans kehrte ſich nicht weiter daran, als daß er zu ihnen hinaufſchrie, ſie möchten die Hühner vom Brunnen wegjagen, denn ſie ſcharrten Sand auf ihn herab. Da merkten ſie wohl, daß ſie Hans mit kleinen Steinen nicht todtſchlagen könnten; aber dafür ſei Rath, meinten ſie: ſie hätten ja noch den großen. Und nun packten alle zwölf mit Rollen und Stangen an und ſchoben den großen Mühlſtein an den Rand

des Brunnens. Mit knapper Noth wälzten sie denselben hinab, und zweifelten nicht, daß er nun genug bekommen habe. Aber der Stein fiel so glücklich, daß Hans gerade seinen Kopf durch das Loch bekam, das sich in der Mitte des Mühlsteins befand, und derselbe saß wie eine Priesterkrause um seinen Hals. Da wollte Hans nicht länger drunten sein; er stieg mit dem Mühlstein um den Hals aus dem Brunnen herauf und geradesweges zum Gutsherrn hinein und beschwerte sich, daß die anderen Knechte Possen mit ihm trieben; er wolle nicht ihr Pastor sein, dafür habe er zu wenig gelernt. Und damit bückte er das Haupt und schüttelte den Stein ab, so daß er dem Gutsherrn die eine Zehe zermalmte.

Der humpelte zu seiner Frau hinein, und ließ den Verwalter holen: er müsse durchaus Rath schaffen, daß sie den fürchterlichen Menschen los würden, der alles verwüste; was er bis jetzt ausgeheckt, habe nichts genützt, und jetzt sei guter Rath theuer. „Nein, es giebt noch ein Mittel," sagte der Verwalter. „Der Herr kann ihn ja heute Abend hinschicken, um im Teufelsmoor-See zu fischen. Von dort kommt er nimmer lebendig zurück, dorthin läßt ja der alte Erich nachts nie jemand kommen." Ja, das sei ein guter Rath, meinten der Gutsherr und seine Frau; und

dann humpelte der Gutsherr wieder zu Hans hinaus und ſagte ihm, er werde ſeine Knechte ſchon beſtrafen, weil ſie Poſſen hätten mit ihm treiben wollen. Jetzt könne Hans mittlerweile eine kleine Arbeit verrichten, bei welcher er vor den Lümmeln ſicher ſei. Er möge heute Nacht auf den See hinausfahren und fiſchen; dann ſolle ihm für morgen jede Arbeit erlaſſen ſein. „Gut," ſagte Hans, „damit bin ich wohl zufrieden; aber ich muß einen Imbiß mithaben: einen Backofen voll Brod, ein Viertel Butter, eine Tonne Bier und ein Anker Branntwein; weniger kann es doch nicht ſein." Das könne er gern bekommen, ſagte der Gutsherr, und Hans ließ ſich alſo das Ganze zuſammen binden, hängte es an ſeinem guten Stock über den Nacken und ſtapfte hinunter zum Teufelsmoor-See.

Dort ſtieg er ins Boot und ruderte auf den See hinaus und machte alles zum Fiſchfang bereit. Als er nun mitten draußen auf dem See lag und es ſchon ſpät am Abend war, wollte er erſt eine kleine Mahlzeit halten, ehe er an die Arbeit ginge. Aber als er am beſten Schmauſen iſt, taucht der alte Erich aus dem See empor, packt ihn im Nacken, reißt ihn aus dem Boote und zieht ihn zum Grunde hinab. Es war nur ein Glück, daß Hans an dieſem Tage ſeinen Spazierſtock mitgenommen hatte, und gerade noch Zeit

fand, ihn in dem Augenblick zu ergreifen, als er die Krallen des alten Erich in seinem Nacken fühlte; und als sie nun unten anlangen, sagt er: „Halt! warte erst ein wenig! Hier ist fester Grund;“ und dann packt er den alten Erich mit der einen Hand im Nacken, und hämmert mit der andern auf sein Rückentheil los, daß er ihn so platt wie einen Eierkuchen klopft. Da beginnt der alte Erich zu jammern und zu wehklagen: er möge ihn doch endlich loslassen, dann wolle er nie mehr in den See kommen. „Nein, lieber Freund!“ sagte Hans, „du kommst nicht frei, ehe du mir versprichst, alle Fische aus dem See vor morgen früh auf den Hof des Gutsherrn zu schaffen.“ Das versprach der alte Erich mit Freuden, wenn Hans ihn nur loslassen wolle. Da ruderte Hans ans Land, verzehrte den Rest seines Nachtmahls und ging dann nach Hause und legte sich aufs Ohr.

Morgens, als der Gutsherr aufsteht und die Hausthüre öffnet, rollen die Fische auf die Vordiele zu ihm herein, und der ganze Hof ist bis ans Dach von ihnen voll. Da läuft er wieder zu seiner Frau hinein — denn ihm selber fiel nie etwas ein — und sagt: „Was sollen wir nun mit ihm anfangen? Der alte Erich hat ihn nicht geholt. Ich bin überzeugt, alle Fische sind aus dem See herausgefischt, denn der

ganze Hof iſt bis ans Dach von ihnen voll." — „Das iſt doch toll," ſagt ſie, „du mußt ſehen, ob du ihn bewegen kannſt, nach der Hölle zu reiſen und Zinſen einzufordern." Der Gutsherr mußte alſo nach den Schlafkammern hinüber, um mit Hans zu reden; er konnte ſich kaum die Mauern entlang unter dem Dachfirſte hinſchieben vor all dem Fiſchſegen, den Hans auf den Hof geſchafft hatte. Dann ſagte er zu Hans, er ſolle wegen des guten Fiſchfanges bedankt ſein, und jetzt habe er einen Auftrag für ihn, mit dem er nur einen zuverläſſigen Diener betrauen könne; er ſolle nämlich nach der Hölle reiſen und Zinſen für drei Jahre einfordern. Es ſei Geld, welches er dort zu gute habe, ſagte der Gutsherr. „Das will ich gerne thun," ſagte Hans; „aber welchen Weg muß ich nach der Hölle einſchlagen?" Da ſtand der Gutsherr und wußte nicht, was er ſagen ſolle; er mußte zu ſeiner Frau hinein, um es zu erfahren. „Ach, du biſt ein Pinſel," ſagte ſie; „heiße ihn doch geradeaus gehen, ſüdwärts durch den Wald! Ob er dorthin kommt oder nicht, jedenfalls ſind wir ihn los." Der Gutsherr ging wieder zu Hans hinaus: „Der Weg führt geradeaus, immer ſüdwärts durch den Wald," ſagte er. Nun verlangte Hans Reiſezehrung: zwei Backofen voll Brod, zwei Viertel Butter, zwei Tonnen Bier und zwei

Anker Branntwein. Das erhielt er mit Freuden, es ward in ein Bündel geschnürt, und er nahm es, an seinen guten Spazierstock gehängt, auf den Nacken, und stapfte von dannen nach Süden zu.

Als Hans durch den Wald kam, waren mehrere Wege da, und er war in Zweifel, welcher der rechte sei. Da setzte er sich nieder und schnürte sein Eßbündel auf. Er hatte sein Messer zu Hause vergessen, aber glücklicherweise stand ein Pflug dort, von dem nahm Hans das Eisen ab und schnitt sein Brod damit. Als er dort sitzt und einen kleinen Imbiß nimmt, kommt ein Mann vorüber geritten. „Woher bist du?“ fragt Hans. „Aus der Hölle,“ antwortet der Mann. „Dann halt an und warte ein bischen!“ sagte Hans; aber der Mann hat Eile, er will nicht warten. Da läuft Hans ihm nach und packt das Pferd am Schwanze, so daß es auf den Hinterbeinen stand, und der Mann über den Hals desselben in einen Graben flog. „Warte doch ein bischen!“ sagte Hans, „ich gehe denselben Weg.“ Dann schnürte er seinen Brodbeutel zu und legte ihn auf das Pferd; dann nahm er dasselbe am Zügel und sagte zu dem Manne: „Nun können wir beide zu Fuße marschiren.“ Während sie des Weges dahin gingen, erzählte Hans, welchen Auftrag er habe und welchen Spaß er mit dem alten Erich gehabt habe.

Der andere ſprach nicht viel, aber er kannte gut den Weg, ſo daß es nicht lange dauerte, bis ſie ans Höllenthor kamen. Allein dort verſchwanden Roß und Reiter, und Hans ſtand allein draußen vor dem Thore. „Sie werden ſchon kommen und dir aufmachen," dachte er; aber niemand kam. Da pochte er an das Thor; aber es kam noch niemand. Da wurde Hans des Wartens müde und hämmerte mit ſeinem Stock ans Thor, bis er dasſelbe zertrümmert hatte und hinein kam. Da ſchoß ihm ein ganzer Schwarm kleiner Teufel entgegen und frug, was er wolle. Ja, er ſolle von ſeinem Herrn grüßen und die Zinſen für drei Jahre einfordern. Da brüllten ſie ihn an und wollten ihn packen und wegſchleppen; aber als er ihnen einige Hiebe mit ſeinem Spazierſtock gab, ließen ſie ihn wieder los, brüllten noch lauter als zuvor und rannten zum alten Erich hinein, der nach dem Traktement, das ihm im See zu Theil geworden war, noch im Bette lag. Sie ſagten, es ſei ein Bote von dem Gutsherrn auf dem Teufelsmoorhofe gekommen, um die Zinſen für drei Jahre einzufordern; er habe mit ſeinem vermaledeiten eiſernen Stocke das Thor zertrümmert und ihnen Arme und Beine jämmerlich zerſchlagen.

„Gebt ihm die Zinſen für drei, meinethalb für zehn Jahre!" ſagte der alte Erich, „laßt ihn nur nicht

zu mir herein kommen!“ Da kamen alle kleinen Teufel mit so viel Silber und Gold angeschleppt, daß es schrecklich war. Hans füllte seinen Brodbeutel mit Gold- und Silbergeld; er hängte ihn auf den Rücken und dann stapfte er nach dem Edelhofe zurück. Dort erschrak man über die Maßen, als man ihn wieder erblickte. Aber jetzt war Hans auch seines Dienstes satt. Von all dem Gold und Silber, das er aus der Hölle geholt, ließ er den Gutsherrn die Hälfte behalten, und der war herzensfroh, sowohl über das viele Geld, das er bekam, wie darüber, daß er Hans los wurde; und die Hälfte brachte er seinem Vater, dem Schmiede in Furreby, nach Haus. Aber zugleich sagte Hans auch diesem Lebewohl; er sei jetzt des Lebens auf dem Lande und der Menschen überdrüßig und satt, sagte er, und wolle am liebsten wieder heim zu seiner Mutter. Und seitdem hat keiner je Hans Meernixensohn wiedergesehn.

Der filzige Lars.

Es war einmal ein alter Junggeſell, welcher Lars Larſen hieß; er hatte einen guten Bauerhof, aber er hatte ſtets gemeint, daß er nicht die Mittel habe, ſich zu verheiraten; denn er war ſo geizig, daß er ſich kaum das Nöthigſte gönnte, deſſen er zum Leben bedurfte. Er gönnte daher auch anderen nichts; aber er mußte doch Leute für den Betrieb des Hofes halten, und die wollten und mußten ja etwas zu eſſen haben. Lars war niemals froh, obſchon er reicher und reicher ward, denn er meinte immer, es gehe zu viel in der Wirthſchaft drauf. Endlich kam er auf den Gedanken, es möchte ſich doch wohl bezahlen, eine Frau zu haben, welche den Haushalt beſorge, wenn er nur eine bekommen könnte, die ſelbſt nichts verzehrte.

Eines Tages ſprach Lars mit ſeinem Käthner darüber, und der Käthner ſchrieb ſich das hinters Ohr. Als er nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Tochter,

die Grete hieß: „Wenn du morgen den Hofbauer hier vorüber kommen siehst, so mußt du die Gänse hinaus treiben und sie hüten, und dann mußt du sagen: Geh, kleine Gans, für den, der nichts ißt! Dann wird er dich gewiß fragen, wer das sei, der nichts ißt. Dann mußt du sagen: das bin ich; mein Vater ist ein armer Mann und hat viele Kinder, so daß er mir nichts zu essen geben kann; aber drinnen in der Stube steht ein Pfosten, in den hat Vater einige Löcher gebohrt, zu denen gehe ich ab und an einmal hin und gähne über ihnen und schnappe mir einen Mundvoll Luft; davon lebe ich."

Es ging, wie der Käthner gedacht hatte: am nächsten Morgen mußte Lars Larsen aufs Feld und an ihrem Hause vorüber gehn. Da trieb Grete die Gänse hinaus und ging und hütete sie. „Geh, kleine Gans, für den, der nichts ißt!" sagte sie. Das hörte Lars, und da frug er: „Wer ist das, der nichts ißt?" — „Ach, das bin ich," sagte Grete, „denn mein Vater ist ein armer Mann und hat viele Kinder, so daß er mir nichts zu essen geben kann." — „Wovon lebst du denn?" frug Lars. „Es steht ein Pfosten drinnen in unsrer Stube," sagte das Mädchen, „in den hat Vater einige Löcher gebohrt, zu denen gehe ich ab und an einmal hin und gähne über ihnen und schnappe

mir einen Mundvoll Luft; davon lebe ich." — „Höre, mein liebes Kind!" sagte der Hofbauer, „hätteſt du nicht Luſt, mich zu heiraten und Hofbäuerin zu werden?" — „O ja!" ſagte Grete, und ſo hielten ſie Hochzeit, und ſie zog auf den Hof. Lars ſtellte einen Pfoſten in der Stube auf und bohrte einige Löcher in denſelben, zu denen ſie hingehen und gähnen konnte, wenn ſie hungrig wäre.

Als einige Zeit vergangen war, ſagte der Hofbauer zu ſeinem Knechte, welcher Niels hieß: „Höre, Niels," ſagte er, „ich weiß doch nicht recht, ob unſere Bäuerin nichts ißt, denn mich dünkt, ſie wird ſo fett. Kannſt du mir nicht ſagen, wie ich dahinter kommen ſoll?" — „Ich weiß nicht," ſagte Niels; „es müßte denn ſein, daß ich euch in den Schornſtein hinunterließe; dann könntet ihr ja ſehen, ob ſie dort etwas ißt." Das däuchte dem Manne gut, und der Knecht ließ ihn in den Schornſtein hinab; dort hing er wie die anderen Schafskeulen. Aber dann ging Niels zu der Frau hinein und ſagte: „Nehmt euch in acht, daß ihr draußen in der Küche nichts eßt; denn unſer Bauer hängt droben im Schornſtein." — „Es iſt gut," ſagte die Frau, und dann ließ ſie die Mägde recht feuchtes Holz holen und auf den Herd legen. Als nun der Mann ſo lange dort gehangen hatte, wie es Niels gefiel,

nahm er ihn herunter, und da war er so verräuchert, daß er weder gähnen noch bellen konnte. „Nun, hat sie etwas gegessen?“ frug Niels. „Nein, dort hat sie nichts gegessen,“ sagte der Mann, und ihm war so schlimm, daß er hingehn und sich zu Bette legen mußte.

Als wieder einige Zeit vergangen war, sagte der Mann: „Höre, Niels! ich fürchte doch, daß unsere Bäuerin etwas ißt; mich dünkt, sie wird so fett. Kannst du mir nicht sagen, wie ich dahinter kommen soll?“ — „Nein, das kann ich nicht,“ sagte Niels, „es müßte denn sein, daß ihr in das Schlafzimmer hinaufginget, dort liegt eine große Federdecke, in die könnt ihr ja hineinkriechen, ich werde ein kleines Loch machen, zu dem ihr hinausgucken könnt; dann erfahrt ihr ja, ob sie vielleicht da droben etwas ißt.“ Ja, das wäre sehr gut, däuchte dem Manne, und er kroch in die Decke; aber Niels ging hinunter und sagte zu der Frau: „Nehmt euch in acht, daß ihr droben im Schlafzimmer nichts eßt! denn unser Bauer liegt droben in einer Decke.“ — „Es ist gut,“ sagte die Frau, und dann rief sie die Mägde. „Hört,“ sagte sie ihnen, „mich dünkt, die Betten droben im Schlafzimmer müssen einmal an die Sonne, sonst werden sie ganz muffig. Tragt sie jetzt hinaus und klopft sie tüchtig aus.“ Die Mägde

wußten Beſcheid: ſie trugen die Betten in die Sonne und klopften ſie tüchtig aus, und legten ſie dann wieder hin, wie ſie gelegen hatten. Dann kam Niels hinauf und zog den Mann aus der Decke heraus, da war derſelbe ſo mürbe geklopft, daß er weder kriechen noch gehen konnte. „Nun hat ſie etwas gegeſſen?“ frug Niels. „Nein, dort hat ſie nichts gegeſſen“, ſagte der Mann, und er ſchlich hinunter und legte ſich in ſein Bett und war noch acht Tage nachher in der elendeſten Verfaſſung. Die Frau kam und pflegte ihn, und dabei ſagte ſie ihm: „Höre, Lars! du ſollteſt nicht mehr eſſen, als ich eſſe, dann wäreſt du immer geſund und munter.“

Wiederum verging einige Zeit, und der Mann hatte ſich von den Prügeln erholt, die er bekommen, da ſagte er zu Niels: „Ich fürchte wirklich, daß unſere Bäuerin doch etwas ißt, denn mich dünkt, ſie wird ſo fett. Kannſt du mir nicht behilflich ſein, dahinter zu kommen?“ — „Nein,“ ſagte Niels, „jetzt habt ihr ja geſehen, daß ſie weder in der Küche noch im Schlafzimmer etwas ißt, daher weiß ich nicht, wo ſie es thun ſollte, es wäre denn im Keller. Dort ſteht eine alte Biertonne, in die könntet ihr hineinkriechen und durch das Spundloch hinausgucken; dann erführet ihr doch, ob ſie dort etwas ißt.“ Das dünkte dem Manne

gut, und er kroch in die Tonne hinab. Aber Niels ging zur Frau hinein und ſagte: „Nehmt euch in acht, drunten im Keller etwas zu eſſen, denn der Bauer ſitzt in der alten Biertonne.“ — „Es iſt gut,“ ſagte die Frau, und dann rief ſie die Mägde herbei. „Hört,“ ſagte ſie, „drunten im Keller ſteht die alte Biertonne und ſtinkt mir in die Naſe, ſo oft ich hinunterkomme. Füllt Waſſer in den Braukeſſel und heizt tüchtig unter demſelben, und gießt dann das Waſſer in die Biertonne, daß ſie ordentlich rein wird!“ Die Mägde waren eben ſo geſonnen wie ſie, und ſie beeilten ſich, zu thun, was ſie geheißen hatte, und der Mann ward alſo faſt ganz verbrüht. Als Niels ihm aus der Tonne half, mußte er gleich zu Bette und blieb einen ganzen Monat liegen. Die Frau kam zu ihm und pflegte ihn und ſagte: „Es iſt aber doch arg, daß du ſo verreiſeſt und mir krank wirſt;“ denn er hatte ihr jedes Mal, wenn er ihr ſo auflauern wollte, weißgemacht, daß er verreiſen müßte.

Sie hatten zwei fette Ochſen im Stalle, und während der Mann krank lag, ſagte die Frau zu Niels: „Du kannſt die beiden Ochſen nehmen und mit ihnen nach Kopenhagen gehn und ſie verkaufen, und das Geld magſt du ſelbſt behalten, weil du mir treu gedient haſt.“ Das that Niels auch; aber als der Mann

nun wieder aufstand, vermißte er sogleich seine Ochsen. Da sagte er zu seiner Frau: „Aber wo sind die Ochsen, Bäuerin?“ — „Die habe ich gegessen,“ sagte die Frau. „Aber wo sind denn die Häute?“ — „Die habe ich mitgegessen,“ sagte die Frau. „Aber wo sind denn die Hörner?“ — „Die habe ich auch gegessen,“ sagte die Frau. Da vergingen dem Manne die Sinne, und er sank ohnmächtig nieder. Man brachte ihn zu Bette und ließ den Doctor holen; aber gegen die Krankheit gab es kein Mittel. Er starb und wurde begraben, Grete erbte den Hof und alles Geld. Die Wittwe ließ ihm einen schönen Grabstein setzen, und dann verheiratete sie sich mit Niels, und sie leben heute noch froh und vergnügt.

Die Rehprinzeſſin.

Es waren einmal ein Prinz und eine Prinzeſſin, die einander von klein auf lieb gehabt hatten, und es war auch beſtimmt worden, daß ſie einander haben ſollten, wenn die Prinzeſſin erwachſen wäre. Sie war erſt zwölf Jahre alt, und ſie hatte eine Stiefmutter, die eine böſe Hexe war und ihr kein Glück gönnte. Sie drohte der Königstochter, daß ſie ſie verhexen würde, wenn ſie ins Brautbett ſtiege, ſo daß ſie als ein wildes Reh in Wald und Moor umherlaufen müßte. Darüber war die Königstochter ſehr traurig, denn ſie wollte gern ihren Prinzen haben und ſeine Frau ſein, wenn die Zeit käme. Er wußte nicht, was ihnen bevorſtand; ſie getraute ſich nicht, es ihm zu ſagen.

Eines Tages ging die Prinzeſſin in den Wald hinaus, wo ein Paar arme Leute wohnten, die ſie kannte, und die eine Tochter von demſelben Alter wie ſie hatten. Sie frug dieſelben, ob ſie ihre Tochter mit nach

Haus nehmen dürfe, um ſich von ihr hilfreiche Hand leiſten zu laſſen; ſie wolle ſie kurze Zeit lang auf Probe haben, und wenn ſie mit ihr zufrieden ſei, wolle die Prinzeſſin ſie ganz bei ſich behalten. Darüber waren die Eltern ſehr erfreut, und das Mädchen auch, und ſie ging mit nach dem Schloſſe. Die Prinzeſſin behielt ſie drei Tage bei ſich, und erzählte ihr vielerlei; aber ſie ſagte dem Mädchen, ſie dürfe mit keinem andern davon reden. Am dritten Abend ſagte die Königstochter zu ihr, jetzt könne ſie nach Hauſe gehn und ihre Eltern beſuchen und die Nacht über dort bleiben. Am nächſten Morgen ſolle ſie zurückkommen, dann werde ihr die Prinzeſſin ſagen, ob ſie ſie länger behalten wolle. Das Mädchen ging alſo nach Hauſe; aber die Prinzeſſin ging ihr nach und blieb draußen vorm Fenſter ſtehen, um zu hören, ob ſie ſchweigen könne, oder aus der Schule plaudere. Als das Mädchen zu den Eltern hinein kam, gab es ein Fragen nach allem, was ſie geſehen und gehört und erlebt und auch was die Königstochter ihr geſagt habe. Und ſie polterte mit allem heraus. Da ging die Königstochter nach Hauſe; die konnte ſie nicht brauchen.

Am folgenden Tage ging die Prinzeſſin hinaus und holte ſich ein anderes kleines Mädchen ihres Alters; aber die konnte eben ſo wenig ſchweigen; daher mußte

ſie gleichfalls ihrer Wege ziehn. Und ſo ging es mit mehreren. Endlich kam ſie irgendwo zu ſehr armen Leuten und nahm deren Tochter mit heim. Die Eltern ermahnten ſie, ſich gut zu betragen und ſich nicht auf Klatſchereien einzulaſſen; das verſprach das Mädchen und ging mit. Nach drei Tagen ließ die Prinzeſſin ſie abends nach Hauſe gehn, um ihre Eltern bis zum nächſten Tage zu beſuchen; und ſie ging ihr ſelber nach und blieb draußen ſtehn, um zu hören, was ſie ſprächen. Als das kleine Mädchen in die Hütte kam, frugen ihre Eltern zuerſt, ob ſie ſich gut betragen habe. Ja, das glaube ſie wohl. Darauf ſagten ſie ihr, ſie müſſe recht anſtellig und treu ſein, dann werde die Prinzeſſin ſie auch ferner gut behandeln. Dann beteten ſie den Abendſegen mit ihr und legten ſich alle drei ſchlafen. Die Königstochter ging nach Hauſe, und als das Mädchen am andern Morgen wieder kam, ſagte ſie ihr, ſie wolle ſie gern behalten. Das arme Mädchen ward jetzt im Königsſchloſſe erzogen und gemeinſam mit der guten Prinzeſſin unterrichtet; und ſie wurden ſo recht Herzensfreundinnen. Das Kind der armen Leute wuchs zu einer ſchönen Jungfrau heran, welche der Königstochter auf ein Haar glich, ſo daß alle ſie verwechſelten; und ſie gingen auch immer gleich gekleidet.

Als es nun so weit war, daß der Prinz und die Königstochter Hochzeit halten sollten, erzählte sie dem Mädchen, was jetzt geschehen würde, und sie traf mit ihr die Abrede, daß sie in der Nähe sein und zu ihm ins Brautbett springen solle, wenn sie selbst verwandelt würde, damit sie ihn so vor diesem großen Kummer bewahre. Das Mädchen liebte sie innig und frug, ob es gar nicht möglich wäre, sie vor diesem Unglück zu retten; könnte sie nicht statt der Königstochter ein Reh werden? „Nein," sagte die Prinzessin, „das läßt sich nicht machen; aber die drei ersten Weihnachtsabende um Mitternacht kannst du mich in einer Laubhütte draußen im Walde treffen; denn dann werde ich jedesmal auf eine Stunde ein Mensch. Dann können wir doch so lange mit einander reden."

Der Hochzeitstag erschien, und die Hochzeit wurde gefeiert, und es ging, wie die böse Stiefmutter gedroht hatte: in demselben Augenblick, als die Königstochter ihren Fuß in das Brautbett setzte, ward sie in ein wildes Reh verwandelt und lief in Wald und Moor hinaus. Aber die Freundin war zur Stelle und nahm ihren Platz an der Seite des Königssohnes ein, und er merkte nichts von dem Tausche. Da bat ihn das Mädchen, welches er für die Prinzessin hielt, er möge sie noch ihr Spieljahr, ihr Mädchenjahr und ihr Spinn-

jahr Jungfrau bleiben laſſen, und das konnte er ihr nicht abſchlagen; daher legte er ſein Schwert zwiſchen ſie. Kurze Zeit darauf ſtarb der Vater des Prinzen, und er wurde ſein Thronfolger, und das Kind der armen Leute war alſo Königin.

In der erſten Weihnachtsnacht ſtand die Königin von ſeiner Seite auf, ohne daß er es merkte, und ging in den Wald zur Laubhütte hinaus, um die rechte Königin zu treffen und mit ihr zu reden. Daſſelbe that ſie im folgenden Jahre. Aber es gab Leute, welche davon zu ſprechen begannen, daß bei der Königin etwas nicht in Richtigkeit ſein müſſe, da ſie ſich in jeder Weihnachtsnacht aus dem Schloſſe fortſtehle. Das kam dem König zu Ohren, und in der dritten Weihnachtsnacht lag er wach und ſtellte ſich nur, als ob er ſchliefe; und als ſeine Königin von ihm weggegangen war, folgte er ihr heimlich und kam in den Wald hinaus, und ſtand draußen vor der Laubhütte, wo ſie die rechte Königin traf und mit ihr ſprach. Da hörte er ſeine rechte Königin fragen: „Wie lebt ihr mit einander?“ Und die, welche er für ſeine Königin hielt, antwortete: „Gut, wie Schweſter und Bruder. Aber giebt es denn gar kein Mittel, dich zu retten?“ — „Nein,“ lautete die Antwort, „dieſe Nacht iſt es das letzte Mal, daß ich Menſchengeſtalt erhalte. Es giebt nur ein Mittel

zu meiner Rettung, und das ist, wenn ein reiner und unschuldiger Königssohn mich mit seinem Schwerte blutig verwundete; aber er dürfte nicht darum gebeten werden." In demselben Augenblick ward sie in ein Reh verwandelt und sprang aus der Laubhütte hinaus. Aber der König hatte sein Schwert gezogen, und indem sie an ihm vorüberschoß, stach er nach ihr mit dem Schwerte, so daß ihr Blut floß. Da wurde sie in demselben Augenblick eine so schöne Prinzessin, wie sie jemals gewesen war; und sie gingen nach Hause und lebten viele Jahre glücklich beisammen als König und Königin. Und sie bekamen kleine Prinzen und Prinzessinnen, die ihre Kinder waren. Aber das treue Mädchen blieb alle Zeit bei ihnen, und beide liebten sie wie ihre eigene Seele.

Prinz Irregang und Jungfer Miſeri.

Es iſt jetzt lange her, daß ein König lebte, der mit all ſeinen Rittern und Knappen auf die Jagd hinausgeritten war.

Sie pirſchten Hirſche, ſie pirſchten Haſen
Und die Thiere all, die im Walde graſen.

Der König hatte das ſchnellſte Pferd, und er war all ſeinen Leuten weit vorausgekommen. Da wurde es Abend, und es fiel ein dicker Nebel über Wälder und Wieſen, und der König verirrte ſich gänzlich. Er konnte nicht Weg noch Steg finden, und ehe er es merkte, befand er ſich mitten in einem großen Moorgrunde. Das Pferd ſank bald mit den Hinterbeinen, bald mit den Vorderbeinen ein, und zuletzt gerieth es ſo in den Sumpf, daß es gar nicht wieder herauskommen konnte, ſondern mit Kopf und Schwanz im Moraſte verſank. Der König ſchwang ſich noch glücklich vom Rücken desſelben hinab, und er war froh,

ſein Leben gerettet zu haben. Er hüpfte von einer Erhöhung zur andern, ſank oftmals ein und arbeitete ſich wieder herauf: es war, als nähme das Moor gar kein Ende. „Ich werde doch hier in dem verwünſchten Sumpfe noch umkommen," dachte der König; er war jetzt ganz erſchöpft und ſah keine Rettung. Da ſah er plötzlich einen kleinen alten Mann mit einem langen Barte und einem Stock in der Hand über das Moor geſchritten kommen; es war, als ob er auf trockenem Boden wandele, aber er ging doch gerades Wegs über alle Löcher und Pfützen. „Holla!" rief der König, „hilf mir aus dieſem Moraſte heraus!" — „Ja, du biſt auf ſchlimme Wege gerathen, König!" ſagte der Mann, „und du kommſt ſicherlich nicht lebend von hinnen, wenn ich dir nicht helfe. Aber das werde ich ſchon thun, wenn du mir verſprechen willſt, daß das Erſtgeborene männlichen Geſchlechtes, welches nach deiner glücklichen Heimkehr in deiner Burg das Leben erblickt, mir gehören ſoll. Verſprichſt du das?" Der König hätte alles Mögliche verſprochen, um der Noth, in der er ſich befand, zu entrinnen; er ſagte daher: „Gewiß verſpreche ich dir's; hilf mir nun auf trockenen Grund kommen!" Denn er war ja bei jedem Schritt und jedem Sprung in Lebensgefahr. „Da haſt du meinen Stock," ſagte der Alte, „geh dem

nur nach! er wird dir ſchon den Weg weiſen.“ Und damit warf er dem Könige ſeinen Stock zu; derſelbe konnte ihn nicht ergreifen, aber das blieb ſich gleich, denn der Stock hüpfte von Erhöhung zu Erhöhung, und der König hinterdrein: jetzt ſank er nicht mehr ein, und bald hatte er feſten Grund unter den Füßen. Der Stock ging ihm immer voran, bis der König ſein Schloß vor ſich liegen ſah; da ſchlug er ein Rad in der Luft, und trabte dann allein des Weges zurück, daher er gekommen war.

Als er das Moor hinter ſich hatte und dem Stocke auf trockenem Boden folgte, bedachte der König, was er verſprochen hatte. Es waren ſo viele lebendige Kreaturen in ſeiner Burg, daß man ſchwer ſagen konnte, was das Erſtgeborene nach ſeiner Heimkehr ſein würde. Es konnte ein Füllen oder ein Hündchen, ein Ferkel oder ein Lamm, eine Ziege oder ein Kalb oder vielleicht ein Kätzchen ſein. Aber es konnte ja auch ein Menſchenkind, und es konnte ſogar des Königs eigenes Kind ſein, denn ſeine Königin ſah tagtäglich ihrer Stunde entgegen. Aber wenn es nun die Königin ſelber war, die zuerſt ein Kleines bekam, ſo konnte es doch eben ſo gut ein Mädchen wie ein Knabe ſein, und dann hatte es ja nichts zu ſagen. Allein gerade als der König die Treppen hinanſtieg,

ſchenkte ſeine Königin einem Prinzen das Leben. Es war ihr Erſtgeborener, und es war das erſte Weſen männlichen Geſchlechts, welches in der Burg des Königs nach ſeiner Heimkehr zur Welt kam. Das ſtand außer Zweifel, und der König ſah jetzt wohl ein, daß er dieſen Sohn dem Kobolde für ſein Leben verſprochen hatte. Sobald die Königin das Bett verließ, erzählte der König ihr alles, und ſie waren ſich einig darüber, daß ſie ſuchen müßten, ein Abkommen mit dem Kobold zu treffen, was es auch koſten möchte. Ihren einzigen Sohn konnten ſie ihm doch nicht geben.

Der Knabe wurde getauft und Irregang genannt, und als er vierzehn Tage alt war und die Königin abends allein an ſeiner Wiege ſaß, ſtand der alte Mann aus dem Walde plötzlich vor ihr und ſagte, ſie wiſſe wohl, daß der Kleine ihm gehöre. Was ſie ihm auch zum Tauſch anbieten mochte, es half alles nichts. Aber ſie erlangte doch, daß ſie den Sohn noch fünf Jahre behalten dürfte, wenn der Kobold ſogleich hundert Ochſen empfinge. Dann ſahen ſie nichts von demſelben, bis die fünf Jahre um waren: da kam er wieder. Aber er erlaubte der Königin, den Knaben noch fünf Jahre zu behalten, und dafür empfing er zweihundert Ochſen. Und als der Knabe zehn Jahre

alt war, kam der Alte wieder, und für dreihundert Ochſen erlaubte er den Eltern, den Knaben noch fünf Jahre zu behalten.

Prinz Irregang wuchs alſo in der Burg ſeines Vaters heran, bis er ſein fünfzehntes Jahr vollendet hatte. Er war der vielverſprechendſte Jüngling, groß und ſchön und wohlunterrichtet und geſittet in jeglicher Weiſe. Da ſtand der alte Mann aus dem Walde wieder eines Abends vor der Königin mit ſeinem Stock in der Hand und ſagte: „Jetzt komme ich, um meinen Jungen zu holen.“ Sie bat und flehte und bot ihm alles, was es auch ſein möchte, um den Sohn, wäre es auch nur noch fünf Jahre lang, behalten zu dürfen. Aber da half kein Reden und Weinen. Der Kobold ſagte, jetzt wolle er endlich haben, was ihm gehöre. „Morgen ſoll er zu mir kommen,“ ſagte der Kobold; „jetzt ſtelle ich meinen Stock hier an die Thür, der wird ihm ſchon den Weg weiſen. Und kommt er nicht, ſo werde ich das Schloß mit ihm und euch allen in die Erde verſenken, daß ſieben Klafter Moorwaſſer darüber ſtehen. Es ſind jetzt fünfzehn Jahre her, ſeit ich dem König das Leben rettete, und ein Königswort darf man nicht brechen.“

Dann ging der Kobold fort, aber ſeinen Stock ließ er an der Thür ſtehen. Und der König und die Königin

konnten jetzt nichts anderes thun, als am nächsten Morgen Irregang unter strömenden Thränen Lebewohl sagen und ihn den Stock in die Hand nehmen und die Reise antreten lassen. Sobald er draußen vor dem Schlosse war, fuhr ihm der Stock zwischen die Beine: er wußte nicht, ob er ritt oder flog; aber er wurde in sausender Fahrt über Berg und Thal, über Land und Wasser dahin getragen, bis er gegen Abend wieder festen Grund unter seinen Füßen und den Stock in seiner Hand fühlte und vor einem Schlosse stand, das wie in einen Berg gehöhlt zu sein schien. Der kleine alte Mann mit dem langen Barte stand draußen vor dem Thore. Irregang wußte gleich, wer es war. „Guten Abend, Kobold!“ sagte er. „Guten Abend, Königssohn,“ sagte der Kobold; „hier nennt man mich übrigens König und Herrn, und nicht wie du sagst. Und ich hätte nicht übel Lust, dir gleich den Hals umzudrehen, ein so loses Maul wie du führst. Und das thue ich auch, wenn du mir nicht stehenden Fußes drei Wahrheiten sagen kannst, an denen keine Lüge zu erfinden ist.“ — „Gut,“ sagte Irregang, „die sind bald gesagt: nie lag ich weicher, als in meiner Mutter Schooß; nie kostete ich Süßeres, als aus meiner Mutter Brust; und nie hab' ich meiner Mutter größeren Kummer bereitet, als heute.“ Daran war keine Lüge zu

erfinden; daher ward der Kobold ganz freundlich gegen ihn, und sagte, er könne hören, daß er guten Unterricht genossen habe. „Aber du kannst doch noch viel bei mir lernen," sagte der Kobold, „und du wirst dich tüchtig anstrengen und arbeiten müssen. Heute ist Feierabend, da magst du frei umhergehen und dich allenthalben umsehen; aber morgen ist ein Arbeitstag." Es war allerdings viel in dem Schlosse des Koboldkönigs zu sehen, dessen Gleichen Irregang nie zuvor gesehn hatte. Ueberall strahlte es von Gold und Silber; aber daran war Irregang ja gewöhnt. Er sah jedoch viele seltsame Gegenstände, deren Zweck er durchaus nicht kannte. Und viele seltsame Vögel und Thiere sah er drinnen und draußen, und Blumen und Bäume, die mit nichts Aehnlichkeit hatten, was ihm bekannt war. Es waren noch mehr Leute in dem Schlosse, außer dem Kobold und ihm; da waren die zwölf Diener des Kobolds, die sahen garstig und grimmig aus und waren alle von echtem Koboldgeschlechte. Und da war die alte Mutter des Kobolds, die wohnte im obersten Gemache, und eine schlimmere Hexe hatte es niemals gegeben. Sie hatte nur noch zwei schwarze Zähne, und die hingen ihr weit aus dem Munde. Und eine Nase hatte sie, so krumm und so lang, daß sie ihr über das Kinn hinab fiel. Sie war greulich

anzuſehn. Aber ſie hatte zu ihrer Bedienung ein hübſches kleines Mädchen, das ihr gar nicht glich. Sie wurde Jungfer Miſeri genannt, und ſie war kein geborenes Koboldskind, ſondern ein rechtes Menſchenkind, eine Königstochter, welche der Kobold geraubt hatte, als ſie noch ganz klein war. Sie hatte jetzt ſo lange mit dem alten Hexenweibe verkehrt, daß ſie ihr all' ihre Künſte abgeguckt hatte. Sie war über alle Maßen geſcheidt, aber ſie war trotzdem ſehr lieb und gut. Sie richtete ein forſchendes Auge auf Prinz Irregang, und er gefiel ihr weit beſſer als all' das Koboldsgeſchmeiß, unter dem ſie leben mußte; aber ſie ließ ſich nichts davon merken. Irregang erhielt ſein gutes Abendeſſen und ein gutes Bett, und dann ſchlief er ſüß bis zum nächſten Morgen.

Da erſchien der Kobold und rief ihn und nahm ihn mit in einen Wald, der ihm gehörte. Den ſolle er fällen, ſagte der Kobold, das ſolle für heut ſeine Arbeit ſein: „Und biſt du bis zum Abend nicht damit fertig, ſo drehe ich dir den Hals um.“ Dann ging er fort, und der Knabe ſtand alleine draußen im Walde mit einer Axt, die er kaum tragen konnte. Er begann unten an der Wurzel in einen Baum zu ſchlagen, ſo hoch er die Axt des Kobolds zu heben vermochte, und es flogen auch einige Späne ab; aber was konnte das helfen! So viel er

ſich plagte und plackte, konnte er nicht den einen Baum bis zum Abend fällen, das ſah er wohl ein; daher ſetzte er ſich nieder und wiſchte ſich den Schweiß ab und dachte, jetzt ſei es aus mit ſeinem Leben. Da kam Jungfer Miſeri herangetrippelt, mit einem Körbchen am Arme; darin brachte ſie ihm ſein Mittageſſen. Dann frug ſie ihn, warum er ſo verzagt ausſehe. „Weil es jetzt aus mit mir iſt," ſagte er; „ich ſoll den ganzen Wald bis zum Abend fällen, und ich kann nicht mit einem einzigen Baum fertig werden. Und habe ich nicht den ganzen Wald rechtzeitig gefällt, ſo wird mir der Hals umgedreht." Da ſagte Jungfer Miſeri, das ſei doch kein Grund zum Jammern: das Bischen Wald könne man ja leicht fällen. „Ach, ſo hilf mir," ſagte Prinz Irregang. „Helfe ich dir, ſo wirſt du treulos gegen mich ſein," ſagte Jungfer Miſeri. Nein, gelobte er ihr zuverſichtlich, er werde ihr alle Zeit hold und treu ſein, wenn ſie ihm jetzt helfen wolle. Da ſagte das Hexenmädchen, er möge ſich nur hinſetzen und das gute Eſſen verzehren, das ſie ihm gebracht habe: mit dem Walde würden ſie bald fertig ſein. Dann ſetzte ſie ſich zu ihm, und blieb dort ſitzen und plauderte mit ihm, und die beiden fanden immer mehr Gefallen an einander. Als es nun gegen Abend war, ſagte das Hexenmädchen, jetzt müſſe ſie nach Hauſe

reifen Obſte, und ſie blieben im Garten beiſammen und hatten viel mit einander zu plaudern, bis ſie ihm gegen Abend Lebewohl ſagte: jetzt müſſe ſie hinein, ehe die alte Hexe aufwache; die ſchwarze Katze ſei wieder ſtatt ihrer an der Arbeit; und er müſſe in den Schafſtall zurück, ehe die Sonne untergehe und der Kobold ſich einſtelle. Als Irregang in den Stall kam, war derſelbe ſo rein wie ein friſchgewaſchener Milchzuber. Dann kam der Kobold. „Nun," ſagte er, „du biſt nicht ſo dumm, wie die Jungen auf der Erde zu ſein pflegen. Aber das haſt du gewiß nicht aus deinem eigenen Hirn geſponnen." Dann ging Irregang hinein und erhielt ſein Abendeſſen und legte ſich in ſein Bett.

Am nächſten Morgen ſagte der Kobold zu ihm: „Nun haſt du zwei Tage lang ſchwere Arbeit gehabt; aber heute ſollſt du nichts anderes thun, als meinen Hengſt in die Schwemme reiten; das iſt etwas, woran du gewöhnt biſt." Irregang ging alſo in den Stall; der Kobold hatte viele Pferde im Stalle, aber keins, das ſich mit ſeinem Hengſte vergleichen ließ; das war ein großer Grauſchimmel, der allein in dem oberſten Stallbaume ſtand. Er ſtand an einer goldenen Krippe, aber die Krippe war leer. Er war mit einem Halfterbande von Eiſen angebunden, mit ſieben Hängeſchlöſſern davor; und er ſtand und ſtampfte auf die Stein-

diele, daß die Funken um ihn her sprühten. Und als Irregang in den Stallbaum zu ihm hineintreten wollte, legte der Hengst die Ohren zurück und wieherte und schnob, daß ihm Feuer aus den Nüstern fuhr. Der Königssohn wußte sonst gut mit unbändigen Pferden umzugehen, aber ein solches hatte er nie zuvor gesehen. Er pfiff und redete ihm zu; aber das Thier blieb eben so wild: es wollte beißen und schlagen, und es war nicht gut mit ihm anzubinden. Irregang stand noch da und war nicht weiter gekommen, als Jungfer Miseri mit seinem Mittagsessen erschien. „Ja, das ist noch das Schlimmste, was er dir aufgetragen hat," sagte sie; „dennoch könnte Rath dafür geschafft werden." Er bat sie inständig, ihm zu helfen; daß sie es könne, wußte er schon. „Helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich sein," sagte sie. Nein, antwortete er, sie dürfe sich überzeugt halten, daß er ihr allezeit hold und treu sein werde; er habe nie jemand so lieb gehabt wie sie. Da nahm das Hexenmädchen einen Strohhalm und legte ihn dem Hengst auf den Rücken, und dann sagte sie:

„Steh, Schimmel, für Jungfer Miseri still,
Die Hafer und Heu dir geben will!"

Da stand er still wie ein Lamm; das Hexenmädchen ging zu ihm hin und warf ihm das beste Futter vor;

dann hauchte ſie ſieben Mal auf die ſieben Hängeſchlöſſer, da war er los von der Krippe; und dann ſagte ſie:

„Geh nun, Schimmel, für Gotteslohn,
Und trage Irregang Königsſohn!“

Da ließ er Irregang ſich hinaufſchwingen, und derſelbe ritt ihn mit dem eiſernen Halfterbande zur Schwemme und wieder zurück und ſtellte ihn in den Stallbaum, wo er vorhin geſtanden hatte. Das Hexenmädchen hauchte wieder ſieben Mal auf die ſieben Hängeſchlöſſer, da war alles wieder, wie es geweſen war. Sobald das geſchehen und Jungfer Miſeri wieder zu der alten Hexe hineingeſchlüpft war, kam der Kobold zu dem Königsſohne in den Stall und ſagte: „Ja, ich ſehe wohl, du haſt gethan, was ich dir auftrug, und das iſt gut. Jetzt magſt du hineingehen und dir dein Abendbrod geben laſſen.“

Dann ging der Kobold zu ſeiner alten Mutter hinauf, um ein Geſpräch unter vier Augen mit ihr zu führen. Aber Jungfer Miſeri paßte auf, und ſie horchte an der Thür und hörte die ganze Unterhaltung. Sie hörte den Kobold ſagen: „Jungfer Miſeri iſt uns zu klug geworden, und ſie muß jetzt auch mit dem Königsſohn im Bunde geweſen ſein; ſonſt hätte er niemals vollbringen können, was er vollbracht hat.

Jetzt müſſen wir uns ihrer beider entledigen. Es iſt am beſten, daß wir ſie verſpeiſen; ſo ein paar Königskinder ſchmecken prächtig. Jetzt laſſe ich ſie ſelbſt den Ofen heizen, und wenn das geſchehen iſt, ſollen ſie hineingeſchoben und gebraten werden." Das gefiel der alten Hexe wohl, und die beiden ſchwarzen Zähne, die ſie noch hatte, begannen ſich von ſelbſt zu bewegen, als ſie daran dachte, wie gut das ſchmecken würde. „Laß ſie nur recht mürbe werden!" ſagte ſie. Das verſprach der Kobold, und dann ging er hinaus, und ſagte zu Irregang, ſie müßten dieſe Nacht backen, und er ſolle Holz für den Ofen holen; und zu Jungfer Miſeri ſagte er, ſie möge gut einheizen: er gehe jetzt hinein und lege ſich ein wenig ſchlafen; ſie ſolle ihn wiſſen laſſen, wenn der Ofen heiß genug ſei.

Dann trug Prinz Irregang Holz herbei, und Jungfer Miſeri heizte den Ofen, bis ſie den Kobold ſchnarchen hörte. Dann nahm ſie zwei Holzſcheite, und ſtellte ſie aufrecht, jedes an einer Seite des Ofens, und dann flüſterte ſie ihnen etwas zu, und dann ſpie ſie auf jedes derſelben, und dann nahm ſie Irregang bei der Hand und zog ihn hinaus, und dort ſagte ſie zu ihm: „Jetzt ſollſt du gebraten werden, Königsſohn! Dazu heizen wir den Ofen." — „O, hilf mir!" ſagte er. „Helfe ich dir, ſo wirſt du treulos gegen mich

ſein," ſagte ſie. Allein er betheuerte und ſchwor, daß er ihr allezeit hold und treu ſein werde; ſie ſei ja ſeine Herzliebſte, und ſie ſolle auch ſeine Frau werden. Da lief ſie mit ihm in den Stall und zu dem Hengſte des Kobolds; ſie redete demſelben zu und löſte ihn von der Krippe, und dann ſchwangen ſie und Irregang ſich beide auf ſeinen Rücken und ritten von dannen, ſo ſchnell der Hengſt ausgreifen konnte.

Inzwiſchen erwachte der Kobold und rief hinaus: „Iſt der Ofen heiß, Jungfer Miſeri?" — „Nein, noch nicht," lautete die Antwort; die kam von einem der beiden Holzſcheite, aber es klang, als wäre ſie es, die antwortete. „So heize beſſer ein!" ſchrie der Kobold, und dann legte er ſich wieder hin, um zu ſchlafen. Eine Weile darauf erwachte der Kobold wieder und rief hinaus: „Iſt der Ofen noch nicht heiß?" — „Nein, noch nicht," antwortete jemand; es klang wie Irregang's Stimme, aber es war das andere Holzſcheit. „Jetzt muß er doch bald heiß ſein," ſchrie der Kobold, und dann ſchlief er wieder ein. Nach einiger Zeit erwachte er abermals und rief hinaus: „Iſt der Ofen noch nicht heiß?" Aber niemand antwortete. Da machte ſich der Kobold auf die Beine und ſchoß zum Ofen hinaus: der war faſt kalt. Da rannte er umher und ſuchte allenthalben; aber keine Jungfer Miſeri und kein

Prinz Irregang war zu finden, und als er in den Stall kam, war auch sein Hengst verschwunden. Da stieß er ein Gebrüll aus, daß das ganze Schloß erbebte, und alle kamen auf die Beine, seine alte Mutter sowohl wie seine zwölf Diener. Es war kein Zweifel: die beiden Königskinder waren auf dem Hengst entflohen, und die zwölf Kobolds diener wurden ausgesandt, um sie zurück zu holen. „Bringt alles Auffällige mit heim, was ihr seht!“ sagte die alte Hexe; sie war ja die Klügste von allen.

Der Königssohn und Jungfer Miseri waren mittlerweile ein gut Stück Weges vom Kobolds schlosse hinweg gekommen. Da sprach das Pferd und sagte: „Ich schwitze am Schenkel.“ — „Dann setzen sie uns nach,“ sagte das Hexenmädchen; „schau dich um, Königssohn! Was siehst du?“ — „Ich sehe einen Schwarm Krähen heranfliegen,“ sagte er. „Das sind die zwölf Diener des Kobolds,“ sagte sie; „die sollen uns holen.“ — „Sinne doch auf ein Rettungsmittel!“ sagte er. „Helfe ich dir, so wirst du mir treulos sein,“ antwortete sie. „Nein, meine Herzliebste! Ich werde dir allezeit hold und treu sein,“ sagte er. „Nun, die können wir leicht genug foppen,“ sagte Jungfer Miseri.

„Sei du ein Dorn, der Schimmel ein Stein,
Ich will am Zweig eine Rose sein!“

Da war der Königssohn ein Rosendornstrauch geworden, und sie eine Rose auf demselben, und der Hengst war in einen Stein am Wegesrande verwandelt. Die Krähen kamen herangeflogen, sie sahen wohl den Dornstrauch und alles andere, aber sie flogen weiter. Endlich kehrten sie um und kamen zum Koboldsschlosse zurück. „Habt ihr nichts gesehen?“ frug der Kobold. „Nein, wir sahen nichts anderes, als einen Rosendornstrauch mit einer Rose darauf und einem Stein daneben,“ sagten sie. „O ihr Dummköpfe!“ sagte der Kobold, „das waren sie ja gerade. Ihr hättet nur die Rose nehmen sollen, dann wäre das Uebrige schon mitgekommen. Jetzt muß ich selber fort!“ Und er nahm seinen Stock zwischen die Beine und sauste wie der Wind durch die Luft.

Die Flüchtlinge waren mittlerweile ein gut Stück weiter hinweg gekommen. Da sprach das Pferd wieder und sagte: „Ich schwitze am Schenkel.“ — „Dann setzen sie uns nach,“ sagte das Hexenmädchen; „schau dich um, Königssohn! Was siehst du?“ — „Ich sehe ein feuriges Rad in der Luft,“ sagte er. „Das ist der Koboldkönig selbst,“ sagte Jungfer Miseri; „jetzt gilt's!“ — „O, hilf doch!“ sagte der Königssohn. „Helfe ich dir, so wirst du treulos gegen mich sein,“ sagte das Mädchen; „aber ich will's versuchen.“ Dann sagte sie:

„Sei du eine Kirche, und ich ein Paſtor,
Und der brave Schimmel ein Kirchhof davor!“

Da war der Hengſt in einen Kirchhof, der Königsſohn in eine Kirche neben demſelben, und Jungfer Miſeri in einen Prieſter verwandelt, der am Altare ſtand und die Meſſe las. Der Kobold erblickte die Kirche; es kam ihm vor, als hätte er dieſelbe früher nicht geſehen, er ſchoß daher hinab und ſtreckte die Naſe zur Kirchenthüre hinein; als er aber den Prieſter ſah und ihn die Meſſe leſen hörte, zog er die Naſe zurück und flog zu ſeiner alten Mutter zurück. „Nun?“ fragte ſie, „haſt du auch nichts von ihnen geſehen?“ — „Nein,“ ſagte der Kobold, „ich war ganz draußen auf chriſtlichem Boden; dort ſtand eine Kirche mit einem Pfaffen darin; aber von ihnen ſah ich nichts.“ „Ach, du biſt eine rechte Kaulquappe,“ ſagte die alte Hexe; „das waren ſie ja. Du hätteſt den Pfaffen beim Wickel nehmen ſollen, dann wären Kirche und Kirchhof ſchon mitgekommen. Jetzt muß ich ihnen ſelber nach!“ Und ſie ergriff eine Ofengabel und ritt auf derſelben ſpornſtreichs durch die Luft, daß es hinter ihr ſprühte und kniſterte.

Mittlerweile waren die Flüchtlinge ein gut Stück weiter gekommen. Aber da ſprach das Pferd wieder und ſagte: „Ich ſchwitze am Schenkel.“ — „Schau dich

um, Königssohn! Was siehst du?" sagte das Mädchen. „Ich sehe einen glühenden Drachen in der Luft," sagte er. „Das ist die alte Koboldsmutter," sagte sie; „das ist das Schlimmste." Und in demselben Augenblick sagte sie:

„Ein Entrich sollst du, ich 'ne Ente sein,
Und der Schimmel ein klares Wässerlein!"

Und in demselben Augenblick schwammen sie beide draußen auf dem Wasser herum. Gleich darauf kam die alte Hexe dort an, und schoß zum Wasserrande hinab. „Putchen, Putchen! Rap, rap rap!" sagte sie, und sie lockte die Enten so freundlich, wie sie konnte, und sie warf ihnen Gerstenkörner hin. Aber die Ente schwamm fort, und der Entrich folgte ihr. Da nahm die Alte ihren Hexenapfel und warf denselben nach ihnen hinaus; es war ein langer Faden daran, und hätte sie eins von ihnen getroffen, so hätte sie sie alle ans Land ziehen können. Aber die Ente ergriff den Entrich am Flügel und tauchte mit ihm unters Wasser hinab, der Apfel flog über ihnen hin, und in demselben Augenblick zerbiß die Ente den Faden, so daß der Apfel auf den Grund sank, und mit ihm versank alle Hexenkunst der Alten. Jetzt hatte sie keine Gewalt mehr. Da wurde sie so zornig und giftig, daß sie aus der Haut fuhr und in lauter Kieselsplitter zersprang, und ein

ganzes Feld mit Kieſelſteinen bedeckt ward. Aber Jungfer Miſeri und Prinz Irregang und der Hengſt des Kobolds nahmen wieder ihre frühere Geſtalt an, und ſie ritten nun ruhig weiter, bis ſie in das Land und an das Schloß kamen, wo der Königsſohn zu Hauſe war.

Da verwandelte Jungfer Miſeri den Hengſt in einen grauen Feldſtein am Wege; auf den ſetzten ſie ſich alle beide, und dann ſagte ſie: „Du darfſt jetzt nicht glauben, Prinz Irregang, daß es erſt wenige Tage her iſt, ſeit du von Hauſe fortgingſt; denn es ſind ſieben volle Jahre ſeitdem vergangen. Es iſt noch weit länger her, ſeit ich von Hauſe kam, und mittlerweile iſt mein Geſchlecht ausgeſtorben, oder ſo gut wie ausgeſtorben," ſagte ſie, und dann ſtreichelte ſie den Feldſtein. „Und auch bei dir zu Hauſe hat ſich manches verändert: deine Mutter iſt todt, aber dein Vater lebt noch; er hat ſich wieder mit einer Königswittwe verheiratet; die hat eine große Tochter, und außerdem haben ſie und dein Vater einen kleinen Sohn mit einander. Geh' jetzt zu deinem Vater hinein und erzähle ihm alles. Wenn du das gethan haſt, magſt du wieder herauskommen und mich hinein holen. Aber nun mußt du acht geben, daß du dich von niemand küſſen läßt, ehe du mich hinein geholt haſt; denn ge-

ſchieht das, ſo wirſt du mich ganz und gar vergeſſen.“ Der Königsſohn glaubte, das leicht verſprechen zu können; war er doch ſo froh und dankbar und hatte ſie ſo herzlich lieb! Er küßte daher Jungfer Miſeri, und dann ging er in ſeines Vaters Schloß, aber ſie blieb auf dem Feldſtein am Wege ſitzen.

Prinz Irregang kam alſo zu ſeinem Vater, der ihn ſofort wieder erkannte und hocherfreut über ſeinen Anblick war; und in demſelben Augenblick trat auch die neue Königin, Irregang's Stiefmutter, ein, und ſie trug ſeinen kleinen Bruder auf dem Arme. Und als ſie hörte, wer er ſei, wollte ſie ihm ſogleich einen Bewillkommnungskuß geben. Aber Irregang entzog ſich demſelben. Da hielt ſie ihm ſeinen kleinen Bruder entgegen, damit er dieſen küſſe; aber Irregang that das nicht, er ſtreichelte ihm nur die Wange. Da kam ein weißes Windſpiel herein; Irregang dachte, es müſſe ſein eigenes ſein, das er beſeſſen hatte, als er daheim war, ſo bekannt kam es ihm vor, und er ſtreichelte es und rief es beim Namen. Da ſprang der Hund an ihm empor und leckte ihm das Geſicht, aber im ſelben Augenblick hatte er Jungfer Miſeri und all ſeine Liebe zu ihr gänzlich vergeſſen; er konnte ſich weder auf ihren Namen noch auf irgend etwas von allem beſinnen, was ſie für ihn gethan hatte. Er

ſollte jetzt erzählen, was ihm in den ſieben Jahren begegnet ſei, die ihm kaum als eben ſo viele Tage erſchienen; aber er vermochte keine Rechenſchaft darüber zu geben. Da bat ſein Vater ihn, ſich nicht weiter damit zu quälen, ſondern ſich das Ganze lieber aus dem Sinne zu ſchlagen: er ſei ja verhext geweſen, aber jetzt ſei er wieder er ſelbſt und daheim bei den Seinigen. Deſſen wollten ſie ſich freuen, und ſie gaben Geſellſchaft und vergnügten ſich auf dem Schloſſe an jenem Abend. Dort war die Tochter der Königin, eine ſchöne junge Prinzeſſin, von der Prinz Irregang ſofort ganz eingenommen war. Und Sang und Tanz und Luſtigkeit herrſchte auf dem Schloſſe, wo Irregang mit der ſchönen Prinzeſſin tanzte, während ſeine rechte Liebſte Jungfer Miſeri alleine draußen auf dem Feldſtein an der Landſtraße ſaß.

Als ſie dort ſo lange geſeſſen hatte, daß ſie wohl wiſſen konnte, wie es gegangen ſei, ſtand ſie auf, und dann verwandelte ſie den Feldſtein in ein kleines graues Kalb, und ging mit dem zum Vorwerk des Schloſſes hin, das eine Strecke vom Schloſſe entfernt lag, und dort erzählte ſie, daß ſie ein armes Mädchen ſei, das weder Vater noch Mutter habe und nichts beſitze als das kleine graue Kalb, und frug, ob ſie nicht dort einen Dienſt erhalten könne. Ja, ſie könne

Hühnermagd werden, ſie habe dann alles Federvieh des Königs zu warten, und man wies ihr ein kleines Haus an, in welchem ſie allein wohnen ſollte, und wo ſie auch ihr kleines graues Kalb bei ſich haben konnte. Dort ſaß ſie alſo und beſorgte ihr Geſchäft; ſie ſah nichts von Prinz Irregang, und er dachte niemals an ſie, denn er hatte ſie ja gänzlich vergeſſen; aber er hatte ſich noch an demſelben Abend mit der Prinzeſſin verlobt, welche die Tochter ſeiner Stiefmutter war, und ſie ſollten allereheſtens Hochzeit geben.

Es ward übrigens auf dem Schloſſe viel von der neuen Hühnermagd geſprochen; denn ſie war ſo über die Maßen hübſch, und dann war ſie ſo fingerfertig, daß man nie deſſen Gleichen geſehn hatte. Einen Saum, wie ſie ihn nähen konnte, hatte man nie zuvor auf dem Schloſſe geſehen. Jetzt ſollten ſich ja alle für die Hochzeit des Königsſohnes aufs beſte herausputzen. Daher kam der Leibkutſcher des Königs auf den Einfall, die hübſche Hühnermagd zu bitten, ihm für die Feſtlichkeit ein Staatshemd zu nähen. Es war wohl zumeiſt ein Vorwand, um ſich ein Gewerbe bei ihr zu machen; er kam alſo eines Abends zu ihr hinunter und bat ſie, ob ſie ihm nicht den Gefallen erweiſen wolle, ihm ein ſolches Hemd zu nähen; er wolle es ihr auch gut bezahlen. Ja, darin wolle ſie

ihm gern zu Dienſten ſein, das ſei bald gethan, ſagte ſie, und er könne das Hemd fertig mit nach Hauſe nehmen. Dann ſagte ſie:

„Scheere, ſchneide, und Nadel, näh' fein!
Zur Schlafenszeit muß es fertig ſein.“

Da ging die Arbeit von ſelber, und er ſaß mittlerweile und erzählte ihr mit endloſem Geplauder von der großen Pracht, die auf dem Schloſſe entfaltet werden würde. Als aber das Hemd fertig war, wollte er noch immer nicht gehen, ſondern begann naſeweis zu werden und davon zu ſchwatzen, daß ſie ſeine Liebſte ſein ſolle. Da ſagte ſie: „Ach, erweiſe mir erſt einen Dienſt! Ich habe vergeſſen, mein Feuer zu verwahren; geh du hinaus und decke Aſche darauf! Es ſteht eine Schaufel auf dem Herd, die du dazu gebrauchen kannſt; aber ſage mir, wenn du ſie in der Hand haſt!“ Dazu war der Geſell gleich bereit, und er ging zum Herde hinaus, und als er die Schaufel gefunden hatte, rief er ihr es zu. Da ſagte ſie:

„Schaufel, halte den Burſchen feſt,
Bis der Hahn ſein Krähen erſchallen läßt!“

Dann ging ſie hinauf und legte ſich ſchlafen. Aber er konnte die Schaufel nicht loslaſſen und ſich nicht von der Stelle rühren, ſondern ſtand und ſtöberte die ganze Nacht hindurch mit der Schaufel in der Aſche,

ſo daß ihn dieſelbe wie eine Wolke umhüllte. Erſt am Morgen, als der Hahn krähte, war der Bann gelöſt, und er beeilte ſich zum Schloſſe zurück zu ſchleichen.

Im Laufe des Tages prahlte er gegen die andern Lakaien und zeigte ihnen das ſchöne Hemd, das die hübſche Hühnermagd für ihn genäht hatte. Aber von ſeinem nächtlichen Abenteuer erzählte er ihnen nichts. Da bekam der Kammerdiener des Prinzen Luſt, ſich auch ein ſo feines Hemd zu verſchaffen; und an demſelben Abend machte er ſich dies Gewerbe bei der hübſchen Hühnermagd. Und ſie ſagte gleichfalls: Ja, das ſei bald gethan, er könne das Hemd mitnehmen, wenn er zur Schlafenszeit heimgehe.

„Scheere, ſchneide, und Nadel, näh' fein!
Zur Schlafenszeit muß es fertig ſein."

Er hatte ſehr viel zu erzählen von all den königlichen Herrſchaften; aber als das Hemd fertig war, ließ er ſich noch gute Weile, und er begann auch, eine Liebſchaft mit ihr anknüpfen zu wollen. Da ſagte ſie: „Ach, jetzt hab' ich vergeſſen, einen Pflock vor mein Torfgelaß zu ſchieben; das thue ich ſonſt jeden Abend; könnteſt du das nicht für mich thun? Der Pflock hängt am Thürpfoſten an einem kleinen Bande; ſag mir, wenn

du ihn in der Hand haſt!“ Er war gleich bereit dazu, und rief ein Ja hinein, als er den Pflock erfaßt hatte.

„Pflock, nun halte den Burſchen feſt,
Bis der Hahn ſein Krähen erſchallen läßt!“

ſagte ſie, und dann begab ſie ſich zur Ruhe. Aber der vorwitzige Burſch mußte die ganze Nacht draußen ſtehn und mit dem Pflock herumſtochern, und zwar ſo hart, daß die ganze Thür Loch an Loch hatte, als am Morgen der Bann gelöſt wurde und er mit ſeinem Hemde nach Hauſe ſchlich.

Der Kammerdiener konnte es aber doch nicht unterlaſſen, mit ſeinem feinen Hemde zu prahlen und von der wunderhübſchen Hühnermagd zu erzählen, die ihm dasſelbe genäht habe. Da meinte der Stallmeiſter des Königs, er müſſe auch ein derartiges Hemd haben. Und abends ging er zu dem kleinen Häuschen der Hühnermagd hinunter und bat ſie ſchön, ob ſie nicht auch ihm ſolch ein prächtiges Hemd nähen wollte, das er bei der Hochzeit tragen könnte. Ja, das wolle ſie gern, das ſei bald gethan:

„Scheere, ſchneide, und Nadel, näh' fein!
Zur Schlafenszeit muß es fertig ſein.“

Das ging flink wie der Wind, und der Stallmeiſter ſaß inzwiſchen und machte ſich ſo angenehm, wie er vermochte. Als es aber Schlafenszeit und das Hemd

fertig war, war er noch immer nicht fertig, sondern wollte sich gern noch angenehmer machen. Da sagte das Mädchen: „Das ist doch ärgerlich, ich muß hinaus und etwas besorgen, was ich vergessen habe.“ Der Stallmeister frug, was es sei, und ob er es nicht thun könne? Nein, sagte sie, sie müsse sich ja schämen, einem so feinen Herrn dergleichen zuzumuthen; es handle sich um ihr Kalb, welches draußen stehe und jeden Abend in den Stall gesperrt werden müsse. Das wolle er thun, sagte der Stallmeister, er gestatte durchaus nicht, daß sie sich damit bemühe. „Das Thier ist aber etwas schwer zu behandeln,“ sagte sie; „es ist nicht anders in den Stall zu bringen, als wenn man es beim Schwanze packt und es hinein zieht.“ Uebrigens solle er bedankt sein, wenn er es für sie einsperren wolle; er solle ihr nur zurufen, wenn er den Schwanz in der Hand habe. Der Stallmeister ging also zu dem kleinen grauen Kalbe hinaus und packte es am Schwanze und rief dann dem Mädchen zu, jetzt habe er es. Da sagte sie:

„Kalb, nun halte den Burschen fest,
Bis der Hahn sein Krähen erschallen läßt.“

Da konnte er es nicht loslassen, und das Kalb ließ sich an diesem Abend nicht in den Stall sperren: es rannte davon über Gräben und Hecken, über Pfützen

und Sümpfe die ganze Nacht hindurch, und der Stallmeister mußte mit, so daß ihm all' seine Glieder zerschlagen waren, als das Kalb morgens vor dem Hause der Hühnermagd stehen blieb und er dasselbe loslassen konnte. Da humpelte er zum Schlosse hinauf und legte sich in sein Bett, und er vergaß ganz, sein neues Hemd mitzunehmen.

Der Stallmeister mußte jedoch am selbigen Tage seine Glieder nach Möglichkeit zusammenlesen, denn es war der Hochzeitstag des Königssohnes und der Prinzessin. So zerschlagen und zerschunden er war, mußte er sich doch ankleiden und nach den Pferden und Wagen sehen, welche die königlichen Herrschaften gebrauchen sollten. Und er mußte sogar zu Pferde steigen, um mitzureiten, als sie zur Kirche fuhren.

Aber sie wären fast niemals dorthin gekommen, so viel Unglück hatten sie unterwegs. Gleich als der Wagen des Brautpaars aus dem Schloßhofe herausgefahren war, zerbrach das eine Zugscheit. Es wurde ein neues geholt und aufgesetzt, aber auch dieses zerbrach auf der Stelle. Da sagte der Kutscher, in dem kleinen Hause dort drüben wohne eine Hühnermagd, die eine Ofenschaufel besitze, welche man wohl als Zugscheit benutzen könne: die sei stark genug, daran zweifle er nicht. Man schickte also einen Boten zu der Hühner-

magd, um ihr ſagen zu laſſen, daß die königlichen Herrſchaften ihre Ofenſchaufel gebrauchten. Allein ſie antwortete: „Meine Mutter ließ ſich niemals von Lakaien etwas befehlen, und das thut ihre Tochter auch nicht.“ Da mußte der Bräutigam ſelber ausſteigen und hingehen und ſie höflichſt bitten, ihm ihre Ofenſchaufel zu leihen. Nun erhielt er dieſelbe; ſie ward als Zugſcheit befeſtigt und die Stränge darum gewunden, und die hielt gut. Aber ſie waren nur eine kurze Strecke weiter gefahren, da zerbrach der Bolzen, welcher die Wagendeichſel feſthielt; und jeder neue Bolzen, den man hineinſteckte, zerbrach ebenfalls auf der Stelle. Da fiel dem Kammerdiener ein, daß die Hühnermagd einen Pflock vor ihrem Torfgelaß habe, der ſtark genug ſei, das wiſſe er: der werde ſchon als Deichſelbolz halten. Er ward daher hineingeſchickt, um ihn zu holen; aber ſie antwortete wie vorhin, daß ſie ſich von Lakaien nichts befehlen ließe, und der Bräutigam mußte wieder ſelbſt hinein gehen und ſie um den Pflock bitten. Der paßte gut und konnte die Deichſel genügend halten. So fuhren ſie denn weiter; allein plötzlich, gerade vor dem Häuschen der Hühnermagd, fuhr ſich der Wagen auf dem Wege ſolchermaßen feſt, daß die ſechs Pferde, welche man vorgeſpannt hatte, ihn nicht von der Stelle zu ziehen vermochten. Sie

ſpannten noch ſechs andere Pferde vor, aber das half nichts: der Wagen ſtand wie feſtgemauert. Da entſann ſich der Stallmeiſter, er habe ſagen hören, die Hühnermagd beſitze ein kleines graues Kalb, das über die Maßen ſtark ſei: vielleicht könne das die Laſt ziehen. Der Bräutigam ging alſo ſelber hinein und bat das Mädchen, ihnen das Kalb zu leihen. „Wie ſollte das eine Laſt ziehen können, die zwölf Pferde nicht von der Stelle zu rücken vermögen?“ ſagte ſie; aber man könnte es immerhin verſuchen. Da ſträngten ſie die Pferde ab und ſpannten das Kalb vor den Wagen; und nun war ihnen geholfen: ſobald dasſelbe anzog, flog der Wagen auf dem Wege dahin, daß man keine Speiche in den Rädern mehr ſehen konnte, ſie liefen für die Augen alle in einen Ring zuſammen, und ſo ging es weiter bis zur Kirche. Dieſe lag oben auf einem ſteilen Hügel, und ſie hätten drunten anhalten und zur Kirche hinaufgehen ſollen, und die ſchönſten Teppiche waren auf dem ganzen Wege über den Kirchhof ausgebreitet. Aber das Kalb zog den Wagen in ſauſender Eile durch die Kirchhofsthür und den Hügel hinan über all' die ſchönen Teppiche und hielt gerade vor der Kirchenthüre ſtill.

Das Brautpaar ſtieg jetzt aus dem Wagen und war ganz verſtört; aber ſie gingen hinein, und das

Gefolge war verſammelt, und Prediger und Küſter waren da, und ſie wurden getraut, und dann fuhren ſie zum Schloſſe zurück, wo der Hochzeitsſchmaus ſtattfinden ſollte; aber auf der Heimfahrt hatten ſie wieder ſechs Pferde vor dem Wagen; und es ging lange nicht ſo ſchnell wie auf der Herfahrt. Da ſagte der Bräutigam, es ſei nicht mehr als ihre Pflicht und Schuldigkeit, die Hühnermagd zum Feſtſchmauſe mit einzuladen; ſie hätten ihrer freundlichen Hilfe ja ſo viel zu danken. Und ſo wurde ihr denn eine Einladung geſandt. Sie erſchien, als man gerade zu Tiſche gehen ſollte, und keiner der Gäſte kannte ſie; aber keiner von ihnen kam auch auf den Gedanken, daß das eine Hühnermagd ſein könnte: ſie war wie eine Prinzeſſin gekleidet und benahm ſich wie eine Königin, und ſie war ohne Vergleich die Schönſte in der ganzen Geſellſchaft, die Braut nicht ausgenommen. Sie ſetzte ſich mitten an den Tiſch, gerade dem Brautpaar gegenüber, und ein Vogel ſaß ihr auf jeder Schulter: auf der einen eine Taube und auf der andern ein Täuber.

Als die ganze Geſellſchaft Platz genommen hatte, langte die Hühnermagd drei Gerſtenkörner hervor und warf ſie auf den Tiſch. Sofort flogen die Tauben zu ihnen hin: der Täuber pickte zwei Körner weg und ließ der Taube nur eins. Da ſagte das Mädchen:

„Jetzt zahlst du der Helferin treulosen Lohn,
Wie der Jungfer Miseri der Königssohn."

Alle Gäste schauten sie verwundert an, der Bräutigam zumeist: ihm war, als müßte er sie kennen, und als hätte er den Namen schon früher gehört. — Dann streute sie sechs Gerstenkörner auf das Tischtuch; die Tauben flogen zu ihnen hin, der Täuber pickte vier davon weg und ließ der Taube nur zwei. Da sagte sie wieder, wie vorhin:

„Jetzt zahlst du der Helferin treulosen Lohn,
Wie der Jungfer Miseri der Königssohn."

Der Bräutigam riß die Augen weit auf und starrte sie an; er begann zu ahnen, daß von ihm die Rede sei. — Dann warf sie neun Gerstenkörner auf den Tisch zwischen ihnen; die Tauben flogen hin, der Täuber pickte sechs davon weg und ließ der Taube nur drei. Da sagte das Mädchen:

„Jetzt zahlst du der Helferin treulosen Lohn,
Wie der Jungfer Miseri der Königssohn.

Er setzte sie auf den breiten Stein;
Für all ihre Hilfe ward ihr nur Pein."

Dann flogen die Tauben wieder empor und setzten sich auf ihre Schultern. Aber Prinz Irregang fuhr von seinem Sitz in die Höhe: jetzt besann er sich auf alles und erkannte sie wieder. Dann sagte er zu den

Gästen: „Einstmals ließ ich mir einen schönen Schrein anfertigen, um meine kostbarsten Sachen darin zu verwahren, und ich ließ mir einen herrlichen goldnen Schlüssel dazu machen. Da verlor ich den goldnen Schlüssel und erhielt statt dessen einen silbernen. Jetzt habe ich den goldnen Schlüssel gefunden, und jetzt frage ich alle, die hier versammelt sind, welchen Schlüssel sie mir zu gebrauchen rathen: den goldnen oder den silbernen?" Alle antworteten einstimmig, er solle den goldnen gebrauchen. Da sagte Prinz Irregang: „Alldieweil ihr mir alle diesen Rath gebet, darf es auch keinem von euch zum Aergerniß sein, daß ich die Prinzessin verstoße, mit der ich mich heute vermählt habe, und die Prinzessin heirate, die mit den Tauben auf den Schultern mir gegenüber sitzt. Sie allein ist meine rechte Herzliebste, der ich alles verdanke, und die mir ganz aus dem Gedächtniß entschwunden war seit dem Tage, da ich wieder dies Haus betrat." Jetzt erinnerte er sich an alles, was er erlebt hatte, und er erzählte es vom Anfang bis zum Ende. Als er aber zu dem Umstande kam, daß er so plötzlich und so unerklärlich das Gedächtniß verloren habe, als er ins Schloß hinauf gekommen sei, da ergriff Jungfer Miseri das Wort und sagte: „Du erinnerst dich jetzt wohl auch, daß ich sagte, du dürftest dich von niemand küssen

laſſen, ehe du mich zu deinem Vater hinein geführt hätteſt. Du küßteſt auch nicht deine Stiefmutter, als ſie dich küſſen wollte, und du küßteſt auch nicht ihren kleinen Sohn, der dein Halbbruder iſt; aber du ließeſt dich von dem weißen Windſpiele küſſen, — und das war niemand anders, als die Prinzeſſin, welche hier heute die Braut geſpielt hat."

Da begriffen alle, daß die Königin eine Hexe ſei, und daß ſie und ihre Tochter dem Königsſohne Schlingen gelegt hätten, und der König ließ ſofort die Königin ſammt ihrer Tochter und ihrem kleinen Sohne in einen Wagen ſetzen und nach dem Lande heimfahren, von wo ſie gekommen waren. Und dann ward die rechte Hochzeit des Prinzen Irregang mit Jungfer Miſeri gefeiert.

Am Abend vor Schlafenszeit ſagte dann Jungfer Miſeri zu ihrem Bräutigam: „Willſt du mir jetzt den Gefallen thun, das graue Kalb holen zu laſſen, welches daheim in meinem kleinen Hauſe ſteht? Es iſt niemand anders als der Schimmel des Kobolds, der uns den ganzen Weg hieher getragen hat. Laß es in einem Gaſtzimmer hier auf dem Schloſſe einſchließen, und laß einen neuen Anzug hinlegen, der für dich ſelbſt angefertigt iſt." Und als dies geſchehen war, wie ſie

es gewünſcht hatte, da ſagte die Braut noch zu ihrem Bräutigam: „Jetzt wirſt du mein ſein, und ich werde fortan dein ſein, und ich will nichts für mich ſelber behalten. Allein ich habe noch all meine Zauberkünſte, all die Hexerei, die ich im Schloſſe des Kobolds gelernt habe, und deren will ich jetzt entledigt werden.“ Dann ſagte ſie ihm, wie das geſchehen könne: neben das Brautbett ſolle er eine große Badewanne voll kalten Waſſers hinſtellen laſſen, und wenn ſie nun ins Bett ſteigen wolle, dann ſolle er ſie ergreifen und ſie rücklings in das Waſſer werfen, ſo daß ſie ganz darin untertauche. Wenn er ſie dann wieder heraushöbe, ſo würden all ihre Zauberkünſte vergeſſen ſein, ſie würde ſich an nichts mehr von ihnen erinnern.

Er that, wie ſie gebeten hatte, und am nächſten Morgen gingen Braut und Bräutigam mit einander nach dem Gaſtzimmer, in dem das Kalb eingeſchloſſen war. Da ſtand dort ein Prinz, welcher der Jungfer Miſeri glich, wie ein Bruder nur einer Schweſter gleichen kann. Und es war auch ihr Bruder, den der Kobold verwunſchen hatte, ſo daß er erſt wieder Menſch werden konnte, wenn es keine Jungfer Miſeri mehr gab, und jetzt war ſie ja die Frau des Prinzen. Als die Hochzeitsfeſtlichkeiten noch acht Tage lang gewährt hatten, reiſte der Bruder der Braut nach Hauſe, und über-

nahm das Reich, das ihr Vater beſeſſen hatte. Und Irregang's Vater trat ihm das Reich ab, ſo daß er dort im Lande König ward. Und das iſt die Geſchichte des Königs Irregang und der Königin Miſeri.

Drei rothe Ferkelchen.

Es war einmal eine alte Frau, die in einem Hüttchen wohnte und eine einzige Kuh besaß. Sie hatte auch einen Jungen bei sich, der war ihr Enkel. Das war ein wunderlicher Kauz, er hatte so viele drollige Einfälle.

Einmal befand sich die alte Frau in großer Noth und Bedürftigkeit. Und da sagte sie dem Jungen, er müsse die Kuh zu Markte treiben und sie verkaufen. Er zog ab mit der Kuh; allein ehe er nach der Stadt kam, wo der Markt abgehalten wurde, traf er mit einer alten Frau zusammen, die neben ihm herging und ihn nach allem ausfrug, und zuletzt sagte sie: „Ich mag dich gern leiden, mein Junge, und ich will dir einen guten Rath geben: überlaß du mir die Kuh! Geld habe ich freilich nicht, aber du sollst statt dessen etwas erhalten, was viel besser ist.“ Dann zeigte sie

dem Jungen, was sie in ihrer Schürze trug: es waren drei klitzekleine Ferkelchen, die waren so klein und so niedlich, ganz hellroth waren sie und mit kleinen Löckchen am Schwanze. Sie waren allerliebst anzusehen. Und dann nahm sie sie und setzte sie auf die Erde, und zog eine kleine Flöte hervor, auf der begann sie zu spielen, da tanzten die drei rothen Ferkelchen und wedelten mit den Schwänzen, daß es eine wahre Freude war zuzuschauen.

„Siehst du, mein lieber Junge!“ sagte die Frau, „die will ich dir alle drei für deine alte langweilige Kuh geben, und die Flöte noch obendrein. Das ist doch gewiß ein guter Tausch, mit dem du zufrieden sein kannst.“ Das schien dem Jungen auch, und so tauschte er. Er zog seine Jacke aus und legte die drei Ferkelchen hinein; es wäre ja Sünde, sie den ganzen Weg nach Hause gehen zu lassen. Die Flöte steckte er in seine Mütze, und dann lief er nach Hause, so schnell er konnte, und wies seiner Großmutter seelenvergnügt, was er für die Kuh bekommen hatte.

Sie begann zu weinen und zu jammern, und es half nichts, daß er die Ferkel vor ihr tanzen ließ. Sie sagte, der Junge sei toll, und er richte sie, die arme alte Frau, zu Grunde. Aber er sagte, sie solle sich nicht darüber betrüben, es sei ein sehr guter

Handel, den er gemacht habe; darauf könne ſie ſich verlaſſen.

Droben auf dem großen Edelhofe wohnte ein reicher Gutsherr mit ſeiner Frau, und ſie hatten ein einziges Kind, eine über die Maßen ſchöne Tochter. Sie ſtand in demſelben Alter mit dem Jungen, ſie zählte erſt fünfzehn Jahre; aber ſie war ſchon eine feine Dame. Da der Junge wußte, daß der Gutsherr und ſeine Frau auf mehrere Tage zum Beſuch verreiſt waren, und die Tochter allein zu Hauſe war, nahm er am anderen Tag ſeine Ferkel und ging vor ihr Fenſter, und dann blies er auf ſeiner Flöte und ließ die Ferkel tanzen. Das Fräulein kam ans Fenſter und ſah zu, und die Ferkelchen gefielen ihr ſehr wohl, und da kam ſie zu ihm heraus und ſagte, ſie möchte ſo gern eins davon haben: wie viel es koſten ſolle? Ja, für Geld ſei es nicht zu haben; aber er wolle ihr wohl eins davon überlaſſen, wenn er ihr die Wange ſtreicheln dürfe, und ſie ihm einige Eßwaaren für ſeine alte Großmutter mit nach Haus geben wolle.

Der Junge war zerlumpt, und ſeine Hände waren nicht ſonderlich rein, ſo daß es dem Fräulein nicht ſehr angenehm war, ſich ihre ſchönen Wangen von ihm ſtreicheln zu laſſen. Aber ſie war ſo darauf verſeſſen, das Ferkel zu erhalten, daß ſie ihm ihre Wange

hinhielt und ihn dieſelbe ſtreicheln ließ, und dann gab ſie ihm ein anſehnliches Bündel Eßwaaren mit heim. Er kam ganz ſtolz nach Hauſe und ſagte, das alles habe er für das eine Ferkel bekommen. Ja, das ſei recht gut, ſagte die Großmutter; aber wovon ſollten ſie leben, wenn dies verzehrt ſei? „Kümmere dich darum nicht!“ ſagte der Junge; „ich werde ſchon für das Weitere ſorgen.“

Am nächſten Morgen ging er mit den beiden anderen Ferkeln wieder vor das Fenſter des Fräuleins; er blies die Flöte, und ſie tanzten noch viel kunſtfertiger, als zuvor. Das Fräulein kam herunter, um ſich den Tanz anzuſehen, ſie hatte ihr Ferkel gar nicht zum Tanzen bringen können; daher meinte ſie, es würde ſchon gehen, wenn dasſelbe Geſellſchaft bekäme, und ſie noch ein Ferkel erhalten könnte. Sie frug, ob er ihr nicht eins der beiden verkaufen wolle. Er ſagte: ja, er wolle ihr wohl noch eins überlaſſen, und er verlange nichts weiter dafür, als daß er ihr einen Kuß geben dürfe.

Er war ſonſt ein hübſcher Junge, wenn er nur etwas ſauberer geweſen wäre, aber er war ſchmutzig und hatte eben Schmalzbrod gegeſſen, ſo daß das kleine Fräulein ungern darauf eingehen wollte; aber das Ferkel ſtach ihr doch ſehr in die Augen. „Sei es

drum!“ ſagte ſie, und der Junge gab ihr einen derben Schmatz mitten auf den kleinen rothen Mund. Er erhielt auch einige Lebensmittel für ſeine Großmutter mit nach Hauſe. „Da ſiehſt du,“ ſagte er, „das habe ich jetzt für das zweite Ferkel bekommen.“ Sie ſagte, das ſei alles recht gut; aber wenn dies verzehrt ſei, hätten ſie ja wieder nichts. „Darum kümmere dich nicht,“ ſagte der Junge, „ich werde ſchon für das Weitere ſorgen.“

Am Morgen des dritten Tages ging er wieder vor das Fenſter des Fräuleins mit ſeinem letzten Ferkel. Er blies die Flöte, und das Ferkel hüpfte und ſprang um ihn her, als wäre es ganz aus dem Häuschen. Das kleine Edelhofsfräulein kam heraus und ſchaute zu; ſie hatte ihre beiden Ferkel nicht zum Tanzen bringen können. Sie dachte daher, ſie müſſe auch das dritte und die Flöte dazu haben; denn ſie merkte wohl, daß in der die Kraft ſtecke, die kleinen Ferkelbeine in Schwung zu ſetzen. Sie frug alſo den Jungen, ob er ihr nicht das dritte Ferkel und die Flöte dazu verkaufen wolle. O ja, ſagte der Junge, ſie möge gern beides bekommen, wenn ſie nur ihren Kopf in ſeinen Schooß legen wolle.

Die Kleider des Jungen waren beſchmutzt und zerlumpt, und das Fräulein wollte ihr ſchönes ſchwarzes

Haar ungern verſitzt haben; aber wenn ſie ihren Willen haben wollte, ſo mußte ſie auch dem Jungen den ſeinen thun, und ſo legte ſie denn ihren Kopf in ſeinen Schooß. Er ſtrich mit den Fingern durch ihr Haar und merkte ſich wohl, was er ſah: ein goldenes Haar und ein ſilbernes Haar, und ein Haar, das ganz weiß war. Dann erhielt er auch einige Lebensmittel für ſeine Großmutter, und ſo kam er ohne Ferkel und ohne Flöte nach Hauſe. Er zeigte der Großmutter, was er für ſein drittes Ferkel bekommen habe. Sie ſagte, wie gewöhnlich: wenn dies verzehrt ſei, hätten ſie gar nichts mehr zu eſſen. Aber der Junge ſagte, dafür werde er ſchon ſorgen.

Der Gutsherr und ſeine Frau kamen indes nach Hauſe zurück, ehe der Junge und ſeine Großmutter alle Lebensmittel verzehrt hatten. Und jetzt kam der Gutsherr auf den Einfall, ſeine Tochter mit demjenigen verheiraten zu wollen, welcher drei heimliche Merkmale angeben könnte, die ſie an ſich trüge. Alsbald ſtrömten viele junge Herren von allen Enden herbei. Der Eine rieth dies, und der Andere das; allein niemand wußte das Rechte zu treffen.

Der Junge hatte auch davon reden gehört, und er kam alſo gleichfalls zum Edelhofe. Er lief draußen vor den Fenſtern umher und ſang: „Ich weiß wohl,

was ich ſagen will. Ich weiß wohl, was ich ſagen will.“ Das Fräulein hörte dies, und ſie ward ſehr ärgerlich darüber. Dann warf ſie ihm etwas Geld aus dem Fenſter zu und ſagte: „Geh deiner Wege, du unartiger Junge!“ Er that das Geld in ſeine Mütze; aber dann begann er ſofort wieder ſein altes Lied: „Ich weiß wohl, was ich ſagen will. Ich weiß wohl, was ich ſagen will.“ Das Fräulein war ſehr bange, daß ſie ſolch einen armen zerlumpten Jungen zum Mann bekommen möchte, und ſie warf mehr Geld zu ihm hinaus und ſagte: „Ach, geh deiner Wege, du böſer Junge! Ich kann dein Geſchrei nicht länger anhören.“ Er that das Geld in ſeine Mütze und begann von neuem: „Ich weiß wohl, was ich ſagen will. Ich weiß wohl, was ich ſagen will.“ Sie warf ihm wiederum noch mehr Geld zu und bat ihn, doch ſeiner Wege zu gehen. Aber er fuhr fort zu ſingen, wie er es vorhin gethan hatte.

Mehrmals hatte er verſucht, in den Edelhof hinein zu ſchlüpfen; aber jedes Mal war er von den Dienern zurückgewieſen worden, ſie wollten einen ſo zerlumpten Burſchen nicht hereinlaſſen. Da kam ein junger Edelmann, der auch ſein Glück verſuchen wollte. Er bemerkte den Jungen und hörte, was er vor ſich hin trällerte. Da ſagte er zu ihm: „Was weißt du denn?“

— „Die heimlichen Merkmale der Tochter des Gutsherrn," sagte der Junge. „Theile mir sie mit," sagte der junge Edelmann, „ich werde dich gut dafür belohnen." — Ja, du sollst sie erfahren," sagte der Junge, „wenn du mich mit hinein nehmen willst. Ich kann auf deinen Stiefelstulpen stehen, und du schlägst deinen Mantel über mich. So kann ich mit hinein schlüpfen und mir den Spaß ansehen."

Das ließ sich gut machen: der Junge stellte sich auf die Stiefelstulpen des Junkers und duckte sich unter seinen weiten Mantel. Der Junker sah freilich ziemlich wohlbeleibt aus, aber niemand merkte doch Unrath, und der Junge schlüpfte mit in das Zimmer hinein, wo die Herren noch standen und herumriethen; aber keiner hatte das Rechte getroffen. Da rief der Junge unter dem Mantel: „Das Fräulein hat ein goldenes Haar und ein silbernes Haar und ein weißes Haar auf dem Kopfe." — „Das ist richtig!" sagte der Gutsherr. Da sprang der Junge aus seinem Versteck hervor und sagte, dann müsse er auch das Fräulein haben. Und dann schwenkte er seine rothe Mütze, daß alles Geld über die Diele hinrollte.

Dem Gutsherrn ward ganz wunderlich zu Muthe. Er konnte doch nicht gut sein Wort brechen; aber einen solchen Schwiegersohn hatte er sich ganz und

gar nicht gedacht. Da sagte er, um nur etwas zu sagen: „Aber was für Geld ist das?“ — „Es ist das Geld, welches das Fräulein mir gegeben hat, damit ich schweige,“ sagte der Junge. „Wie?“ sagte der Gutsherr; „dann heraus mit der ganzen Geschichte!“ Der Junge begann also mit dem Anfang: mit der Kuh und den drei rothen Ferkelchen, und von dem ersten Ferkel, das er der Tochter des Gutsherrn verkauft, und was er dafür erhalten, und dann von dem zweiten Ferkel, und was er dafür erhalten. Und als der Gutsherr hörte, daß er einen Kuß dafür erhalten hätte, wollte er nichts weiter von der Geschichte hören, sondern er wandte sich zu seiner Tochter und sagte: „Ja, wenn du ihn geküßt hast, sollst du ihn auch haben!“ Und so geschah es: die beiden wurden verheiratet und sie blieben all ihre Lebenszeit gut freund mit einander.

Die ſtumme Königin.

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte ein eigenes Geweſe und vollauf aller guten Dinge. Aber Eins fehlte ihnen: ſie hatten keine Kinder, und ſie bekamen keine Kinder, und darüber waren ſie beide ſo innig betrübt. Da kam einmal eine alte Frau dort vorüber gewandert; ſie ging hinein und bat, ob ſie ſich ein wenig ausruhen dürfe. Das erlaubten ſie auch, ſie bewirtheten ſie mit dem Beſten, was ſie hatten, und ſie bedankte ſich ſchön dafür. Als ſie ſich nun drinnen bei ihnen umgeſchaut hatte, da ſagte ſie: „Was ſeid ihr doch für glückliche Leute! Ihr habt ja alles, was das Herz begehren kann.“ — Nein, ſagten ſie, ſie hätten keine Kinder, und das ſei ihnen ein großer Kummer. Nun, dafür ſei Rath, ſagte die alte Frau, ſie könne es ſchon ſo einrichten, daß die Frau ein Kind an die Bruſt bekäme, und zwar ehe ſie viele Tage älter würde. Sie verſprachen ihr nun gleich hundert

Thaler in baarem Gelde, wenn sie ihnen dies Glück verschaffen könnte. „Ja, schickt nur morgen jemand zu mir!“ sagte die alte Frau — sie war übrigens eine arge Hexe, — „dann will ich der guten kleinen Frau etwas senden, das sie essen muß; und dann wird sie schon ein kleines Kind bekommen.“ Die Leute schickten also am folgenden Tage einen halb erwachsenen Jungen, der ihnen an die Hand ging, zu der alten Hexe; und als er zu ihr kam, hatte sie eine Schachtel bereit, die er seiner Hausherrin bringen sollte. „Aber du darfst unterwegs nicht den Deckel aufheben und irgend jemand sehen lassen, was du in der Schachtel hast,“ sagte sie.

Der Junge machte sich also mit der Schachtel auf den Heimweg. Er ging und ging; aber es war eine lange Reise, es waren ganze sieben Meilen, da ward er sowohl müde wie hungrig und setzte sich an der Landstraße hin, um sich auszuruhen. Als er nun dort saß, dachte er: „Du kannst doch gern einmal in die Schachtel gucken und nachsehen, was es ist, wegen dessen du so weit laufen mußt.“ Und dann hob er den Deckel von der Schachtel und sah, daß nichts anders als ein gesalzener Hering darin lag. „Das lohnte sich auch, sieben Meilen hin und sieben Meilen zurück danach zu laufen!“ dachte der Junge; „so

einen kann ich ja leicht wieder herbeiſchaffen, ehe ich nach Haus komme; aber der hier kommt mir jetzt gerade zupaß.“ Und damit nahm er den Hering und verſpeiſte ihn auf der Stelle und machte ſich dann wieder auf den Weg. Aber er war erſt eine kurze Strecke gegangen, da ward ihm ſo übel und jämmerlich, daß er ohnmächtig auf der Landſtraße umfiel und ganz das Bewußtſein verlor. Als er wieder zu ſich kam, war es Nacht geworden, und er war ſehr erſchrocken über dieſen ſonderbaren Zufall, und er ward nicht weniger erſchrocken, als er ein kleines neugeborenes Kind neben ſich auf der Landſtraße liegen ſah. Der letzte Spuk ſchien ihm noch ſchlimmer als der erſte, und er ſprang auf und lief von dannen, ſo ſchnell er vermochte, und dachte weder an Schachtel noch geſalzenen Hering, ſondern nur daran, zu lebenden Menſchen zu kommen.

Das kleine neugeborene Kind lag nun die ganze Nacht auf der Landſtraße, niemand kam des Weges und fand es, bis in der frühen Morgenſtunde ein Rabe geflogen kam, der ſein Neſt in einer großen alten Linde dort in der Nähe hatte. Er war zeitig ausgeflogen, um Atzung für ſeine Jungen zu ſuchen; er nahm das Kind — es war ein kleines Mädchen — und flog mit demſelben hoch in ſein Neſt hinauf. Dort

erwärmte er die Kleine unter ſeinen Flügeln und fütterte ſie wie ſeine eigenen Jungen.

Dicht neben dem Walde, wo die alte Linde ſtand, in welcher der Rabe ſein Neſt hatte, lag ein großes Schloß. Und auf dem Schloſſe wohnte eine Königswittwe, die einen einzigen Sohn hatte, welcher damals zwölf Jahre alt war. Wenn er fünfzehn Jahre alt würde, ſollte er König über das ganze Reich werden; aber noch war er unmündig, und ſeine Mutter regierte für ihn das Reich. Es traf ſich nun in dieſen Tagen, daß der junge Königsſohn mit einem großen Gefolge in den Wald hinaus ritt. Er jagte Rehe und Hirſche und alle Thiere groß und klein, und da kam er mit dem ganzen Gefolge hinter ihm her gerade auf die alte Linde zugeritten, wo das kleine Mädchen oben im Rabenneſte lag. Als ſie aber in die Nähe der alten Linde kamen, wurde zuerſt das Pferd des Prinzen ſcheu — es war eine hübſche kleine gelbe Reitſtute, die ſonſt niemals Tücken zu haben pflegte, — und darauf alle anderen Pferde, und es war nicht möglich, ſie an der Linde vorbeizubringen. Da ſagte der Prinz: „Laßt uns ein wenig zurückreiten und dann in Galopp heranſprengen, dann wird es ſchon gehen!“ Sie ritten alſo zurück und ſuchten dann in geſtrecktem Galopp an der Linde vorüber zu reiten; aber das half ebenſo

wenig; sobald die Pferde bis zur Linde kamen, hielten sie an. Einige sprangen zur Seite, einige bäumten sich und einige stemmten die Vorderbeine auf die Erde und schlugen hinten aus, so daß sie ihre Reiter abwarfen; aber keins von ihnen wollte vorüber. Da schaute der Prinz an der Linde empor, und er glaubte auch ein paar kleine Menschenarme zu erblicken, die sich aus dem Rabennester herausstreckten. Er hieß einen der Diener in den Baum klettern, um nachzusehen; und allgemeine Verwunderung entstand, als derselbe mit einem kleinen zarten lebendigen Mädchen wieder herunter kam, das er droben im Rabennester gefunden hatte. Der Prinz ließ das Kind nach dem Schlosse bringen, und dort erhielt es eine Amme und ward auf's beste genährt und erzogen. Das Kind gedieh und wuchs und ward das schönste Mädchen, das man jemals gesehn hatte. Es konnte lachen und spielen, hören und sehen, aber es war und blieb stumm wie ein Fisch. Als das Kind drei Jahre alt geworden, war der Prinz mündig, und er wurde jetzt König des Landes. Aber die Königin-Wittwe wohnte auch ferner auf dem Schlosse. Die Tage und Jahre verflossen, und, um es kurz zu erzählen, als das kleine Mädchen fünfzehn Jahre alt geworden war, sagte der junge König, sie und keine andere solle seine Königin sein;

und was auch seine Mutter dagegen einwenden mochte: es sei doch gar zu unpassend, daß ein König sich mit einem Findelkinde verheirate, von dem man nicht einmal wisse, ob es ein Hexenbalg oder ein richtiger Mensch sei, da sie nicht sprechen könne, — alles war in den Wind geredet; das stumme Findelkind sollte durchaus seine Königin sein, und das wurde sie auch.

Der junge König und die junge Königin hielten sehr viel von einander und waren glücklich und froh; wer aber nicht froh war, das war die alte Königin-Wittwe. Sie haßte die junge Königin, die sie niemals anders als das Rabenjunge nannte; und sie sann darauf, wie sie sie ins Unglück bringen könne. Einige Zeit nach ihrer Verheiratung brach ein Krieg aus, und der König zog mit seinem Heere dem Feind entgegen. Und während er fern war, kam die junge Königin in die Wochen und gebar einen schönen kleinen Prinzen. Aber die alte Mutter des Königs war gleich zur Stelle, und sie nahm den Prinzen aus der Wiege und legte einen jungen Hund statt seiner hin, und dann schrieb sie dem Könige, daß die Hexe, mit der er sich verheiratet, jetzt niedergekommen sei; aber es sei kein Menschenkind, sondern ein junger Hund, den sie zur Welt gebracht habe. Den kleinen Prinzen nahm die Mutter des Königs und legte ihn in eine Schachtel

und setzte dieselbe am Meeresufer aus. Aber das Kind kam doch nicht um: die Schachtel ward von einer alten Frau gefunden, die im Uferwalde wohnte, und sie nahm das Kind mit nach Hause und erzog es. Der König kehrte jetzt aus dem Kriege zurück. Er war freilich betrübt über das, was nach seiner Meinung geschehen war; aber er sagte: was Gott verhänge, darein müsse man sich fügen, und er fuhr fort, eben so zärtlich gegen seine junge Königin zu sein. Einige Zeit darauf mußte er wieder in einen Krieg ziehen, und es ging eben so: die Königin gebar einen schönen Prinzen, aber die Mutter des Königs nahm ihn und setzte ihn in einer Schachtel am Meeresufer aus und legte ein Lamm in die Wiege und meldete dann dem Könige, jetzt habe seine Frau ein kleines Lamm bekommen. Der kleine Prinz ward von derselben alten Frau im Uferwalde gefunden und erzogen. Der König kehrte zurück und war jetzt sehr traurig über das, was geschehen war. Aber obschon seine Mutter fortfuhr, Böses gegen die junge Königin zu spinnen und zu sagen, jetzt könne man doch sehen, was für ein Geschöpf sie sei: sie sei ein Rabenbalg und ein Hexenbalg, — wollte der König sich doch nicht von ihr trennen; dazu liebte er sie gar zu sehr.

Einige Zeit darauf mußte der König zum dritten

Mal in den Krieg ziehen, und während er fern war, kam die junge Königin mit einem dritten ſchönen Prinzen nieder; aber die Mutter des Königs machte es mit ihm ſo wie mit den beiden anderen: er wurde in einer Schachtel aufs Meer ausgeſetzt, und dieſe trieb ans Ufer und wurde von derſelben alten Frau im Uferwalde gefunden, und der Knabe ward mit ſeinen beiden Brüderchen erzogen. Die Mutter des Königs legte diesmal ein junges Kätzchen in die Wiege, und dann ſandte ſie dem Könige einen Boten mit einem Briefe; und jetzt verfügten ſich all ſeine Räthe gleichfalls zu ihm und ſagten, es gehe nicht an, daß er eine Königin länger behalte, die ſolche Kinder zur Welt bringe; er müſſe ſich endlich von ihr ſcheiden. Da ließ der junge König ſich überreden, und er ſandte einen Boten und einen Brief an ſeine Mutter: ſobald ſeine Königin ſo weit hergeſtellt ſei, daß ſie abreiſen könne, ſolle ſie auf das kleine gelbe Pferd geſetzt werden, das ſie zuerſt draußen im Rabenneſte gefunden, und von dem ſie ſeitdem ſo viel gehalten und das ſie als ihr eigenes Reitpferd bekommen habe; und einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber ſolle man ihr mitgeben, und ſechs berittene Diener; und dann ſolle ſie aus ſeinem Lande und durch drei Königreiche geführt werden, ſo daß er nie mehr etwas von ihr ſehe oder höre.

Als die böse Königin-Wittwe dieſe Botſchaft empfing, war ſie hoch erfreut. Sie hätte freilich gern ihre Schwiegertochter eben ſo nackt und bloß fortgejagt, wie dieſelbe hergekommen war; aber das wagte ſie doch nicht. Sie wollte alſo das Geheiß des Königs genau befolgen; und ſie beeilte ſich, alles bereit zu machen, und dann ging ſie zu der Königin hinein und ſagte ihr alles, was ihr Herr und König befohlen hatte, und ſie fügte hinzu, das heiße freilich allzu viel Aufhebens von einer ſolchen Hexe machen, wie ſie eine ſei. Morgen früh müſſe ſie fort, und dann könne ſie ja zu dem Hexengeſchmeiß hinreiſen, bei dem ſie zu Hauſe ſei. Die junge Königin durchſchaute zwar alles, wie es zugegangen. Sie wußte wohl, daß ſie drei kleine Prinzen, und nicht drei kleine Thiere zur Welt gebracht habe; allein ob ſie jetzt lebten oder todt wären, das wußte ſie nicht, und ſie konnte ja niemand danach befragen oder ihm die Wahrheit mittheilen; denn ſie war ja ſtumm wie ein Fiſch. Aber als ſie den Richterſpruch ihres lieben Herrn und Königs vernahm, da wäre ihr Herz faſt gebrochen, und ſie weinte drei ſalzige Thränen und trocknete ſie mit ihrem Taſchentuche ab; das gab drei Blutflecke, und da wußte ſie bei ſich ſelber, daß ihre drei Kinder noch lebten, daß aber die Thränen dem einen Augenſtern

eines jeden das Geſicht benommen hätten, ſo daß jetzt jedes nur noch mit einem Auge ſehen konnte. Dann legte ſie ſich ſtill nieder und war tief traurig und doch hoch erfreut über das, was ſie wußte. Als ſie nun ſo dalag und that, als ob ſie ſchliefe, hörte ſie die böſe Königin-Wittwe mit ihrer Kammerfrau flüſtern, die in das Geheimniß eingeweiht war und ihr geholfen hatte, die drei kleinen Knaben zu vertauſchen. Da hörte ſie die Mutter des Königs ſagen: „Aber es giebt doch wohl keinen, der ihr die Sprache zu geben vermag, ſo daß ſie alles verrathen könnte?“ — „Nein,“ ſagte die Kammerfrau, „das hat keine Gefahr, obſchon ich freilich wohl weiß, wie ſie die Sprache erlangen könnte.“ — „Wie denn?“ flüſterte die alte Königin. „Ja,“ erwiderte die andere, „wenn ſie in einer St. Johannisnacht — das wäre gerade heute, denn morgen haben wir St. Johannistag — um Mitternacht dreimal den Thau vom Graſe auf dem Kirchhofe leckte, dann könnte ſie reden; aber davon weiß ſie ja nichts.“ Die junge Königin hörte das alles an, aber ſie that, als ſchliefe ſie, und blieb richtig bis gegen Mitternacht liegen, da ſprang ſie aus dem Bette, lief auf den Kirchhof hinaus, und leckte dreimal den Thau vom Graſe, und lief dann wieder nach Hauſe und legte ſich ins Bett, ohne daß jemand etwas davon merkte.

Am nächsten Morgen wurde sie also auf ihr kleines gelbes Pferd gesetzt, und sechs berittene Diener folgten ihr aus dem Schlosse, drei vor ihr und drei hinter ihr, und sie hatten einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber mit, die sie haben und behalten sollte, wenn sie durch die drei Königreiche gekommen wären. Sie ritten jetzt Tage und Nächte, bis sie in das erste Königreich kamen; da sagte eines Abends die junge Königin: „Ich sehe einen Stern fern im Osten." — „Nein," sagten die Diener, „das ist kein Stern, es ist ein Königsschloß, das sollen wir heute Abend erreichen." Sie ritt dann mit ihren sechs berittenen Dienern auf das Schloß, und dort wurden sie gut aufgenommen, und die verstoßene Königin ward am eigenen Tische des fremden Königs bewirthet. Nach Tische, als die königlichen Herrschaften beisammen saßen, wurde gefragt, woher die vornehme fremde Dame sei. „Ja," sagte sie, „wenn ihr das wissen wollt, müßt ihr mein Räthsel errathen. Und könnt ihr es errathen, so mögt ihr meine sechs berittenen Diener und einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber behalten; aber wenn ihr es nicht errathen könnt, so behalte ich mein Geheimniß und erhalte noch sechs berittene Diener und einen Scheffel Gold und einen Scheffel Silber, wenn ich morgen aus dem Schloß reite."

Darauf ging der fremde König ein, und jetzt trug sie ihr Räthsel vor:

„Ein Fisch war mein Vater,
Ein Knabe war meine Mutter,
Ein Rabe atzte mich,
Eine Linde deckte mich,
Ein Pferd gab mir einen Mann."

Dies Räthsel konnte niemand errathen, und der König mußte also sein Wort halten, so daß die verstoßene Königin am nächsten Morgen auf ihrem kleinen gelben Pferde mit zwölf berittenen Dienern, sechs vor ihr und sechs hinter ihr, und zwei Scheffeln Gold und zwei Scheffeln Silber aus dem Schlosse ritt. Und sie ritten jetzt wieder Nächte und Tage, bis sie in das zweite, und dann in das dritte Königreich kamen; und jedes Mal, wenn sie in den Königsschlössern bewirthet ward, trug sie ihr Räthsel vor und setzte all ihre Diener und all ihr Gold und Silber aufs Spiel. Allein keiner vermochte ihr Räthsel zu errathen, so daß sie, als sie aus dem dritten Königsschlosse ritt, achtundvierzig berittene Diener, vierundzwanzig vor ihr und vierundzwanzig hinter ihr, zum Gefolge und eine ganze Tonne Gold und eine ganze Tonne Silber hatte. Da sagte die verstoßene Königin: „Weit bin ich jetzt gereist, und viel habe ich erlitten. Jetzt will ich um-

kehren und auf dem geradeſten Wege in mein eigenes Land reiten und ſehen, ob mein Herr zu Hauſe iſt.“

Da ritten ſie wieder viele dunkle Nächte und helle Tage, bis ſie in das eigene Land der verſtoßenen Königin kamen. Als ſie dort anlangten, ritt ſie zuerſt in den Uferwald hinaus, wo die alte Frau wohnte, die ihre drei Kinder gefunden und erzogen hatte. Die Frau traf ſie am Hauſe, aber die drei Knäblein ſah ſie fern drunten am Ufer umherlaufen und ſpielen. Da ſagte ſie zu der Frau: „Die drei Knäblein ſind mein, und die mußt du mir jetzt geben.“ Davon wollte die Frau nichts hören, und ſie ſagte: „Nein, gewiß nicht, die Kinder ſind meine eigenen; und es iſt auch nicht viel Schönes an ihnen, denn jedes hat nur ein Auge, mit dem es ſehen kann.“ — „Ja, ſind ſie einäugig,“ ſagte die Königin, „ſo magſt du ſie behalten; aber haben ſie ihr volles Geſicht, wenn ſie hieher kommen, ſo will ich ſie haben, und du ſollſt eine Tonne Gold und eine Tonne Silber erhalten und meinen Dank und Segen dazu.“ Da rief die Frau die Knaben herbei, und ſie kamen gleich heran geſprungen, und die Königin küßte ſie und nahm ihr Taſchentuch mit den drei Blutflecken und wiſchte ihnen die Augen damit ab, und jetzt hatte jeder von ihnen zwei Augen, ſo hell wie die Sterne. Dann erhielt die alte Frau

das Gold und das Silber; aber die drei Knäblein mußten mitreiten, und dann ritt die Königin auf ihr eigenes Schloß mit achtundvierzig Pferden und Dienern, die Hälfte vor, die Hälfte hinter ihr, und mit ihren drei kleinen Söhnen und ihrem kleinen gelben Pferde, das sie so weit in die Ferne und wieder heim getragen hatte.

Der König kam selbst heraus, als er diesen ganzen Aufzug in sein Schloß reiten sah, und er erkannte sofort seine Königin, und sie fiel ihm um den Hals und begrüßte ihn mit Worten und wies ihm die drei Söhne, welche sie ihm geboren hatte. Und jetzt erzählte sie ihm alles, wie es zugegangen sei. Da ließ der König ein großes Fest anrichten und hielt von neuem Hochzeit mit seiner verstoßenen Königin, und die drei kleinen Prinzen und die achtundvierzig Diener waren mit dabei. Aber die Königin-Wittwe war nicht bei dem Feste; denn sie ward in einen glühenden Ofen geworfen und zu Kohle und Asche verbrannt für all ihre Bosheit.

Die kluge Königin.

Es war einmal ein junger Königssohn, der so über die Maßen schön war, daß nie jemand seines Gleichen gesehen hatte. Das wußte er, und darüber war er froh.

Und alle Leute sagten, daß er eben so klug wie schön sei, so daß keiner sich an Klugheit mit ihm messen könne. Das glaubte er, und darauf war er stolz.

Da that er das Gelübde und schwor einen theuren Eid darauf, daß er niemals ein weibliches Wesen zur Frau nehmen wolle, das nicht mindestens eben so schön und nahezu eben so klug wie er selbst wäre. Aber wenn er eine solche Maid fände, solle sie auch seine Frau werden.

Es waren viele schöne Mädchen im Lande; aber sie gehörten eben nicht zu den klügsten. Es waren auch manche ganz gescheite junge Mädchen da; aber

ſie gehörten nicht zu den ſchönſten. So viel iſt gewiß, daß der Königsſohn keine fand, die ihm annähernd ſchön oder klug genug war. Er ſtand übrigens in dem Alter, daß ſowohl er ſelbſt wie ſein Vater, der König, und ihr getreues Volk der Anſicht waren, er müſſe ſich verheiraten; aber nach dem Gelübde, das er abgelegt hatte, fand ſich kein Mädchen im Lande, um das er füglich anhalten konnte.

Da wollte er auf Reiſen, in andere Königreiche hinaus, gehen; aber er wollte unbekannt und ohne Gefolge reiſen; er wollte ſich ſchon ſelbſt vorſehen, und keiner ſollte bei ihm ſein, der aus der Schule ſchwatzen oder ihm in die Karten gucken könnte.

Er reiſte alſo weit und breit umher, von einem Land in das andere; aber es erging ihm draußen wie daheim: kein Mädchen war ihm ſchön oder klug genug, und noch viel weniger beides zugleich, und ſo konnte er ja um keine von ihnen anhalten.

Da ritt er eines Tages alleine durch einen Wald. Er ritt und ritt, aber der Wald nahm kein Ende. Es ward Mittag, und es ward Abend, aber noch war er nicht aus dem Walde heraus, und es war kein Ende desſelben zu ſehen. Er hatte ſich völlig verirrt und wußte nicht mehr, wo er ſei, oder wohin der Weg führe, oder wo er ein Obdach für die Nacht finden

ſolle, um ſich und ſein Pferd auszuruhen und zu erfriſchen. Beide waren gleich ermüdet.

Endlich ſah er einen dünnen, blauen Rauch über die grünen Wipfel emporſteigen; er ritt demſelben nach und kam an ein kleines, ärmliches Haus. Hier müſſen doch Menſchen ſein, ſagte er ſich erfreut. Er ſtieg vom Pferde und klopfte an. Ein alter, einfacher Mann machte ihm auf, und eine alte, einfache Frau kam mit heraus. Sie ſchienen ſehr verwundert zu ſein, den ſchönen, vornehmen, jungen Reiter zu erblicken. Der Königsſohn bot ihnen guten Abend und ſagte ihnen wahrheitsgetreu, daß er ſich verirrt habe und den ganzen Tag im Walde umher geritten ſei, ohne ein Haus oder eine Hütte zu gewahren, und er bat ſie daher, ihm ein Nachtquartier zu vergönnen. Zuerſt ſagten ſie freilich, daß ſie nicht die Leute ſeien, ſolch einen vornehmen Herrn, wie er ſei, aufzunehmen, und man merkte wohl, daß ſie ihn ſehr gerne los ſein wollten. Da er aber ſagte, daß weder er noch ſein Pferd es länger aushalten könnten, ſie müßten Ruhe und Obdach haben, ſo blieb ihnen nichts anders übrig, als Ja zu ſagen, er müſſe dann eben vorlieb nehmen.

Zuerſt ſorgte er für ſein gutes Roß. Ein Stall war nicht da, aber ein kleiner Schuppen für ihre einzige Kuh. Die ging jetzt auf der Weide, denn es

war Sommerszeit, und ſo ſtellte er ſein Pferd dort hinein und gab ihm einen Trunk Waſſer und ein Bund Heu; da war es ſehr froh. Er ſelbſt ging in die Stube hinein, ſie hatten nur die eine, und ſie war niedrig und klein. Er ſetzte ſich auf die Holzbank und begann mit den Leuten zu plaudern: ob ſie hier ganz allein in dem wilden Walde wohnten? Ja, das thäten ſie allerdings, ſagten ſie, es ſeien keine anderen Menſchen im Hauſe, und keine anderen Häuſer im Umkreiſe vieler Meilen. Sie lebten hier, wie es eben ginge, und ſchlügen ſich durch mit einer Ziege und einer Kuh. Er erhielt alſo ſein Abendeſſen, ſo gut das Haus es vermochte, nämlich ein Stück trockenes Brod und eine Schale Milch. Und dann holten die alten Leute ein Bund Stroh und breiteten es auf der Stubendiele aus; darauf wollten ſie ſelbſt ſchlafen, denn der fremde Herr ſollte in ihrem Bett liegen, ſie hatten nur das eine. Das wollte der Prinz doch nicht annehmen: ſie ſollten ihr Bett behalten, und er wollte auf der Diele auf dem Stroh liegen.

Es geſchah alſo nach ſeinem Willen, und ſie gingen alle drei zur Ruhe. Das war freilich ein anderes Lager, als er es gewohnt war; allein da er tüchtig müde war, fiel er doch bald in Schlaf und träumte von all den ſchönen Mädchen, die nicht klug

genug, und all den klugen Mädchen, die nicht schön genug waren, und er schlief süß, bis der Tag zu dämmern begann. Dann aber erwachte er, und war steif in den Gliedern von dem harten Lager, und wie er sich auch drehte und wendete, er vermochte nicht wieder einzuschlafen.

Da hörte er es über seinem Kopfe, oben auf dem Boden, sich bewegen. Es konnten ja Ratten oder Mäuse oder auch eine Katze sein. Ja, es war gewiß eine Katze, welche dort oben herumsprang. Aber bald darauf hörte er von droben einen schnurrenden Ton, offenbar wie von einem Spinnrad: so konnte doch die Katze nicht spinnen. Und gleich darauf hörte er Gesang; das war weder die Katze, noch die Vögel da draußen, sondern es war eine liebliche Frauenstimme, die im Takt mit dem schnurrenden Rade sang. Einen so lieblichen Gesang hatte er noch niemals gehört. Er sprang eilends von der Diele empor und rieb sich die Augen und spitzte die Ohren. Und in demselben Augenblick erwachten die beiden Alten und kamen gleichfalls aus den Federn.

Der Königssohn frug sie gleich, wer es sei, den sie da droben auf dem Boden versteckt hätten, und der schon in der frühen Morgenstunde spinne und singe. Jetzt war es droben wieder still geworden,

und ſie verſicherten heute, wie ſie geſtern erzählt hatten, daß kein anderer Menſch, als ſie ſelber, im Hauſe ſei.

„Nein," ſagte der Prinz, „es hilft nichts, daß ihr mir das länger weißzumachen ſucht. Ich glaube zuverſichtlich, was ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe. Und jetzt könnt ihr mir eben ſo gut die volle Wahrheit ſagen; denn ich werde doch ſchon dahinter kommen."

Da mußte der Mann denn geſtehen: es ſei allerdings noch ein Menſch im Hauſe, und das ſei ihre Tochter, die ihre Kammer droben habe. Aber ſie fürchteten ſo ſehr, daß jemand ſie zu ſehen bekäme und dann vielleicht Gefallen an ihr fände und ſie ihnen nehmen wollte; und ſie könnten ſie ja durchaus nicht entbehren, ſo alt und gebrechlich wie ſie ſchon wären; ſie verdiente ihnen auch ein paar Schillinge mit Spinnen und Weben; und wer ſollte ſie ſonſt pflegen, wenn ſie nun bald nicht mehr ſelbſt für ſich ſorgen könnten?

Ja, habe er ſie nun einmal gehört, ſo wolle er ſie auch ſehen, ſagte der Königsſohn; er ſei doch kein Menſchenfreſſer, denke er, ſo daß ſie ihn wohl das Mädchen ſehen laſſen könnten. Da mußten die Alten ſie denn herunter rufen; und ſie kam herab geſprungen,

das junge Blut, in ihren ärmlichen Kleidern. Sie wußte ja nichts davon, daß sie Besuch hatten, denn sie hatte fest geschlafen, als der Königssohn am späten Abend angekommen war.

Als sie den schönen jungen Mann erblickte, ward sie purpurroth; und der Prinz verlor auch ganz die Sprache, als er sie erblickte; denn nie zuvor hatte er etwas halb so Schönes gesehen, wie sie war. Ihm ward ganz seltsam zu Muthe dabei. So weit er gewandert war, hatte er keine gesehen, die sich an Schönheit mit ihr messen konnte; die Tochter dieses armen Mannes war viel schöner, als irgend eine all der Prinzessinnen und Fräulein, die er in der Fremde oder daheim gesehn hatte; er vermochte sich gar nichts Schöneres zu denken. Aber er konnte doch nimmer daran denken, ein solches Bettelkind zur Frau zu nehmen.

Er wandte daher seine Augen wieder von ihr ab und beeilte sich, sein Pferd zu satteln und fortzukommen, und er wollte sie gar nicht mehr ansehen. Aber als er sich in den Sattel geschwungen hatte und den Alten, denen er ein großes Goldstück für das Nachtlager gegeben, und die jetzt einen Kratzfuß nach dem andern vor ihm machten, Lebewohl zunickte, konnte er doch nicht umhin, nach der Seite zu schielen, wo sie

ſtand und ihn mit ihren großen Augen anblickte. Und dann konnte er es nicht unterlaſſen, ſeinen Hut zu lüpfen und ſie zum Abſchiede zu grüßen, und eben ſo wenig konnte er ſich eines Gefühls erwehren, als ſäße ihm das Herz in der Kehle, da ſie mit niedergeſchlagenen Augen erröthend das Haupt zum Gruße neigte. Die großen Augen ſchlug ſie doch wieder auf, und ſie folgten ihm, als er von dannen ſprengte, bis er außer Sicht war. Sie ſahen ihm nicht allein nach, ſondern ſie fuhren auch fort, ihm vorzuſchweben, lange nachdem das Haus und der Wald hinter ihm lagen. Aber unterwegs, während er fürbaß ritt, ſagte er bei ſich ſelber: „Ja, gewiß iſt ſie lieblich und mehr als ſchön genug für mich; aber ich gelobte ja auch, daß die, welche ich zur Frau haben wollte, klug, beinahe eben ſo klug wie ich ſein müßte, und das iſt ſie natürlich nicht.“

Er merkte ſich jedoch gut, wo die Waldhütte lag, und bald war er auch auf bekannten Wegen, denn der große Wald lag an der Grenze ſeines eigenen Heimatlandes. Dann ritt er geradesweges zum Königsſchloſſe ſeines Vaters heim und ſagte, er habe noch keine gefunden, die ihm ebenbürtig ſei. Das war dem alten Könige zwar ſehr ärgerlich, denn er war ſo überzeugt von der großen Klugheit ſeines Sohnes, daß er glaubte,

es müſſe ſich verhalten, wie er ſagte; aber er wollte ihn doch gern noch bei ſeinen Lebzeiten verſorgt ſehen. Wollte ſich der Sohn nur eine Braut wählen, ſo war er im voraus überzeugt, daß es die rechte ſein müſſe.

Jetzt war der Königsſohn daheim und hatte es im übrigen in jeder Hinſicht gut; aber er hatte keine Ruhe im Herzen. Das gute Eſſen ſchmeckte ihm nicht, und der ſüße Schlaf wollte ſich gar nicht auf ſein weiches Lager herabſenken. Seine Gedanken ſchweiften beſtändig in den großen Wald zu dem lieblichen jungen Mädchen. An ſie dachte er früh und ſpät, mochte er es wollen oder nicht.

Da ſagte er zuletzt zu ſich ſelber: „Das muß ein Ende haben.“ Er gedachte ſeines Gelübdes, daß die Schönſte und die Klügſte ſeine Braut werden ſolle, und um den Gedanken an ſie loszuwerden, wollte er ſich überzeugen, daß das Kind des armen Mannes, wenn auch ſchön genug, doch lange nicht klug genug für ihn ſei. Er ſchrieb alſo einen Brief an ſie und legte zwei Docken Seide in den Brief und ſchrieb, daraus möge ſie ihm einen Bettumhang weben.

Er ſandte einen königlichen Reitknecht mit dem Briefe von dannen, und hieß ihn gleich Antwort mit zurückbringen. Der Reitknecht kam abends wieder und brachte einen Brief von dem Mädchen in der

Waldhütte mit. Darin lagen zwei kleine Holzstifte, und in dem Briefe stand geschrieben: wenn er ihr aus den Stiften einen Webstuhl anfertigen wolle, so würde sie auch wohl auf demselben den von ihm bestellten Bettumhang weben.

Jetzt konnte der Königssohn sich nicht mehr verhehlen, daß das Mädchen eben so klug wie er selber sei; so mußte er denn halten, was er gelobt und geschworen hatte; und das that er wohl auch eigentlich am liebsten. Er ritt also mit seinem ganzen königlichen Gefolge zu der Hütte im Walde hinaus und sagte den Alten und dem Mädchen, daß er sie zu seiner Braut erwählen wolle, wenn es ihr recht sei. Und es war ihr ganz recht.

Aber jetzt fürchtete er sich doch davor, daß sie die Klügste von ihnen beiden sein könnte, und das ging ja nicht an, falls jemand es merkte. Deshalb stellte er die Bedingung, daß, wenn er einmal König und sie also seine Königin würde, sie sich niemals irgendwie in Staatsangelegenheiten einmischen dürfe, die ihn und nicht sie angingen. Thäte sie das, so hätte er die Befugniß, sie zu verstoßen und sie wieder zu ihren Eltern heim zu senden.

Auf diese Bedingung ging sie ein; aber sie hatte auch ihre Bedingung zu stellen, und die war, daß,

wenn er ihrer überdrüſſig würde und ſie nicht länger behalten wollte und ſie deshalb wieder nach Hauſe ſchickte, ſie befugt ſein ſollte, das mitzunehmen, was ihr das Liebſte wäre. Das fand er nicht mehr als billig, und ging ſogleich darauf ein.

Die alten Leute waren zwar ſehr betrübt, daß ſie jetzt ihre Tochter verlieren ſollten; aber ſie konnten doch ihrem Glück nicht im Wege ſtehn, und ſo gaben auch ſie ihre Einwilligung. Die Braut ward alſo mit Seide und Scharlach, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, und ſie erhielt Karoſſen und Hofdamen und allen ſonſtigen Staat, und dann wurde die Hochzeit mit Glanz und Freude gefeiert.

Es verging jetzt eine lange Zeit, während welcher die jungen Leute in inniger Liebe und äußerer Herrlichkeit mit einander lebten, und es konnte gar nicht beſſer ſein. Allen ſchien, daß die Gemahlin des Königsſohnes ſowohl ſchön wie klug und gut genug ſei, — und das Letzte war das Beſte. Bald nach der Hochzeit ſtarb der alte König, und der Sohn ward an ſeiner Statt König. Er regierte das Land und ſaß zu Gerichte, und alles ging gut und erfreulich. Die Königin miſchte ſich niemals in ſeine und in Staatsangelegenheiten ein, ſondern verwaltete ihr eigenes großes Haus und war geehrt und geliebt von allen.

Da traf es ſich eines Tages, daß Markttag in der Hauptſtadt des Königs war, und viele Bauern mit Korn und anderen Dingen zu Markte kamen. Als ſie abends nach Hauſe fuhren, waren einige unter ihnen, die in der Stadt ſchon weidlich gezecht hatten; aber an der erſten Schenke, zu der ſie kamen, mochten ſie doch nicht vorüberfahren: ſie mußten einkehren und eine neue Herzſtärkung zu ſich nehmen. Sie ließen ſich gute Weile drinnen in der Schenkſtube; ihre Pferde und Wagen ſtanden mittlerweile draußen im Stalle. Einer dieſer Bauern fuhr mit einer trächtigen Stute, und während ſie drinnen pokulirten, warf dieſelbe ein Füllen im Stalle. Als nun die Bauern herausgekommen und jeder ſein Fuhrwerk zu finden ſucht, iſt das kleine neugeborene Füllen zwar auf die Beine gekommen, aber es iſt ganz verſtört in dieſer neuen, unruhigen Welt und iſt in eine Ecke des Stalles hingelaufen, wo der Schenkwirth ſeine Pferde, ein paar Grauſchimmel, ſtehen hat. Der Eigenthümer der trächtigen Stute ſieht natürlich ſogleich, daß dieſelbe gefohlt hat, und er gewahrt auch das Füllen, und da er nicht betrunkener war, als daß er wohl begreifen konnte, daß es ihm gehöre, wollte er es auf ſeinen Wagen legen und es mit nach Hauſe nehmen. Aber der Schenkwirth ſagte: Nein, das Füllen ſei das ſeine;

man ſehe ja, es halte ſich zu ſeinen Pferden. Es entſtand ein wüſtes Gezänk über die Sache; die meiſten der betrunkenen Bauern ſtanden auf Seiten des Schenkwirths, und das Ende davon war, daß der Bauer mit der Stute ohne Füllen heimfahren mußte, und der Schenkwirth dasſelbe behielt.

Damit konnte ſich der Bauer nicht zufrieden geben, und es kam zum Prozeſſe; allein ſowohl das erſte wie das zweite Gericht ſprachen dem Schenkwirthe das Füllen zu, und der Bauer, welcher der rechte Eigenthümer des Füllens war, mußte die Zeche bezahlen, ſo daß er dadurch allmählich alles auf's Spiel ſetzte, was er beſaß. Aber er wollte trotzdem ſeine Sache nicht verloren geben; er wandte ſich an das oberſte Gericht, und dort hatte der König ſelbſt das Urtheil zu ſprechen. Er war freilich ſehr klug, aber er war doch nicht klüger, als daß er wie die anderen entſchied: das Füllen müſſe dem gehören, bei deſſen Pferden es gefunden worden ſei, und das ſei ja der Schenkwirth.

Jetzt ſollte der Bauer alſo des Füllens halber, das doch von rechtswegen ſein eigen war, Haus und Hof verlieren. Darein konnte er ſich nicht finden, und in ſeiner großen Noth verfiel er auf das letzte Mittel: ſich an die Königin zu wenden, die ſo klug und ſo gut war. Er erklärte ihr den ganzen Zuſammenhang

der Füllen-Geſchichte, und ſie ſah ein, daß er recht habe.

Da ſagte ſie zu ihm: „Ja, mein lieber Mann, ich kann den Spruch des Königs zwar nicht ändern, aber ich will dir doch einen Rath geben, welcher dir vielleicht nützen kann. Nimm morgen um die Mittagszeit ein Fiſchernetz und geh mit demſelben draußen vor die Stadt, wo die hohen Dünen von Flugſand ſind, dort ſpanne dein Netz aus, wie man ſonſt Netze zum Fiſchfang ausſpannt. Und dann nimm eine Störſtange und ſchlage mit derſelben in den Sand vor dem Netze, wie man die Fiſche draußen auf der See ins Netz treibt. Wenn dann der König dort vorüber kommt — denn er fährt alle Tage dieſes Weges — ſo wird er dich ſicherlich fragen, ob du närriſch biſt, oder ob du glaubſt, du könnteſt Fiſche droben im Flugſande fangen. Und dann mußt du antworten, das ſei nicht unvernünftiger, als daß der graue Schimmel des Schenkwirths, der nicht trächtig geweſen und nicht einmal eine Stute ſei, ein Füllen bekommen könnte. Aber das mußt du mir verſprechen," ſagte die Königin, „daß du niemand erfahren läßt, wer dir den Rath gegeben hat; denn ſonſt werde ich unglücklich." Der Bauer bedankte ſich vielmals und verſprach, er wolle ſchon ſchweigen.

Am nächſten Tage um die Mittagszeit machte es

der Bauer, wie ihm geheißen war, und bald darauf kam der König wirklich des Weges an jenen Dünen vorüber gefahren. Als er den Bauer umhergehen und mit ſeiner Störſtange in den Sand vor dem Fiſchernetze ſchlagen ſah, ließ er anhalten und ſagte zu ihm: „Was treibſt du da?“ — „Ich fiſche,“ ſagte der Bauer. — „Biſt du närriſch?“ frug der König; „glaubſt du, daß Fiſche im Flugſande ſind?“ — „Ja,“ antwortete der Bauer, „das iſt doch nicht unvernünftiger, als daß der graue Schimmel des Schenkwirths, der nicht trächtig geweſen und nicht einmal eine Stute iſt, ein Füllen bekommen konnte.“

Jetzt verſtand der König ſofort, worauf er anſpiele; er ſah ein, daß er wohl in der Sache falſch entſchieden habe; aber er wollte doch wiſſen, wer den Bauer die Liſt gelehrt habe; und da er ihm den Tod androhte, wenn er nicht geſtünde, wer ihm den Rath gegeben, ſo ward dem Bauer angſt und er offenbarte alles: daß er der Königin den Einfall verdanke.

Da ließ der König ſogleich den Wagen umkehren und zum Schloſſe zurückfahren, und er ſprühte vor Zorn. Er ging geradeswegs zur Königin hinein und ſagte, jetzt habe ſie ſich gegen die Abrede vergangen, die vor der Hochzeit getroffen worden ſei, und habe ſich unterſtanden, ſich in ſeine Staatsangelegenheiten

einzumiſchen. Jetzt müſſe ſie auch die Strafe erleiden, welche damals verabredet worden ſei: ſie ſolle auf der Stelle zu ihren Eltern zurückgeſchickt werden. Sie möge ſich bereit machen, noch in dieſer Stunde abzureiſen; aber ſie möge ſich auch des ihr zugeſtandenen Rechtes bedienen: ſie könne von den ſchönen Dingen, die ſie um ſich habe, mitnehmen, was ihr das Liebſte ſei.

Die Königin antwortete ſehr ſanft und demüthig, er habe recht, und ſie habe unrecht, er müſſe befehlen, und ſie müſſe gehorchen. Sie werde in einem Augenblick damit fertig ſein, dasjenige einzupacken, was ſie mit der gnädigen Erlaubniß des Königs mitzunehmen gedenke. Gleich darauf kam ſie wieder herein, und da brachte ſie eine Flaſche Wein und ein paar Gläſer mit, und dann ſagte ſie: der König werde ihr doch wohl die Güte erweiſen, ein Glas zum Abſchiede mit ihr zu trinken. Es ſei nie zuvor ein böſes Wort zwiſchen ihnen gefallen, und das ſolle auch jetzt nicht geſchehen.

Die Bitte konnte der König ihr nicht abſchlagen; ſie ſchenkte ein, und ſie tranken mit einander. Allein er bemerkte nicht, daß die Königin einige Tropfen aus einer anderen kleinen Flaſche, die ſie bei ſich trug, in ſein Glas ſchüttete; und ſobald er dasſelbe geleert hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf.

Da holte die Königin einen großen Deckelkorb, in den sie ihre besten Sachen, die sie mitnehmen wollte, hätte packen sollen; in diesen legte sie den König, deckte ihn gut zu, schloß den Deckel und rief dann den Dienern zu: sie möchten ihren Korb hinaustragen und ihn in den Wagen stellen, welcher angespannt sei und auf sie warte. Sie setzte sich in den Wagen, und dann fuhren sie in den Wald zu der alten Hütte hinaus. Dort mußten die Diener den Korb aus dem Wagen heben und ihn in ihre Kammer hinauf tragen. Und dann sandte sie den Wagen wieder zum Schlosse zurück. Dann hob sie ihren schlafenden König und Gemahl aus dem Korbe heraus und legte ihn auf ihr Bett. Darauf zog sie ihre alten, ärmlichen Kleider an, dieselben, in denen er sie zum ersten Mal erblickt hatte, und dann setzte sie sich an das kleine Fenster dem Bette gegenüber und ließ ihr Spinnrad schnurren, ganz wie in alten Tagen.

Es war gegen Abend, als der König nach dem Schlaftrunke, den er erhalten, ausgeschlafen hatte. Er erwachte und sah sich um, fuhr empor und frug, wo er sich befinde, und wie es zugegangen, daß er hier sei. „Ja," sagte sie, „du bist jetzt bei mir; und das ist so zugegangen, daß ich dich mit nach Hause genommen habe, wie es ja nach unserer Abrede mein Recht

war; denn du bist das, was ich auf der Welt am liebsten habe, und das durfte ich ja mitnehmen."

„Jetzt merke ich, daß du doch viel klüger bist, als ich," sagte der König. „Und wenn du mich jetzt nach dem Schlosse zurück begleiten und bei mir bleiben willst, so will ich niemals in einer Sache entscheiden, ehe ich dich um Rath gefragt habe."

So ward denn nach Wagen und Pferden zum Schlosse gesandt, und der König und die Königin hielten aufs neue ihren Einzug im Schlosse; und ihre alten Eltern nahmen sie mit, wie es die Königin verlangte, und sie blieben, so lange sie lebten, bei ihnen wohnen. Und der König und die Königin lebten nach wie vor mit einander in inniger Liebe und äußerer Herrlichkeit. Und dem Bauern, dem das Unrecht mit dem Füllen und dem Richterspruche widerfahren war, schenkte der König einen Edelhof mit vollem Beschlag. Und der König fällte seitdem niemals ein Urtheil, ohne erst den Rath der Königin zu hören. Und alle ehrten und liebten sie beide wegen ihrer Gerechtigkeit und Güte und waren stolz darauf, einen solchen König und eine solche Königin zu haben.

Für drei Schillinge.

Es war einmal ein Soldat, welcher dem Könige acht Jahre gedient hatte. Dann erlaubte man ihm, nach Hause zu reisen. Das war recht schön; aber es war doch nicht so überschwänglich schön, denn als er seine Abrechnung verlangte, waren nur drei Schillinge für ihn da; das war alles, was er zu gute hatte, und die erhielt er, und damit reiste er ab. Er war trotzdem gutes Muthes, er schwenkte seinen Stock, und er trällerte und sang, daß es von den Hügeln widerklang.

Als er nun fürbaß ging, begegnete ihm eine alte Frau, die ihn um einen Schilling bat. „Ich habe freilich nur drei Schillinge," sagte er, „aber ob ich drei habe oder zwei, das kommt ungefähr auf dasselbe hinaus." Und so gab er ihr einen von seinen Schillingen. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm wieder eine alte Frau begegnete; — es war dieselbe, aber

das merkte er nicht. — „Guten Tag und Gottes Friede!“ ſagte ſie. „Dank!“ ſagte er. „Ach, gieb einer armen Frau einen Schilling, um Gottes willen!“ ſagte ſie. „Ich habe freilich nur zwei Schillinge,“ ſagte er, „aber ob ich zwei oder einen habe, das bleibt ſich ziemlich gleich.“ Und ſo gab er ihr den zweiten Schilling, und ſie dankte, und er ging weiter. Er war erſt eine kurze Strecke weiter gewandert, da begegnete ihm wieder eine alte Frau; aber daß es dieſelbe ſein könnte, welche ſeine zwei Schillinge bekommen hatte, fiel ihm gar nicht ein. „Guten Tag und Gottes Friede, Väterchen!“ ſagte ſie. „Dank, Mütterchen!“ ſagte er. „Du kannſt wohl nicht einen Schilling entbehren für eine arme alte Frau?“ ſagte ſie. „Doch, einen Schilling habe ich juſt,“ ſagte der Soldat, „und ob ich einen oder keinen habe, darum bin ich eben ſo reich.“ So erhielt das alte Weib den Schilling, und ſie dankte und humpelte fort.

Der Soldat ging jetzt weiter; ſeine Taſche war leicht, aber ſein Sinn war eben ſo leicht; er beſaß jetzt nur die alten Kleider, die er auf dem Leibe trug, und ſeinen alten Torniſter, den er auf dem Rücken trug. Der war auch leicht genug, denn es waren nur ein geflicktes Hemd und ein paar geſtopfte Strümpfe darin. Er ſtrich ſeinen Bart und nahm ein Priemchen Kau-

tabak, dann ſchwenkte er ſeinen Stock, und er trällerte und ſang, daß es von den Hügeln widerklang.

Dann kam er in einen Wald; und wer anders begegnete ihm da, als dieſelbe alte Frau, der er all ſeine Schillinge gegeben hatte! Sie ſaß dort am Rande des Weges und grüßte ihn: „Guten Tag, Väterchen! Haſt du Zeit, ein Wörtchen mit einer alten Frau zu plaudern?“ — „Ja, wenn es dir Vergnügen macht,“ ſagte er, „ſo habe ich nichts dabei zu verſäumen. Aber worüber kannſt du mit mir zu ſprechen haben?“ — „Hätteſt du nicht Luſt, drei Wünſche zu thun, welche dir erfüllt würden?“ frug ſie. „Ja, das könnte mir ſchon paſſen,“ ſagte der Soldat. „So wünſche denn!“ ſagte die Alte. Der Soldat beſann ſich nicht lange auf ſeine Wünſche, ſondern war gleich bereit, und ſo wünſchte er ſich denn zuerſt Gottes Gnade und Freundſchaft; ſodann wünſchte er, daß ſein Corniſter niemals verſchleißen möchte; und der dritte Wunſch endlich war, daß alles, was er ſich in ſeinen Corniſter wünſchte, dort hinein kommen müßte, und daß alles, was einmal darin wäre, auch darin bleiben müßte, bis er es wieder hinaus wünſche. „Es ſoll geſchehen, wie du es wünſcheſt,“ ſagte die Alte; „und nun Ade und Glück auf die Reiſe!“ „Dank!“ ſagte der Soldat, und er ging weiter; aber an die Wünſche dachte er nicht in

der erſten Stunde; er meinte, das ſei nur Spaß und Altweibergeſchwätz.

Aber als er fürbaß ſchritt, kam ihm doch in den Sinn, wie angenehm es hätte ſein können, wenn es Ernſt mit den Wünſchen geweſen wäre. Er war jetzt auf eine Haide hinaus gekommen, wo nur Sand und Haidekraut und Stein an Stein war. Und als er nun ſo hingeht und an jene Wünſche denkt, rennt er wider einen großen Stein. „Ach, lägeſt du in meinem Torniſter!“ rief er aus. Aber kaum hatte er das geſagt, als der Stein ſchon im Torniſter lag, und in demſelben Augenblick flog er hintenüber und kam auf den Kopf zu ſtehen, denn der Stein war ſchwerer, als daß er ihn tragen konnte, obſchon er ſonſt ein ſtarker Lümmel war. Der Soldat ward ganz verwirrt im Kopfe durch den Purzelbaum, und es dauerte ein Weilchen, bis er ſeine Gedanken zu ſammeln und zu begreifen vermochte, wie er in dieſe Lage gekommen war; aber ſo bald er ſich darauf beſann und den Stein wieder aus dem Torniſter hinaus wünſchte, lag derſelbe auf dem Felde, und er kam wieder auf die Beine. Jetzt hatte er alſo gefühlt, daß es mit den Wünſchen kein Trug ſei, und er nahm ſich daher vor, hinfort beſſeren Gebrauch von ſeinen Wünſchen zu machen.

Nun hatte der Soldat an diesem Tage einen tüchtigen Marsch gemacht, so daß er hungrig zu werden begann, und als er zu einem Edelhofe kam, der am Wege lag, dachte er: „Dort mußt du hinein gehen und sehen, ob du ein wenig zu essen bekommen kannst.“ Er ging also in die Küche, und dort traf er die Haushälterin, die gerade im Begriff war, Butterbrod zu schneiden. Da bat er sie um ein wenig zu essen. Aber sie antwortete, das Essen werde hier im Hause so knapp zugetheilt, daß niemals ein Bissen übrig sei, wenn jeder das Seine haben solle; sie könne ihm daher nichts geben, so gern sie auch wollte. Aber der Gutsherr sei in seinem Zimmer nebenan; es sei ja möglich, daß er ihm ein wenig Essen vergönne oder ihm einen Zehrpfennig gebe. Wenn der Soldat es wünsche, wolle sie ihm den Weg zeigen. Das nahm er mit Dank an, und so kam er zur Thüre des Gutsherrn und klopfte an.

Der Herr saß gerade drinnen und zählte sein Geld. Vor ihm auf dem Tische stand ein irdener Hafen, der voll von lauter Goldgeld war, und auf der Diele neben ihm stand ein eisenbeschlagener Kasten, der voll blanken Silbergeldes war. Der Soldat klopfte also an die Thür, und der Gutsherr, welcher glaubte, daß es ein Bauer sei, der ihm Pachtzins bezahlen wolle, rief sehr

vergnügt: „Herein!“ Aber als er hörte, daß es jemand war, der ihn um etwas bat, ward er so wild wie ein Deutscher und schrie: „Will er machen, daß er hinaus kommt!“ Der Soldat ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern machte gleich Rechtsumkehrt und ging wieder auf die Landstraße hinaus. Er war freilich Hals über Kopf aus dem Zimmer des Gutsherrn hinaus geeilt, aber er hatte die Augen bei sich gehabt, und er hatte daher sowohl den irdenen Hafen mit dem Goldgelde wie den eisenbeschlagenen Kasten mit dem blanken Silbergelde gesehen.

Als er nun eine gute Strecke Weges von dem Hofe entfernt war, sprach er bei sich: „Da hast du dich selbst angeführt, mein lieber Mann! Du hättest mir vorhin etwas von deinem vielen Gelde geben sollen.“ Und damit wünschte er alles Goldgeld aus dem irdenen Hafen in seinen Tornister. Schwapp! sagte es, und da war es schon. „Es wäre auch nicht so übel, etwas von dem Silbergelde zu haben,“ dachte der Soldat, „aber ich will mir doch nicht mehr wünschen, als ich tragen kann;“ und so wünschte er sich ein Viertelmaß von den Speciesthalern des Gutsherrn. Schwapp! sagte es wieder, da waren auch sie im Tornister. „Dachte ich mir's nicht, daß du dich selbst angeführt hättest!“ sagte der Soldat, und dann ging er weiter, bis er zu einer Stadt kam.

Dort ging er in das beſte Wirthshaus, und da es um die Mittagszeit war, ſetzte er ſich gleich zu Tiſche, und er hatte einen ſolchen Wolfshunger, daß er gewaltig tief in die Schüſſeln langte. Die feinen Herren, welche mit am Tiſche ſaßen, blickten verſtohlen auf den ſimplen Geſellen, und ſie ſchmunzelten und flüſterten einander zu, als ſie ſahen, wie er dem Eſſen zuſprach. Als ſie nun aufſtanden und jeder für ſich bezahlte, that der Soldat zuerſt, als ob er in der einen und dann in der anderen Taſche ſuche; aber die waren ja leer; es war nichts darin, als ein kleines Röllchen Kautabak. Hatten die feinen Herren vorhin ſchon gekichert, ſo thaten ſie es jetzt erſt recht, und einer von ihnen ließ ſogar die Bemerkung fallen, der fremde Herr habe wohl das Malheur gehabt, ſein Geld daheim zu vergeſſen, aber nicht ſeinen Appetit. Und als der Soldat, der kein Geld in den Taſchen fand, jetzt nach ſeinem alten Torniſter griff und in demſelben zu wühlen begann, da brachen ſie in ein ſchallendes Gelächter aus, während der Wirth ein bedenkliches Geſicht ſchnitt. Aber als dann der Soldat ein paar Dukaten hervorzog und ſie auf den Tiſch warf und ſagte, er wolle kein Geld wieder heraus haben, nahm das Gelächter bald ein Ende, und der Wirth ſetzte ſein freundlichſtes Geſicht auf, machte einen Kratz-

fuß und dankte vielmals und frug, ob der Herr ihm nicht die Ehre erweiſen wolle, eine Flaſche Wein mit ihm zu trinken. Dazu ſagte der Soldat auch nicht Nein; und als ſie ihre Flaſche geleert hatten, bat er den Wirth, ihm ein Zimmer anzuweiſen, wo er die Nacht über ſchlafen könne.

Der Wirth brachte viele Entſchuldigungen vor: all ſeine Zimmer ſeien beſetzt, bis auf eins; aber dort könne kein Menſch ſich aufhalten. Alle, welche verſucht hätten, dort zu ſchlafen, ſeien in der erſten Nacht plötzlich geſtorben; ſo ſei es mit einem Gaſte zur Zeit ſeines Vor-Vorgängers ergangen, und mit einem Gaſte zur Zeit ſeines Vorgängers und mit einem zu ſeiner eigenen Zeit, ſo daß das Zimmer jetzt ganz abgeſchloſſen ſei. „Das iſt gerade ein gutes Quartier für mich," ſagte der Soldat, „laß es nur bis heute Abend in Stand ſetzen, und decke dann dort einen Tiſch mit einem guten Abendeſſen, und ſtelle vier Lichter und vier Flaſchen guten Wein nebſt vier Spiel Karten hinein, und gieb mir dann den Schlüſſel zum Zimmer." Der Wirth ſagte: wenn der Herr es befehle, ſo werde er auch gehorchen, und alles ſolle bis zur Schlafenszeit in Ordnung ſein.

Am Abend ging dann der Soldat in ſein Schlafzimmer; dort ſchüttete er erſt alles Gold- und Silbergeld

aus ſeinem Torniſter, und dann zündete er alle die Lichter an und ſtellte ſie auf den Tiſch, wo ein treffliches Mahl und die vier Flaſchen Wein ſtanden, und dort lagen auch die vier Spiel Karten. Und dann ſetzte er ſich hin und wartete der Dinge, die da kommen würden. Es dauerte auch nicht lange, da hörte er ein Gepolter im Ofen, und es kam ein ſchwarzer Klumpen aus demſelben auf die Diele gerollt, und der wickelte ſich auf und wurde zu einem langen ſchwarzen Teufel mit Horn und Schwanz, mit Krallen und grimmigen Hauzähnen. Er war nicht hübſch anzuſehen, aber der Soldat machte ſich nichts daraus, er ſagte ſehr höflich: „Sei ſo gut, mein lieber Freund, nimm Platz und laß es dir ſchmecken!“

Kaum hatte er das geſagt, ſo erfolgte wieder ein Gepolter, und dann noch eins, und jedesmal kam ein eben ſolcher ſchwarzer Klumpen aus dem Ofen gerollt, der ſich zu einem großen, langen Teufel aufwickelte, und der eine ſah noch greulicher aus, als der andere. Der Soldat nahm ſie alle drei gleich freundlich in Empfang und bat ſie, Platz und vorlieb zu nehmen. Sie ſetzten ſich auch zu Tiſche und aßen und tranken, und als ſie reinen Tiſch gemacht hatten, nahmen ſie die Karten und begannen zu ſpielen, jeder mit ſeinem beſonderen Spiel. Aber zugleich begannen

ſie dem Soldaten näher und näher auf den Leib zu rücken und fingen an, ihn zu zwicken. „Jetzt iſt es wohl an der Zeit, daß ich mich eurer entledige,“ dachte der Soldat, „ehe ihr mir allzu aufdringlich werdet.“ Und dann wünſchte er ſie alle drei in ſeinen Torniſter, der auf der Diele lag. Schwapp! ſagte es, und da waren ſie drin, und ſo viel ſie kribbelten und krabbelten, ſie mußten dort bleiben. „So, jetzt kann man doch mit euch reden,“ ſagte der Soldat; „jetzt müßt ihr ſchon bleiben, wo ihr ſeid, bis ich euch herauslaſſe, und jetzt ſollt ihr mir gleich ſagen, weshalb ihr dies Zimmer heimſucht.“ Sie antworteten, ſie kämen hieher, weil unter dem Ofen ein Keſſel voll Geld ſtünde. „Weiter nichts?“ ſagte der Soldat. „Mag *der* bis auf weiteres ſtehn bleiben! Und jetzt gute Nacht, ſchlaft wohl!“ ſagte er; und damit zog er ſich aus und ging zu Bette und ſchlief ſüß bis in den hellen Morgen.

Am Morgen früh kam der Wirth zu dem Zimmer hinauf und guckte durch das Schlüſſelloch. Er ſah den Soldaten im Bett liegen; aber ob er todt oder lebendig ſei, wußte er nicht; das Wahrſcheinlichſte war ja, daß es ihm nicht beſſer als den andern ergangen wäre, die in dem Zimmer geſchlafen hatten; und er begann daher zu klopfen und zu rufen. Da erwachte der

Soldat, und das Erſte, was er that war, den Wirth zum Henker gehn zu heißen; er habe für das Zimmer bezahlt, und er wolle ſeine ungeſtörte Nacht- und Morgenruhe haben. Das war freilich keine feine Rede; aber der Wirth war doch ſehr froh, zu hören, daß der Burſch noch am Leben ſei, und daß der Spuk ihm nichts geſchadet habe. Er war äußerſt erpicht, zu erfahren, wie es abgelaufen wäre, aber er mußte ſich gedulden, bis der Soldat ſpät am Vormittag endlich ausgeſchlafen hatte und ſich anzog. Er erhielt jedoch keine andere Antwort auf ſeine Fragen, als daß der Soldat eine vortreffliche Nacht verbracht habe und ein gutes Frühſtück begehre. Als er das erhalten hatte, frug der Soldat den Wirth, ob es ſtarke Burſche in der Stadt gebe. Der Wirth meinte: Ja. „So verſchaffe mir ein Paar der allerſtärkſten!“ ſagte der Soldat. „Wenn ich ſo dreiſt ſein darf,“ ſagte der Wirth, „ſo möchte ich mir die Freiheit nehmen, zu fragen, wozu die Burſche gebraucht werden ſollen.“ Der Soldat antwortete, er wolle ſeinen Torniſter zu einem Schmiede hintragen laſſen, damit derſelbe ordentlich ausgeklopft würde; es habe ſich ſo viel Landſtraßenſtaub darin geſammelt. Dazu bedürfe er zwei der allerſtärkſten Burſche, die in der Stadt aufzutreiben wären, denn der Torniſter ſei kein Ding, womit man laufen könne.

„Ein Corniſter zum Schmiede, um ausgeklopft zu werden! Zwei ſtarke Burſche, um einen Corniſter zu tragen!“ dachte der Wirth; „ſtellt ſich der Rauſch nach dem, was er geſtern Abend getrunken hat, erſt heute ein? Solch einen Fall hab' ich noch nie erlebt. Aber ſollen es Poſſen ſein, ſo mögen es Poſſen ſein!“ Und er verſprach, ſogleich die allerſtärkſten Burſche in der ganzen Stadt herbeizuſchaffen, um den Corniſter zum Schmiede zu tragen. Das that er auch und kam bald darauf mit ein Paar ſtämmigen Lümmeln zurück. Der Soldat frug, ob ſie den Corniſter zum Schmiede hintragen wollten, er wolle ihnen ein Viertelthalerſtück dafür geben. Die Burſche waren damit ganz zufrieden, ſie meinten, leichter könnten ſie niemals einen Viertelthaler auf ehrliche Weiſe verdienen; aber ſie fanden bald, daß das Geld ſauer verdient ſei, denn der Corniſter war ſo ſchwer, daß ſie bei jedem Schritt in die Kniee ſanken. Endlich gelang's ihnen doch, ihn nach der Schmiede zu ſchleppen. Der Wirth ging mit, und er ſprach zuerſt mit dem Meiſter und ſagte, es ſei da ein Herr, der ſeinen Corniſter ausgeklopft haben wolle. Er flüſterte inzwiſchen dem Schmiede in's Ohr, der Mann habe geſtern Abend ſcharf gezecht, aber heute ſcheine der Rauſch erſt auszubrechen. Es ſei ein guter Kunde, dem man in

ſeinen närriſchen Einfällen nachgeben müſſe. Die Schmiede pflegen luſtige Leute zu ſein, und das war dieſer Schmiedemeiſter auch; er nickte alſo mit einem ſchlauen Lächeln und kratzte ſich hinter dem Ohr und dachte: „Das giebt einen Spaß für meine Geſellen; ſolche Arbeit haben ſie noch nie gehabt.“ Jetzt nahm der Soldat das Wort und frug den Schmied, was er dafür verlange, ihm den Torniſter gehörig auszuklopfen. Der Schmied antwortete, ein Paar Mark würden wohl nicht zu viel ſein. Der Soldat ſagte, er gebe mit Vergnügen einen ganzen Reichsthaler; aber dann müſſe die Arbeit auch gründlich gemacht werden. „Ein Wort, ein Mann!“ ſagte der Schmied; „es ſoll kein Staubfäſerchen im Torniſter zurückbleiben; ob aber ſonſt etwas übrig bleibt, dafür kann ich nicht einſtehen.“ Darum ſolle er ſich nicht ſcheeren, ſagte der Soldat. Die zwei ſtarken Burſche wälzten alſo den Torniſter auf den Amboß hinauf, und der Schmied beauftragte drei Geſellen mit großen Vorſchlaghämmern, den Staub davon abzuklopfen. Solche Poſſen waren ihnen allerdings noch nie zugemuthet worden: ſie krämpten die die Aermel auf und ſpuckten in die Fäuſte, und dann holten ſie aus und hämmerten drauf los. Aber bei dem erſten Schlag, den ſie thaten, ließen ſie vor Schreck die Hämmer fallen, denn es erſcholl ein Geheul und

Gewinsel in der Schmiede, dessen Gleichen keiner je gehört hatte.

Der Soldat ersuchte sie, nur ihre Arbeit zu verrichten, und so mußten sie wieder ans Werk gehen. Schlag auf Schlag fiel auf den Tornister, die Gesellen legten nicht die Finger dazwischen, und der Schweiß rann in Strömen von ihren schwarzen Gesichtern herab. Sie dachten zwar, der Tornister müßte bald zerrissen und zersplissen sein; aber er blieb anzusehen, wie er anfangs gewesen war. „Ja, schlagt nur tüchtig zu!" sagte der Soldat; „es hat sich seit vielen Jahren Staub auf dem Tornister gesammelt, so daß er eines gehörigen Ausklopfens bedarf." Die drei lustigen Gesellen wurden des Spiels doch allgemach müde und mußten die Hämmer sinken lassen, sie konnten nicht mehr. Dann rief der Meister drei neue Gesellen herbei, die begannen, wo ihre Kameraden aufgehört hatten. Das Leder müsse wohl verhext sein, meinten sie, aber es waren Eisenbänder auf dem Tornister, und mit Eisen wußten sie Bescheid, das müsse sich schon fügen, wenn sie es in Behandlung nähmen. So hämmerten sie denn aus Leibeskräften drauf los, aber Eisen und Leder waren gleich zäh, so daß der Tornister, als ihnen die Hämmer zuletzt aus den Händen fielen, nicht anders anzusehen war, als da sie begonnen hatten.

Jetzt meinte der Soldat auch, es könne genug ſein, er bezahlte dem Schmiede vier Thaler und ließ ſeine zwei ſtarken Burſche den Torniſter an einen Bach tragen, der dicht neben der Stadt floß. Dort machte er den Torniſter auf, und derſelbe war bis zum Rande voll von etwas, das wie ein ſchwarzes Pulver ausſah; das waren die armen Teufelsleiber, die ſo zu Mehl zermalmt worden waren. Er ſchüttete dasſelbe in den Bach und ging dann mit dem Wirthe heim. Dem erzählte jetzt der Soldat, er wiſſe, wo in ſeinem Gaſthauſe ein Keſſel voll Geld ſtünde. Wenn der Wirth Halbpart mit ihm machen wolle, ſo ſolle er erfahren, wo derſelbe zu finden ſei. Dazu war der Wirth gerne bereit, ſie ließen alſo den Ofen niederreißen, und unter demſelben ſtand richtig ein großer Braukeſſel voller Goldſtücke. Der Wirth war ſo froh darüber, daß er dem Soldaten ein ſchönes Stück ſeines Landes draußen vor der Stadt ſchenkte. Dort baute der Soldat ſich ein Haus und wohnte darin und hatte es ſehr gut. Gottes Gnade und Freundſchaft war ihm ja ſicher, und alles, was er ſich wünſchte, konnte er haben.

Und das alles erhielt ein däniſcher Soldat für drei Schillinge.

Der Schuſterjunge.

Es war einmal ein Schuſterjunge; er war von Hauſe aus ein Predigersſohn und hätte, wie ſein Vater, für das Predigeramt ſtudiren ſollen; aber da verlor er Vater und Mutter, ehe er vierzehn Jahre alt war, und es war keiner da, der ſich ſeiner angenommen und ihn zum Lernen angehalten hätte. So kam er bei einem Dorfſchuſter in die Lehre, und dort war er jetzt drei Jahre lang geweſen, zu der Zeit wo dieſe Geſchichte beginnt. Er hatte manchen Hieb mit dem Spannriemen erhalten, wenn der Meiſter ihn ertappte, während er in Gedanken ſaß und den Pechdraht um den Finger wickelte, ſtatt zu nähen, oder der Schuſterkugel Geſichter ſchnitt, ſtatt Zwecken einzupflöcken. Und die Hiebe hatten ihn denn auch ſo weit gebracht, daß er alles, was zum Handwerk gehörte, gelernt hatte: er konnte zuſchneiden und nähen und nadeln

und pflöcken; aber er hatte niemals Luſt an dem Leiſten, der ihm zu Theil geworden war.

Da geſchah es eines Tags, daß ſein Meiſter ihm ſagte, an dieſem Tage ſolle er davon frei ſein, zu Hauſe zu ſitzen und zu nähen, er ſolle in den Wald gehen und Pflöcke ſchneiden, denn ſie hätten keine mehr in der Werkſtatt. Er lief eiligſt in den Wald hinaus; das war ſo recht etwas für ihn. Aber an die Pflöcke dachte er nicht; er mußte auf jeden Hügel hinauf und in jedes Thal hinab; er mußte Himbeeren pflücken und Vogelneſter ſuchen, er mußte Ameiſenhaufen betrachten und Schmetterlinge fangen. Und der Tag verſtrich und der Abend brach an, und er hatte noch keine Pflöcke. Da fiel ihm endlich ein, weshalb er hieher gekommen ſei; und er begann nach Holunderbüſchen zu ſuchen, denn er mußte ja Holunderholz für die Stifte haben; aber es war kein Holunder zu finden, und es ward dunkel draußen im Walde, und er wußte nicht mehr, wo er war; daher dachte er an nichts als das Eine: wieder aus dem Walde heraus zu kommen, und er begann zu laufen, bis er endlich ſo glücklich war, aufs freie Feld zu gelangen.

Gerade als er dort hinaustrat, kam ein großer Hund zu ihm hingeſprungen und bellte ihn an, und er verſtand, was der Hund bellte. „Wau, wau, du

Menſchenkind!" ſagte er; „du mußt gleich wieder mit mir in den Wald gehen; dort iſt jemand, der mit dir ſprechen will." Der große Hund ſprang um ihn her und bellte immerzu; da wagte er nicht, etwas anderes zu thun, als was derſelbe ihm ſagte, und er folgte ihm in den Wald hinein. Dort lag ein großer Kronhirſch todt an der Erde, und neben demſelben ſtand ein gewaltiger brauner Bär und brummte; und dicht dabei auf einem Aſte ſaß ein großer weißer Falke und ſchrie; und auf der Spitze eines hohen Grashalms ſaß eine kleine ſchwarze Ameiſe und pfiff; aber die Ameiſe war zuerſt weder zu ſehen, noch zu hören. Dann brummte der Bär und ſagte dem Schuſterjungen, er ſolle den Hirſch zwiſchen ihnen Vier theilen. Sie hätten alle Anſpruch auf denſelben, aber ſie könnten ſich über die Beute nicht einig werden.

Er langte alſo ſein Schuſtermeſſer hervor, und zog dem Thiere das Fell ab. Dann nahm er zuerſt den Kopf und gab ihn der Ameiſe. „Der iſt am beſten für dich," ſagte er, „denn er hat ſo viele kleine Löcher und Kammern, in denen du ein- und auslaufen kannſt." Dann ſchnitt er das Thier auf und nahm alle Eingeweide heraus, und die gab er dem Falken. „Mit denen iſt dir am beſten gedient," ſagte er, „ſie ſind ſo mollig weich, darin zu hacken." Dann löſte er die Beine ab und

gab ſie dem Hunde. „Die paſſen am beſten für dich,“ ſagte er, „daran haſt du etwas zu knabbern.“ Aber den Rumpf gab er dem Bären. „Denn du biſt ſo groß und ſtark,“ ſagte er, „du kannſt ihn am beſten zerreißen.“ Mit der Theilung waren ſie alle wohlzufrieden, und jeder machte ſich gleich über ſeinen Antheil her. Der Junge nahm das Fell und eilte von dannen; er dachte: wenn der Meiſter das ſchöne Hirſchfell bekäme, würde er ihm wohl die Hiebe dafür erlaſſen, daß er keine Pflöcke mitgebracht hätte. Aber gerade als er aus dem Walde trat, kam der Hund ihm nachgeſchoſſen und ſagte, er müſſe noch einen Augenblick wieder mitkommen: der Bär habe mit ihm zu reden. Ueber dieſe Nachricht war der Junge nicht erfreut; er dachte, er habe vielleicht das Fell nicht mitnehmen dürfen, und er klagte daher dem Hunde ſein Leid und ſagte: wenn es unrecht ſei, daß er das Fell genommen, ſo bitte er um Verzeihung, und der Hund möge es mitnehmen. Er hatte gar keine Luſt, wieder in die Nähe des Bären zu kommen; „denn jetzt, wo ſie mit dem Hirſche fertig ſind, theilen ſie am Ende dich mit Haut und Haar,“ dachte er. Aber der Hund ſagte, er dürfe gern die Haut behalten; der Bär wolle nur ein Wörtchen mit ihm reden.

Da mußte er ſchon mit zurückgehen. Der Bär

war ſehr freundlich und ſagte ihm, ſie hätten ſich alle Vier darüber verſtändigt, daß ſie ihm etwas ſchenken wollten, weil er ſo gut unter ihnen getheilt habe. Hinfort ſolle er die Macht haben, wann immer er es wünſche, ein Bär zu werden, eben ſo groß und ſtark und klug wie er ſelber ſei; ſobald er wolle, ſei er wieder Menſch. Und der Hund ſagte, er ſolle ſich in einen Hund verwandeln können, eben ſo ſchnell wie er ſelber, und mit eben ſo feiner Witterung begabt; und der Falke ſagte, er ſolle ſich in einen Falken verwandeln können mit eben ſo ſchönem Gefieder, eben ſo hurtigen Schwingen und eben ſo ſcharfen Augen, wie er ſelbſt habe; und zuletzt ſagte die Ameiſe, er ſolle ſich in eine Ameiſe verwandeln können, eben ſo klein und ſo hübſch und ſo geſcheit, wie ſie ſelber ſei.

Der Junge dankte ihnen vielmals für ihre Güte, und dann beeilte er ſich, den Heimweg anzutreten. Aber als er in die Nähe des Schuſterhauſes kam, dachte er, es ſei doch nur ein klägliches Vergnügen, dort wieder mit Ahle und Pechdraht zu hantiren. „Wer doch jetzt nur ein Falke wäre!“ dachte er, und in demſelben Augenblick war er es. Da breitete er die Flügel und ſchoß durch die Luft wie ein Pfeil, und er flog immerzu über Land und Waſſer; er wollte gleich recht weit, und ſo kam er ganz nach Spanien

hinunter. Dort kehrte er um und freute ſich über alles, was er ſah: über Berge und Flüſſe, Städte und Menſchen; alles war ſo neu und ſo herrlich.

So flog und flatterte er umher, bis er zu einem großen Schloſſe kam, viel größer und prächtiger als irgend eins von allen, die er geſehn hatte. Es war ſehr leicht zu ſehen, daß es ein Königsſchloß war. Aber das Seltſame daran war, daß alle Fenſter gegen Oſt und Weſt und Süd zugemauert waren, und nur durch die nördlichen Fenſter Licht und Luft in das prachtvolle Schloß kommen konnte. Draußen vor den Fenſtern war ein ſchöner großer Garten, wo die Sonne ſchien, die Blumen dufteten und die Vögel ſangen; und dorthin flog der Falke und ſetzte ſich in einen hohen Baum, draußen vor einem offenen Fenſter. Drinnen war große Geſellſchaft: dort ſaß die junge, ſchöne Prinzeſſin mit ihren Hofdamen; und ihr Vater, der König, war auch bei ihr. Die Königin war todt, und ſie war ihr einziges Kind, und der König liebte ſie über alles in der Welt. Und ihretwegen hatte er das ganze Schloß ſo umgebaut, daß nirgends Fenſter darin waren, als auf der Nordſeite. Denn es war ihr bei ihrer Geburt prophezeit worden: wenn die Sonne ſie beſchiene, ehe ſie dreißig Jahre alt wäre, ſo würde ſie von einem Kobold entführt werden, dem

ihre Mutter wohl Anwartſchaft auf ſie gegeben hatte, ehe ſie geboren ward. Die Prinzeſſin war jetzt fünfzehn Jahre alt, und ſie hatte während ihrer ganzen Lebenszeit innerhalb des Hauſes leben müſſen. Nur abends, wenn die Sonne untergegangen war, konnte ſie einen kleinen Spaziergang in dem ſchönen Garten machen; ſonſt mußte ſie immer drinnen ſein.

Ihr könnt euch denken, daß der Falke ſeine Augen gebrauchte. Nie hatte der arme Schuſterjunge ein ſo ſchönes Mädchen geſehen, mit Haaren ſo glänzend ſchwarz wie Rabenſchwingen, und einer Haut ſo blendend weiß wie das Gefieder des Falken, und einem Paar Augen ſo hell wie des Falken eigene. Die Königstochter war auch die erſte, welche den wilden Vogel draußen im Baume gewahr wurde. „Vater!“ ſagte ſie, „ſieh doch den ſchönen fremden Vogel, welcher da draußen ſitzt!“ Der König blickte hinaus. „Ja, das magſt du wohl ſagen,“ antwortete er; „das iſt ein ſeltener Vogel, welcher hoch oben im Norden zu Hauſe iſt; er hat ein königliches Weſen, und er iſt auch wie ein König unter den anderen Vögeln. Es lohnte ſich wohl, ihn zu beſitzen, wenn man ihn nur fangen könnte.“ Die Kammerfrau der Prinzeſſin war eine alte erfahrene Dame, und ſie ſagte, ſie wiſſe wohl, wie man ſolche wilde Vögel fange. Sie band eine Schnur

ans Fenſter und legte einen Fleiſchköder auf die Fenſterſchwelle, und dann gingen alle aus dem Zimmer hinaus, ausgenommen die Prinzeſſin. Sie wollte ſelbſt diejenige ſein, welche den Vogel finge, ſie verſteckte ſich daher drinnen, mit dem Ende der Schnur in der Hand, und wartete, bis der Falke kam und ſich auf die Fenſterſchwelle ſetzte; da zog ſie das Fenſter zu, und der Falke war gefangen. Er flog jedoch nicht des Fleiſchköders wegen auf die Fenſterſchwelle; aber als er die ſchöne Prinzeſſin nicht mehr ſah und das Zimmer ganz leer wurde, vermochte er nicht länger zu widerſtehen, ſondern mußte dorthin, um hinein zu gucken.

So wurde er gefangen, und als er ſah, wer ihn im Netze hatte, war er auch nicht ungehalten darüber, ſondern fand ſich ſehr zahm und geduldig darein, daß die Prinzeſſin ihn ergriff und ſtreichelte und liebkoſ'te und ihn in einen großen, vergoldeten Käfig that, als wäre er ein Papagei. Und dann rief ſie die anderen herein, und der König und alle Hofdamen konnten den ſchönen Vogel, den ſie bekommen hatten, nicht genug bewundern. Und die Prinzeſſin war ſo froh und ſtolz über ihren Fang, daß der Käfig nirgendwo anders als in ihrem Schlafzimmer ſtehen durfte.

Der Falke litt keine Noth: die Prinzeſſin fütterte

ihn mit Fleiſch und mit Brod und gab ihm viele zärtliche Namen; aber auf die Länge war es doch langweilig, auf einer Stange im Käfig zu ſitzen, und am Morgen früh, als es hell wurde, während die Prinzeſſin noch ſchlief, fiel es dem Falken ein, bei ſich ſelbſt zu ſagen: „Wäre ich doch jetzt eine Ameiſe!“ Und ſofort war er eine Ameiſe und konnte bequem aus dem Käfig herauslaufen. Aber als ſie nun auf die Diele kam, dachte die Ameiſe: „Wäre ich doch jetzt wieder ein Schuſterjunge!“ Und ſofort war ſie ein Schuſterjunge und ſtand auf zwei Beinen im Schlafzimmer der Prinzeſſin. In demſelben Augenblick erwachte die Prinzeſſin und kreiſchte laut auf und erfaßte den Glockenzug, der neben ihrem Bette hing, und klingelte drauf los, daß alle Kammerjungfern und Hofdamen zu ihr herein geſtürzt kamen. Mittlerweile war jedoch der Schuſterjunge im Nu wieder zur Ameiſe und die Ameiſe zum Falken geworden und ſaß ſchönſtens auf ſeiner Stange im Käfig. Als Damen und Jungfern nun zu ihr herein gerannt kamen und wiſſen wollten, was paſſirt ſei, und ſie ſagte, ſie habe eine Mannsperſon in ihrem Schlafzimmer erblickt, ſuchten ſie allenthalben nach, in Schränken und unter dem Bette. Aber keiner war da, und ſie waren alle überzeugt, daß keiner habe da ſein können, denn Manns-

perſonen können doch nicht durch geſchloſſene Thüren und Fenſter ſpazieren. Die Prinzeſſin mußte das alſo geträumt haben, oder ſie mußte krank ſein; und deshalb erhielt ſie Tropfen und Pulver und mußte den ganzen Tag über im Bette bleiben, und in der folgenden Nacht wurde bei ihr gewacht.

Sie ſchlief in dieſer Nacht ganz ruhig, und am Morgen ſtand ſie auf und beeilte ſich, ihren Falken zu füttern. Sie ſetzte ihn auf ihre Hand und ſtreichelte ſein weißes Gefieder, und ſie küßte und koſ'te ihn und nannte ihn ihren herzliebſten Freund und ſagte, es ſei eine Schande, daß ſie ihn einen ganzen Tag lang vernachläſſigt habe. Da ſprach der Falke und ſagte: „Du mußt nicht bange vor mir ſein, Prinzeſſin!“ — „Kannſt du auch ſprechen?“ rief ſie aus. Ja, er könne mehr als das, ſagte der Falke, und wenn ſie verſprechen wolle, ihn nicht zu verrathen, dann ſolle ſie erfahren, was das ſei. Sie verſprach es ſogleich, und da ſagte ihr der Falke, er könne ſich, wann er wolle, in eine Ameiſe, und in einen Hund, und in einen Bären, und auch in einen Menſchen verwandeln, und er ſei es, über den ſie geſtern Morgen ſo erſchrocken wäre. Die Prinzeſſin war neugierig, ihn in all ſeinen Geſtalten zu ſehen. Ueber die Ameiſe lachte ſie, über den Hund freute ſie ſich, vor dem Bären fürchtete ſie

ſich, aber als ſie ihn in ſeiner eigenen menſchlichen Geſtalt ſah, da fürchtete ſie ſich nicht mehr, ſondern er gefiel ihr ſo am allerbeſten; denn gleich und gleich geſellt ſich gern, und obſchon ſie eine Königstochter und er nur ein Schuſterjunge war, ſo war er doch ein ſehr hübſcher junger Menſch, und ſie war doch auch nicht mehr als ein Menſchenkind.

Von dieſer Zeit an brauchte er nicht mehr im verſchloſſenen Käfig zu ſitzen und durfte ſie überall in ſeiner Falkenhülle begleiten. Er ſaß auf ihrer Schulter und aß aus ihrer Hand, wenn ſie bei Tiſche ſaßen; und ſie trug ihn auf ihrer Hand, wenn ſie abends mit ihren Damen im Schloßgarten ſpazieren ging. Aber wenn ſie allein in ihrem Zimmer war, nahm er ſeine menſchliche Geſtalt an, und ſie hatten viel mit einander zu reden, und jedes von ihnen liebte das andere mehr als ſich ſelbſt. Sie waren einig darüber, daß ſie Mann und Frau werden wollten; aber die Prinzeſſin wußte recht wohl, daß ihr Vater ſie nie in aller Ewigkeit mit einem Schuſterjungen verheiraten würde, ſo wenig wie mit einem Bären, einem Hunde, einem Falken oder einer Ameiſe. Daher erſann ſie ein Mittel. Sie gab ihm einen Beutel voll Goldgeld und ſagte, jetzt möge er fortfliegen, Menſchengeſtalt annehmen, ſich königliche Gewänder und prächtige Roſſe

kaufen, Knappen und Pagen in ſeinen Dienſt nehmen und dann in fürſtlichem Aufzuge herkommen und um ſie anhalten.

Eines Tages war dann der Falke verſchwunden, und niemand außer der Prinzeſſin wußte wohin er geflogen ſei. Sie that, als wäre ſie ganz untröſtlich über den Verluſt ihres herrlichen Falken, und der König war wirklich verdrießlich, daß man den ſeltenen fremden Vogel verloren habe. Aber dabei war ja nichts zu machen: der König hatte ſich alſo den Falken aus dem Sinne geſchlagen, und die Prinzeſſin hatte ihre Trauer verwunden, als einen Monat darauf ein prächtiger Aufzug in den Hof des Königsſchloſſes geritten kam. Es war der Sohn des Königs von Engelland, hieß es, Prinz Falk, der mit ſeinem Gefolge von Rittern und Knappen und vierundzwanzig aufgezäumten, von Gold und Silber blitzenden Roſſen herankam. Und ſie wurden gaſtfrei im Schloſſe des ſpaniſchen Königs aufgenommen, und der fremde Königsſohn brachte ſein Anliegen vor und hielt um die Tochter des Königs an. Der König antwortete, er wolle ſeiner Tochter die Entſcheidung überlaſſen, er wolle ihr keinen Mann aufzwingen. Aber er ſtelle die Bedingung, daß der, den ſie zu ihrem Gatten wähle, ihren Aufenthalt theilen und in dem Schloſſe

mit den Fenstern gen Norden wohnen müsse, und sie nicht aus ihrer Heimat fortführen dürfe, ehe sie dreißig Jahre alt sei, und jetzt zähle sie erst fünfzehn. Denn wenn die Sonne sie vor dieser Zeit bescheine, so gehöre sie den Kobolden, und der König habe ihrer Mutter gelobt, bis dahin über sie zu wachen. Darauf ging der fremde Prinz ein, und es wurde zu der Prinzessin geschickt, sie möge kommen und den Bewerber in Augenschein nehmen und sich innerhalb dreier Tage entscheiden. Sie wartete denn auch bis zum dritten Tage, ehe sie erklärte: wenn ihr Vater es wünsche, so wolle sie den englischen Prinzen heiraten, der ja kein anderer als ihr lieber Falke war. Die Sache ward also abgemacht, und es wurde erst Verlobung und dann Hochzeit gefeiert, und das dauerte viele Tage mit allerlei Festen und Lustbarkeiten.

Eines Tages war die ganze Gesellschaft zu einem andern königlichen Schlosse hingefahren, wo ein Turnier und ein Thiergefecht abgehalten wurden; aber das Brautpaar war zu Hause geblieben: die Braut durfte ja der Prophezeiung halber niemals ins Freie hinaus. Es war ein trüber Tag, und das Wetter sah mehr nach Regen als nach Sonnenschein aus; da sagte Prinz Falk, es könne gewiß keine Gefahr dabei sein, wenn man hinführe und sich die Herrlichkeit an-

ſähe. Und die Prinzeſſin wollte natürlich gern etwas mehr ſehen, als ſie von ihren Fenſtern gen Nord erblicken konnte; ſie fuhren alſo von dannen und kamen zu der übrigen Geſellſchaft. Aber kaum waren ſie dort angelangt und hatten unter offenem Himmel Platz genommen, um dem Turnier zuzuſehen, da brach die Sonne einen Augenblick hervor, und ein Strahl fiel auf die Prinzeſſin an der Seite ihres Bräutigams. Im ſelben Augenblick fühlte er, daß ſie von ihm weggeriſſen ward, und er konnte ſie nirgends erblicken. „Wäreſt du jetzt ein Hund!“ dachte er, und ſofort war er es, und er rannte fort: jetzt konnte er ja ihre Spur wittern. — Es entſtand jetzt ein Jammer ohne gleichen, eben ſo viel Trauer, wie vorhin Freude geherrſcht hatte: die Prinzeſſin war verſchwunden, und der Prinz dazu. Die Hochzeitsgäſte zerſtreuten ſich, jeder nach ſeiner Wohnung, und der König zog heim nach ſeinem Palaſte und ſchloß ſich dort ein. Nun war das Unglück geſchehen, dem er ſo viele Jahre hindurch ſorgfältig vorzubeugen geſucht hatte.

Mittlerweile verfolgte der Hund die Spur, und die führte ihn weit, weit in die wilde Wüſte hinaus. Endlich verlor ſie ſich an einem Berge. Der Hund ſprang zur Rechten und Linken, er ſprang hinauf und hinab; die Spur führte nicht weiter. In dieſen Berg

mußte die Prinzeſſin entrückt ſein. Aber es war weder Thor noch Thür zu finden. Da ſchuf der Hund ſich zu einer Ameiſe um und begann nach einem Eingange in den Berg zu ſuchen. Stunden und Tage vergingen, die Ameiſe lief auf und nieder, herein und hinaus an allen Schluchten und Löchern und Spalten, die ſich an der Stelle des Berges befanden, wo der Hund die Spur verloren hatte. Da kam ſie endlich in eine Spalte, der ſie tiefer und tiefer in den Berg hinein folgte, bis ſich dieſelbe zu einer großen Höhle erweiterte, die wie ein Vorhof zu einem ganzen Schloſſe war, das ſich drinnen im Berge befand. Und die Ameiſe lief immer weiter, durch lange Gänge und viele Treppen hinan, durch den einen Saal nach dem andern, bis ſie in ein Bergzimmer kam, wo eine brennende Lampe hing, und dort ſaß die Prinzeſſin mit verweinten Augen, und ſie war nicht allein, ſondern der garſtige Kobold war auch da: er lag und reckte ſich und hatte ſein ſcheußliches Koboldhaupt auf ihren Schooß gelegt; ſie mußte ſitzen und ſein widriges Koboldhaar kämmen, während er lag und ſchlief.

Die Ameiſe lief in das Zimmer hinein und an der Prinzeſſin hinauf, bis ſie dicht an ihr Ohr kam. Dann flüſterte ſie ihr zu: „Da bin ich, dein herzliebſter Freund.“ Sie zuckte zuſammen; aber ſie erkannte doch

ſeine Stimme, und ſie hatte ja geſehen, daß ihr Falk auch eine Ameiſe ſein könne. Dann flüſterte er ihr zu: „Alles kann noch gut werden. Frage jetzt den Kobold, wie lange du hier bleiben ſollſt!“ Da ließ ſie die Hände ſinken und hörte auf, das Haar des Kobolds zu kämmen. Er erwachte und frug: „Weshalb hältſt du inne?“ — „Ach, ich dachte nach,“ ſagte ſie. „So, was dachteſt du denn?“ frug der Kobold. „Ich dachte, ob ich all meine Tage hier bleiben ſoll,“ ſagte die Prinzeſſin. „Ja, gewiß,“ ſagte der Kobold, „ich gebe dich nicht frei, ſo lange ich lebe. Beſorge du nur dein Geſchäft!“ Da ließ ſie den Kamm wieder durch das garſtige Koboldhaar gleiten, und der Kobold ſchlief behaglich ein. Da flüſterte die Ameiſe wieder: „Frag weiter!“ Sie ließ abermals die Hände ſinken, und der Kobold erwachte und ſprach: „Fahre fort! Verfällſt du ſchon wieder in Gedanken?“ — „Ja,“ ſagte die Prinzeſſin, „ich dachte, wie lange dein Leben wohl währen kann.“ — „So, thateſt du das?“ ſagte der Kobold, und dann grinſte er; „mein Leben währt länger als dein Leben, und mein Leben kann niemand rauben, denn es iſt in meinem Herzen; und das habe ich nicht bei mir, das iſt in beſſerem Gewahrſam. Beſorge du nur dein Geſchäft, und laß die dummen Gedanken fahren!“ Da mußte ſie wieder den Kamm

in Bewegung ſetzen, und der Kobold ſchlief ein. Aber die Ameiſe flüſterte von neuem: „Frag weiter!“ Da ließ die Prinzeſſin abermals die Hände im Schoße ruhn, und der Kobold erwachte, und jetzt war er verdrießlich über all die Störung in ſeinem ſüßen Schlaf. „Hole der Teufel die Gedanken!“ ſagte er; „ſind die es jetzt wieder, die dich ſtören?“ — „Du gibſt mir ja ſelber ſo viel zu denken,“ ſagte die Prinzeſſin; „du ſagſt, du hätteſt ein Herz, aber du hätteſt es nicht bei dir. Das kann ich nicht verſtehen. Wo iſt es denn?“ — „Es nützt nichts, wenn du es weißt,“ ſagte der Kobold, „aber es ſchadet auch nichts; daher magſt du es gern erfahren. Weit fern von hier, in einem Lande, das Polen heißt, iſt ein großer See, und in dem See iſt ein Drache, und in dem Drachen iſt ein Haſe, und in dem Haſen iſt eine Ente, und in der Ente iſt ein Ei, und in dem Ei iſt mein Herz. Es iſt gut verwahrt, magſt du glauben; niemand verfällt darauf. Und jetzt hab' ich dir etwas zu denken gegeben. Aber wenn du jetzt nicht dein Geſchäft beſorgſt, ſo drehe ich dir den Hals um. Verſtanden?“ Da beeilte ſich die Prinzeſſin, den Kamm in Gang zu ſetzen, und der Kobold ſchlief ein und ſchnarchte bald, daß der Berg erbebte.

Da flüſterte die Ameiſe der Prinzeſſin zu, ſie ſolle

nur guten Muthes ſein: ſie werde bald von all ihrer Knechtſchaft erlöſt werden. Und dann lief ſie, ſo ſchnell ſie konnte, aus dem Zimmer und aus dem Berge hinaus und wurde ein Falk in der Luft und flog den weiten Weg nach Polen. Dort ließ ſich der Falk am Ufer eines großen Sees nieder und wurde wieder ein Menſch. Es war gegen Abend, als Prinz Falk dort anlangte, und er ſchaute ſich nach allen Seiten um, aber von dem Drachen war nichts zu erblicken. Ein kleines einzelnſtehendes Haus lag dort; er ging in dasſelbe hinein und bat, ob er die Nacht dort bleiben dürfe. Nein, ſie ſeien nur arme Leute, ſagten ſie, und hätten kein Wohngelaß, um ſo feine Herren, wie ihn, aufzunehmen. Sie könnten ihn doch gern auf einem Stuhl ſitzen laſſen, meinte er, und das erlaubten ſie ihm denn auch.

Am nächſten Morgen war er früh auf den Beinen und ging ſogleich vor die Thür des Hauſes; da ſah er zwölf fette Schweine in einem Koben ſtehen. „Nun, ihr ſeid doch wohl nicht ſo arm, wie ihr euch ausgebt,“ ſagte er, als er wieder herein kam; „ich ſehe, ihr habt zwölf gute Schweine im Stalle.“ — „Gott ſei uns gnädig,“ ſagte der Mann, „ſo gut iſt's nicht um uns beſtellt, daß die Schweine uns gehören; nein, die ſoll der Drache zum Frühſtück haben. Denn

draußen im See wohnt ein Drache, der das ganze Land verheeren will, wenn ihm der König nicht jeden Tag zwölf fette Schweine giebt. Sie werden immer nachts hieher gebracht, und ich bin angestellt, um sie morgens zum Ufer hinab zu treiben. Aber jetzt sind bald keine Schweine mehr im Lande; und wenn sie verzehrt sind, wird es wohl schlimm über uns alle hergehen." — „So will ich dich begleiten," sagte der Prinz. „Ach nein," sagte der Mann, „das geht nimmermehr an. Sieht er einen Fremden bei mir, so zerreißt er uns alle beide." Aber es half nichts, was der Mann auch sagen mochte; der Prinz wollte mit, und er ging mit, als der Mann die Schweine zum Seeufer trieb. Sie waren nicht weit gegangen, als sie es im Walde rasseln und prasseln hörten; es war der Drache, der ans Land gepoltert kam, um sein Frühstück in Empfang zu nehmen. „Wäre ich jetzt ein Bär!" dachte der Prinz, und sofort war er es. Da brüllte der Drache: „Her mit meinen Schweinen!" Aber der Bär sagte: „Du mußt mich an ihrer Statt nehmen." Und damit fuhr er los auf den Drachen, und sie kratzten und bissen sich lange Zeit mit Krallen und Zähnen, ohne daß einer von ihnen den andern überwältigen konnte. „Hätte ich jetzt die zwölf Speckseiten im Leibe gehabt," sagte der Drache, „so hätte ich dir schon den

Garaus gemacht." „Ja, hätte ich einen Biſſen Brod und einen Schluck Wein gehabt, ſo würde es mit dir aus geweſen ſein," ſagte der Bär. Jetzt waren ſie beide ſo müde, daß ſie nicht mehr kämpfen konnten. Da wälzte der Drache ſich in den See und verſchwand. Aber der Bär ward wieder Menſch und ſagte zu dem Manne: „Die Schweine kannſt du wieder in den Koben ſperren; der Drache will heute kein Frühſtück."

Aber er ſelbſt wollte etwas zu eſſen haben; und er ging in die Königsſtadt, die nicht weit entfernt lag, und pflegte ſich gut den Tag über mit Speiſe und Trank, und er hielt ſeinen guten Schlaf, ehe er am nächſten Morgen zu dem kleinen Hauſe am Seeufer hinausfuhr. Er kam dort früh genug an, gerade als der Mann vierundzwanzig Schweine zum See trieb; denn der Drache hatte ja noch zwölf von geſtern her zu gute. Sie hörten es abermals raſſeln und praſſeln, als der Drache ans Land kam; aber er war nicht ganz ſo übermüthig wie geſtern, als er ſchrie: „Her mit meinen Schweinen!" Der Prinz war jetzt wieder Bär und gab dieſelbe Antwort: „Du mußt mich an ihrer Statt nehmen." Und ſie fuhren auf einander los und zerrten und balgten ſich, daß die Erde unter ihnen bebte. Endlich ſagte der Drache: „Hätte ich jetzt die vierundzwanzig Speckſeiten im Leibe gehabt, ſo hätte

ich dir ſchon den Garaus gemacht.“ Und der Bär antwortete: „Ja, hätte ich nur einen Biſſen Brod und einen Schluck Wein gehabt, ſo würde es mit dir aus geweſen ſein.“ Dann wälzte der Drache ſich in den See, und der Bär ward wieder Menſch und fuhr nach ſeiner Herberge zurück.

Der Häusler ſperrte die vierundzwanzig Schweine in den Koben, und dann ging er eilends zur Stadt hinein und zum Könige hinauf und erzählte ihm, der Drache habe weder geſtern noch heute ſeine Schweine erhalten; denn ein fürchterlich großer Bärenmenſch ſei gekommen und habe mit dem Drachen gekämpft, bis keiner von ihnen mehr konnte. Und er erzählte auch, was der Drache, und was der Bär geſagt hätten, ehe ſie ſich trennten. Das hörte der Sohn des Königs; er war nur noch ein Knabe, aber ein großer Wagehals. Es ſei doch eine Schande, ſagte er, daß niemand dem Bären zu dem Brod und Wein verholfen habe, deren er bedurft hätte. Mehr ſagte er nicht; aber er wußte wohl, was er thun wollte.

Am nächſten Morgen trieb der Häusler ſechsunddreißig Schweine zum Ufer hinab. Der König hatte ſelbſt geſagt, es ginge nicht anders: der Drache müßte haben, was ihm zukäme, ſo lange ſie es herbeiſchaffen

könnten. Denn dieſer König war eben kein Held. — Als die Schweine zum Ufer hinab kamen, ſtieg der Drache ans Land und ſchnappte eins derſelben weg, ehe der Bär ſich blicken ließ. Aber dann bekam er andere Beſchäftigung, und die beiden biſſen und kratzten ſich und zerrten und balgten ſich, daß es grauslich anzuſehen war. Aber keiner von ihnen vermochte noch den andern zu überwältigen. „Hätte ich nur die fünfunddreißig Speckſeiten im Leibe gehabt," ſagte der Drache, „ſo hätte ich dir ſchon den Garaus gemacht." — „Ja, hätte ich nur einen Biſſen Brod und einen Schluck Wein gehabt, ſo wäre es mit dir aus geweſen," antwortete der Bär. Und in demſelben Augenblick ward ihm ein großes Waizenbrod in den Rachen geworfen, und eine ganze Kanne Wein hinterdrein; es war der kleine Wagehals von Königsſohn, der ſich dort hinausgeſchlichen hatte und jetzt ſeine Gelegenheit wahrnahm und dem Bären gab, was er bedurfte. Und ſobald er dieſe Herzſtärkung empfangen hatte, ſchoß er wieder auf den Drachen los und zerriß und zerſpliß ihn. Da ſprang ein lebendiger Haſe aus dem todten Drachen hinaus und ſchoß von dannen nach dem Walde zu. Aber in demſelben Augenblick ward der Bär zum Hunde, holte den Haſen ein und biß ihn todt. „Rapp, rapp!" ſagte es, da flog eine Ente aus

dem todten Hasen empor. Allein eben so schnell war ein Falke statt des Hundes zur Stelle und setzte der Ente nach und zerzauste sie mit Schnabel und Krallen. Da ließ die Ente ein Ei zur Erde fallen. Aber der Falke gebrauchte seine Augen und sah zu, wohin es fiel. Und bald stand der Prinz in seiner eigenen Gestalt da und hielt das Ei in der Hand. Es war von hoch oben herab gerade auf einen Stein gefallen; aber es war dennoch heil und unverletzt geblieben, ohne den leisesten Riß.

„Es ist hart," sagte der Prinz; „aber ich weiß doch, was noch härter ist." Dann verwandelte er sich wieder in einen Falken und flog den langen Weg zum Koboldsberge zurück. Dort wurde der Falk zur Ameise und lief durch die Spalte in den Berg hinein. Und als dieselbe dort in die breite Höhle kam, ward die Ameise zum Manne, und der hielt das Ei in der Hand. Und er eilte durch die langen Gänge und sprang die vielen Treppen hinan und stürmte durch die großen Säle, bis er in das Bergzimmer kam, wo die Lampe brannte, und wo die Prinzessin mit dem Koboldshaupte in ihrem Schoße saß. Sie hörte ihn kommen, sie ließ den Kamm fallen und schlug die Hände zusammen. Jetzt galt es Leben oder Tod für ihn und für sie. Der Kobold fuhr aus dem Schlum-

mer empor und griff nach ſeiner eiſernen Stange; aber im ſelben Augenblick ſtand Prinz Falk in der Thür und ſchleuderte ihm das Ei gerade an die Stirn, ſo daß es zerbrach und über ſeine ſcheußliche Fratze hinablief. Und ſofort fiel der Kobold hintenüber und ſchlug mit dem Kopf auf die Steindiele, und war ſtarr und todt wie ein Hering.

In demſelben Augenblick, da der Kobold todt war, zerbarſt der Berg von oben bis unten, und der Prinz und die Prinzeſſin ſtanden auf einem Dachſöller des prächtigſten Schloſſes, das man ſehen konnte. Alle Säle waren voll Gold und Silber und koſtbarer Steine, und die Gegend um das Schloß war jetzt keine Wüſte mehr, ſondern Luſthaine und Gärten mit Bäumen und Blumen. Jetzt war der ganze Bann gehoben, und alles ward wieder, wie es geweſen war, ehe der Kobold es verzaubert hatte. Das junge Paar machte ſich alsbald auf die Reiſe zu dem Vater der Prinzeſſin. Ein Jubel über alle Beſchreibung entſtand bei ihrer Ankunft. Alle Hochzeitsgäſte wurden wieder geladen, und ſie hielten von neuem Hochzeit, und der König ſchenkte dem Prinzen das halbe Reich als Mitgift. Das junge Paar wohnte auf dem Schloſſe, das der Kobold beſeſſen hatte; und der König ließ in ſeinem Schloſſe jetzt Fenſter gen Oſt und Weſt und Süd, ſo

gut wie gen Nord, einſetzen. Er lebte lange genug, um noch Freude an ſeinen Enkeln zu haben, und als er ſtarb, wurde der Schuſterjunge König von Spanien.

Der Salbyer Rabe.

Es war einmal eine Frau, die einen einzigen Sohn hatte, der so faul war, daß er sich nicht einmal jucken mochte, und seine Mutter alles für ihn besorgen mußte. Eines Tages saß er und sah aus dem Fenster, da gewahrte er einen großen Raben, der auf einem Apfelbaume saß und die Aepfel anpickte. Das ärgerte den Jungen, und er machte sich daher die Mühe, eine Büchse von der Wand zu nehmen und auf den Raben zu schießen. Er schien ihn getroffen zu haben, denn der Rabe fiel in demselben Augenblick ein wenig tiefer am Baume hinab. Der Junge schoß daher nochmals, und der Rabe fiel wieder etwas tiefer hinab. Er schoß zum dritten Mal, da fiel der Rabe ganz zur Erde und blieb dort wie todt liegen.

Jetzt ging der Junge in den Garten hinaus und zum Raben hin; allein er mochte sich nicht zu ihm herunterbücken, daher ließ er sich platt auf ihn niederfallen.

Aber in demſelben Augenblick fuhr der Rabe in die Höhe, entfaltete ſeine breiten Schwingen und flog mit dem Jungen hoch in die Luft empor. Dem Jungen blieb nichts anders übrig, als ſich feſt um deſſen Hals zu klammern, während derſelbe ſeinen Flug fortſetzte; und er flog weit über das wilde Meer hinaus. Plötzlich ſenkte ſich der Rabe hinab, ſo daß der Junge bis an den Leib ins Waſſer getaucht wurde. „Ach nein!“ ſchrie der Junge, „ich glaubte, ich wäre dort geblieben.“ — „Ja, das glaubte ich auch, als du zum erſten Mal auf mich ſchoſſeſt,“ ſagte der Rabe. Und dann ſchwang er ſich wieder hoch zu den Wolken empor und flog weit, weit über das wilde Meer hinaus. Dann ſenkte er ſich plötzlich wieder hinab, ſo daß der Junge bis an das Kinn eingetaucht wurde. „Ach nein!“ ſchrie der Junge, „jetzt glaubte ich wirklich, ich wäre dort geblieben.“ — „Ja, das glaubte ich auch, als du zum zweiten Mal auf mich ſchoſſeſt,“ ſagte der Rabe. Dann ſchwebte er wieder empor und flog noch weiter über das Meer hinaus, bis er ſich plötzlich in dasſelbe hinabfallen ließ, ſo daß die Wellen über dem Kopfe des Jungen zuſammenſchlugen. „Ach nein,“ ſchrie er, „jetzt glaubte ich doch wahrhaftig, ich wäre dort geblieben.“ — „Das glaubte ich auch,“ ſagte der Rabe, „als du zum dritten Mal auf mich ſchoſſeſt.“ Dann ſchwang er ſich wieder hoch

in die Luft und flog immer weiter, zuerst übers Meer und dann über Land, bis er zu einem einzelnliegenden Bauernhofe kam. Dort senkte er sich hinab und setzte den Jungen auf dem Felde hin und sagte, er möge in den Hof hineingehen und vom Salbyer Raben grüßen, man solle ihm eine Schüssel voll Grütze mit zwölf Butterlöchern geben. Wenn er das erhielte, sollte er zwölf Löffel voll Grütze davon essen und jeden in ein Butterloch tauchen. Für jeden Löffelvoll, den er äße, erhielte er die Stärke eines Knechtes. Wenn man ihn auf dem Hofe nach Neuigkeiten frage, solle er stillschweigen und thun, als ob er nichts wisse. Wenn er die Grütze bekommen habe, solle er hinausgehen und sich nach dem Salbyer Raben umsehen; sähe er dann denselben nicht, so werde er wohl einen kleinen weißen Lappen an einem rothen Faden in der Luft schweben sehn. Wenn er dem nur folge, werde er schon den Raben finden.

Der Junge machte es, wie der Rabe ihm gesagt hatte, er ging in den Hof und grüßte vom Salbyer Raben, man solle ihm eine Schüssel Grütze mit zwölf Butterlöchern geben; die erhielt er, und mit den zwölf Löffelnvoll erhielt er die Stärke von zwölf Knechten. Die Leute auf dem Hofe wollten ihn ausfragen, aber er schwieg still und ging hinaus, um nach dem Raben

zu ſehen, aber er konnte keinen Raben erblicken. Da ſah er einen weißen Lappen an einem rothen Faden oben in der Luft flattern, und als er demſelben folgte, kam er endlich zu dem Raben, der ihn wieder auf ſeinen Rücken nahm und weit weg mit ihm flog, bis ſie in die Nähe eines Edelhofs kamen. Dort ſetzte der Rabe ihn nieder und ſchickte ihn mit demſelben Gruße vom Salbyer Raben dort hinein. Er erhielt wieder eine Schüſſel Grütze mit zwölf Butterlöchern und gewann die Stärke weiterer zwölf Männer; er ſchwieg zu den Fragen der Leute ſtill und fand wieder den Raben, indem er dem weißen Lappen an dem rothen Faden folgte. Der Rabe flog dann weiter mit ihm zu einem großen Schloſſe, wo er auch hinein ging und auf den Namen des Salbyer Raben Grütze mit zwölf Butterlöchern erhielt; und er hatte jetzt die Stärke von ſechsunddreißig Männern. Als er von dort herauskam, vermochte er keinen Raben zu erblicken, ſondern nur den weißen Lappen an dem rothen Faden, und dem folgte er, aber der Weg ging einen ſehr ſteilen Hügel hinan, und als der Junge auf dem Gipfel anlangte und den Lappen und den Faden noch in weiter Ferne ſah, war er zu faul, um den Hügel hinunter zu gehn, und legte ſich daher nieder und ließ ſich denſelben hinabrollen. Aber er ſtieß ſich an Stümpfen und Steinen,

ſo daß er jämmerlich zerſchlagen ward, ehe er am Fuße des Hügels ankam. Dort lag er nun und rief laut zum Salbyer Raben um Hilfe in ſeiner Noth. Der Rabe kam denn auch herangeſauſt und nahm ihn auf, allein erſt ſchlug er ihn tüchtig mit ſeinen ſtarken Flügeln, weil er ſich ſeiner alten Faulheit überlaſſen hatte.

Der Rabe flog jetzt mit dem Jungen auf ſeinem Rücken weit über Land und Meer, bis ſie ein großes Königsſchloß erblickten. Dort ſetzte er ihn nieder und ſagte zu ihm: „In dies Schloß mußt du hineingehen und dich als Küchenjunge verdingen. Gieb jetzt acht, daß du der Heerſtraße dorthin folgſt. Und kommſt du jemals in eine Gefahr, aus der du dich ſelber nicht erretten kannſt, ſo rufe mich nur mit den Worten: „Salbyer Rabe! hilf mir jetzt, denn jetzt bin ich in Noth!“ Als der Rabe dies geſagt hatte, erhob er ſich auf ſeinen breiten Schwingen und ſchwebte ſo hoch empor, daß er dem Jungen bald außer Sicht kam. Als der ſtarke Burſch jetzt allein war, dachte er: „Allerdings hat der Salbyer Rabe geſagt, ich ſolle der Heerſtraße zum Schloſſe folgen; aber ich ſehe ja, daß ſie viele Windungen macht und wohl ihre drei Meilen lang iſt; gehe ich dagegen gerade hinüber, ſo iſt es nur eine Viertelmeile bis dahin. Ich müßte alſo doch

toll sein, wenn ich nicht den nächsten Weg einschlüge.“ Damit schritt er geradeaus; aber dieser Richtweg war ein Irrweg, denn bald saß er in einem grundlosen Moraste zwischen spitzen Dornen fest, so daß er weder vorwärts noch zurück konnte. Da rief er: „Salbyer Rabe! hilf mir jetzt, denn jetzt bin ich in Noth!“ Da kam der Rabe angesaust und ergriff ihn mit seinen Krallen und zauste ihn tüchtig zwischen den Dornen herum, und sagte, das gebühre ihm für seinen Fürwitz. Dann brachte er ihn auf dieselbe Stelle wie vorhin und schwang sich in die Lüfte. Jetzt war der Bursch durch Schaden klug geworden, und er folgte der Heerstraße, bis er zum Schlosse kam. Dort ging er in die Küche hinein und bat, man möge ihm einen Dienst als Küchenjunge geben. Er wurde auch angenommen, und dort trug er Wasser und Feuerung herbei, daß es flecken konnte; Kräfte genug hatte er ja.

Im übrigen stand es schlimm dort auf dem Schlosse, denn der König hatte einmal in Wassersnoth seine Tochter dem Meermanne versprochen, und kurz nachdem der junge Bursche dort in Dienst getreten war, ließ jener Meermann sagen, jetzt wolle er die Königstochter haben, und am nächsten Tage solle sie an den Strand zu ihm kommen, sonst werde er das ganze Reich verheeren. Das gab eine Trauer und einen Jammer

ohne Gleichen. Der König bot seine Tochter und das halbe Reich dem, welcher ihn davon befreien könnte, dem Meermanne sein Wort zu halten. Nun war ein vornehmer Herr dort auf dem Schlosse, welcher Ritter Roth hieß. Er versprach hoch und theuer, mit dem Meermanne zu kämpfen und die Prinzessin zu retten. Am nächsten Morgen begleitete Ritter Roth auch die Prinzessin an den Strand; aber sobald er eine hohe Woge sich von weit draußen her ans Land wälzen sah, dachte er, es sei der Meermann, und da lief er in den Wald hinein und kletterte auf einen Baum und überließ die Prinzessin sich selber.

Der Küchenjunge hatte sich mittlerweile an demselben Morgen aus der Küche und an den Strand hinab geschlichen. Er sah dieselbe hohe Woge sich heran wälzen, vor welcher Ritter Roth das Hasenpanier ergriff. Aber er blieb da und sah genauer zu, und er sah die Woge sich brechen und ans Land schäumen, aber es war kein Meermann darin: sie benetzte nur die Füße der Prinzessin und flutete dann zurück. Kurz darauf kam eine zweite Woge, größer als die erste; die benetzte die Prinzessin bis zum Gürtel, aber sie barg auch keinen Meermann. Sobald sie verronnen war, kam eine Woge, so hoch wie ein Haus, aus der Tiefe herangerollt, und die schlug über dem Haupte

der Prinzessin zusammen, und in dieser Woge war der Meermann. Aber gerade als er sie ergreifen wollte, schoß der Küchenjunge herbei und packte ihn, und die beiden rangen jetzt mit einander am Meeressaume, so daß der Sand bergehoch um sie her lag. Freilich bedurfte der Bursch der Stärke aller sechsunddreißig Männer zu dem Kampfe; aber das Ende war doch, daß er den Sieg errang und dem Meermanne den Garaus machte, so daß die Welle seine Leiche ins Meer trug.

Nach diesem Kampfe war der Bursch so müde, daß er am Strande niedersank und in einen tiefen Schlaf fiel. Da ging die Prinzessin zu ihm hin und flocht einen goldenen Ring in sein Haar und eilte dann dem Schlosse zu, um ihrem Vater die gute Botschaft zu bringen. Aber als sie in den Wald kam, kletterte Ritter Roth eiligst vom Baume herab und bedrohte ihr Leben, wenn sie nicht seine Aussage bestätigen wolle, daß er und kein anderer sie vor dem Meermanne gerettet habe. Sie gingen also mit einander zum Schlosse, wo Ritter Roth lang und breit von seiner Tapferkeit erzählte, wie er dem Meermanne den Garaus gemacht und die Tochter des Königs gerettet habe. Da ward große Freude und Lust, und Ritter Roth sollte jetzt in acht Tagen mit der Prin-

zeſſin Hochzeit feiern und dann das halbe Reich als Mitgift erhalten.

Der Hochzeitstag erſchien, und die Gäſte ſtellten ſich ein, und es war eine Pracht, deren Gleichen man noch nie im Königsſchloſſe geſehen hatte. Allein an der Hochzeitstafel ergriff die Prinzeſſin plötzlich das Wort und ſagte: wer ſie gerettet und dem Meermanne den Garaus gemacht habe, das wiſſe ſie nicht; aber das wiſſe ſie, daß ſie ihren goldenen Ring in ſein Haar geflochten habe, als er, ermüdet von dem ſchweren Kampfe, am Meeresſtrande in Schlaf gefallen ſei; daher wolle ſie keinen andern zum Manne haben, als den, welcher den Ring hätte. Jetzt ſtand es ſchlecht um Ritter Roth; denn er hatte ihren goldenen Ring nicht; und der König ließ daher den Befehl durchs Land ergehen, daß alle Männer in ſeinem ganzen Reiche aufs Schloß kommen und in Augenſchein genommen werden ſollten, ob der goldene Ring der Prinzeſſin ihnen ins Haar geflochten ſei. Sie wurden alſo alle in Augenſchein genommen, ſo viel ihrer im Reiche waren; aber kein goldener Ring war zu finden.

Da begann der König zornig zu werden und zu ſagen, den goldenen Ring wolle die Prinzeſſin ihnen wohl aufbinden; aber ſie fuhr fort zu behaupten, es müſſe noch jemand daſein, der nicht in Augenſchein

genommen worden ſei; und da fiel ihnen ein, daß draußen in der Küche des Königs ein großer Küchenjunge ſei, den man noch nicht beſichtigt habe, und der König ſandte daher zwei ſeiner ſtärkſten Diener ab, um ihn zu holen, er möge wollen oder nicht. Sie kamen zu dem Burſchen und ſagten, er ſolle gleich zum König herein kommen, der wolle mit ihm reden. Aber der Burſch ſagte, er habe nichts mit dem König zu reden. Wenn der König etwas von ihm wolle, ſo könne er zu ihm kommen. Die Diener packten ihn daher und wollten ihn mit Gewalt hineinführen; aber da kamen ſie an den Unrechten, denn er warf ſie wie ein Paar Waſchlappen zur Erde; und ſobald ſie ſich wieder auf die Beine machen konnten, liefen ſie zum Könige hinein und ſagten, der Burſch wolle nicht kommen, und ſie könnten ſeiner nicht Herr werden. Da ſchickte der König zehn ſeiner beſten Mannen nach ihm aus; aber es erging den zehn wie den zweien; und nicht beſſer ging es, als der König ſeine vierundzwanzig ſtärkſten Hünen abſandte: der Burſch ſagte auch da noch, er habe nichts mit dem Könige zu reden; wolle der König etwas von ihm, ſo könne er zu ihm kommen. Und als ſie Gewalt brauchen wollten, nahm er ſie und ſchlug ſie je zwei und zwei zuſammen und warf ſie köpflings zur Thür hinaus.

Jetzt mußte der König also seinen eigenen Diener machen und in die Küche gehn und den Burschen hübsch bitten, ihn in den Saal hinauf zu begleiten, und das that er denn auch; und als er dort hinauf kam, so schmutzig er war und mit seiner rothen Mütze auf dem Kopfe, mußte ihn der König sogar schön bitten, die Mütze einen Augenblick abzunehmen; und sobald er die abnahm, sahen sie alle den goldenen Ring der Prinzessin in seinem Haar blitzen. „Bist du es, der meine Tochter von dem Meermanne errettet hat?“ frug der König. „Jawohl,“ sagte der Bursche. „Wie ist das zugegangen, daß du sie retten konntest?“ frug der König weiter. „Es ist so zugegangen,“ sagte der Bursche, „daß ich die Stärke von sechsunddreißig Männern habe, und nur einer ist stärker als ich, und das ist der Salbyer Rabe, der hat die Stärke von siebenunddreißig Männern.“ — „Ja,“ sagte die Prinzessin, „er und kein anderer war es, der mit dem Meermanne kämpfte und mein Leben rettete, während Ritter Roth im Walde saß und in einen Baum geklettert war, ehe der Meermann kam.“

Da wandte sich der König zu seinen Leuten und sagte: „Ergreift jetzt gleich den falschen Ritter Roth und henkt ihn in den höchsten Baum in dem Walde, wo er sich versteckte, als er die Prinzessin schützen

ſollte!" Aber zu dem Burſchen ſagte er, er könne jetzt die Prinzeſſin und das halbe Reich erhalten; das gebühre ihm für ſeine That. Der Burſche dankte ihm für das freundliche Anerbieten, ſagte aber, er habe noch nicht daran gedacht, ſich zu verheiraten und feſt niederzulaſſen; er wolle daher weder die Prinzeſſin noch das Reich, aber er wolle wohl dem Könige noch eine Weile länger dienen. So wurde er denn über das Kriegsheer des Königs geſetzt und empfing ſo hohen Lohn und ſo viele Kleider und Waffen und Pferde, wie er wollte; und ſo ging es eine Zeitlang. Aber da geſchah es eines Tages, daß er auf der Straße dahin ritt, und alle, denen er begegnete, ihm auswichen, denn ſie wußten, daß er die Stärke von ſechsunddreißig Männern beſaß. Endlich begegnete er einem anderen Reiter, der ihm nicht auswich, ſondern gerade auf ihn zuritt, und als ſie einander trafen, legte der fremde Reiter ſeine Hand auf ſeine Schulter, ſo daß ſein Pferd alle viere auf der Erde von ſich ſtreckte und der ſtarke Burſche ſelbſt in die Kniee brach. Da merkte er, daß er ſeinen Meiſter gefunden habe und rief laut: „Salbyer Rabe! hilf mir jetzt, denn jetzt bin ich in Noth!" — „Nein, du bedarfſt keiner Hilfe," antwortete der Salbyer Rabe; denn er ſelbſt war es, der dem Burſchen begegnete. Er gab ſich ihm jetzt zu erkennen, und

der Burſch geleitete ihn nach Hauſe in ſein Schloß und ſein Königreich, und dort erhielt er die Schweſter des Salbyer Raben zur Frau und lebt noch heute mit ihr in Freude und Herrlichkeit.

Die folgſamſte Frau.

Es war einmal ein reicher Bauer, welcher drei Töchter hatte, alle erwachſen und heiratsfähig, und alle drei hübſche Mädchen. Die älteſte von ihnen war jedoch die ſchönſte, und ſie war auch die aufgeweckteſte; aber ſie war ſo rechthaberiſch und eigenſinnig, daß keiner mit ihr auskommen konnte, und niemals Frieden im Hauſe war; denn ſie lag immer in Zank mit dem Vater, der ein guter, ſanfter Mann war, und mit den Schweſtern, die ein Paar ſehr gutmüthige Mädchen waren.

Es kamen, wie man ſich denken kann, Bewerber auf den Hof des reichen Bauern, und der erſte Freier ſagte zu dem Vater, er möchte wohl ſeine älteſte Tochter haben. Dem ſtehe nichts entgegen, ſagte der Bauer, aber er wolle ihm doch die Wahrheit ſagen und ihn warnen: ſie ſei ſo toll und ſo heftig, daß keiner in Frieden mit ihr leben könne. Allein deshalb ſolle ſie

auch dreihundert Thaler mehr zur Mitgift erhalten, als eine der beiden anderen Töchter. Letzteres war freilich recht schön, aber der Freier wurde doch bedenklich, und als er eine kurze Zeitlang dort im Hause verkehrt hatte, änderte er auch seinen Sinn und warb um die zweite Tochter. Sowohl der Vater wie die Tochter sagten Ja, und sie heirateten sich und lebten sehr glücklich mit einander.

Dann kam ein anderer Bewerber, der war aus einem anderen Dorfe, und er wollte auch zuerst die älteste Tochter haben. Der Vater gab ihm denselben Bescheid, den er dem ersten Freier gegeben hatte: die älteste Tochter solle zwar dreihundert Thaler mehr, als die jüngste, zur Mitgift erhalten; allein der Bauer ermahnte den Freier, sich wohl vorzusehen, er wolle ihm die reine Wahrheit sagen: daß mit der ältesten Tochter kein Mensch in Frieden leben könne, so heftig und rechthaberisch wie sie sei. Da kam auch dieser Freier auf andere Gedanken, und schlug sich die älteste aus dem Sinne und warb um die jüngste. Sie wurde bald darauf verheiratet und heimgeführt und lebte in aller Freundlichkeit mit ihrem Manne.

Die älteste Schwester wohnte also nach wie vor bei ihrem Vater daheim; sie wurde nicht sanfter gegen ihn oder sonst jemand gestimmt, nachdem ihre beiden jüngeren Schwestern ihr solchermaßen vorgezogen wor-

den waren. Halsstarrig und rechthaberisch, jähzornig und bösegelaunt war sie und wurde sie mit jedem Tage mehr und mehr.

Endlich kam doch wieder ein Bewerber. Er war weder aus dem Dorfe, noch aus dem Kirchspiele, sondern aus einer ganz anderen Harde. Er kam zu dem Bauer und hielt um seine älteste Tochter an. „Die will ich gar nicht verheiraten," sagte der Vater, „das würde Sünd' und Schande sein; denn sie ist so toll und jähzornig, daß unmöglich irgend ein Mensch glücklich mit ihr leben kann; und ich will nicht schuld an jemandes Unglück sein." Allein der Bewerber ließ nicht ab: er wolle sie haben, wie sie auch sein möge; er werde ihr schon Manier beibringen, sagte er. Da gab der Vater zuletzt nach und sagte, wenn die beiden handeleins werden könnten, habe er nichts dawider; er wäre sie ja am liebsten los, und er habe ihm ja die Wahrheit vorhergesagt. So warb er denn bei dem Mädchen selber um ihre Hand, und sie besann sich nicht lange, sondern sagte gleich Ja. Sie war es herzlich überdrüssig, als ein mißachtetes Ding daheim zu sitzen.

Der Freier sagte, er habe keine Zeit, dazubleiben, er müsse gleich wieder nach Hause; und sobald der Hochzeitstag verabredet worden war, ritt er von

dannen. Sie möchten auf dem Hofe nicht auf ihn warten, ſagte er, wenn er vor der Kirchzeit nicht einträfe; er werde ſchon rechtzeitig in der Kirche mit ihnen zuſammentreffen. Und ſo kam es auch. Der Vater fuhr mit der Braut zur Kirche, und es war ein großes Brautgefolge da: ihre Schweſtern und Schwäger und die ganze Dorfſippſchaft begleiteten ſie, und alle in ihrem beſten Staat. Der Bräutigam war zur Stelle, er war in Reiſekleidern, und ſie ſchritten zum Altare hinan und wurden getraut.

Sobald die Trauung vorüber war, nahm er ſeine Braut bei der Hand und ging mit ihr aus der Kirche hinaus. Er ſagte dem Vater, er müſſe ſie entſchuldigen, daß ſie nicht am Hochzeitsſchmauſe theilnähmen; er müſſe gleich nach Hauſe, er habe keine Zeit zu verlieren. Und dann beeilte er ſich, fortzukommen. Der Bräutigam fuhr nicht, wie alle anderen, ſondern er war beritten. Er hatte einen ſchönen großen Grauſchimmel mit einem gewöhnlichen Reiterſattel und einem Paar Sattelpiſtolen in den Holftern. Er hatte keine Verwandten oder Freunde zur Begleitung, nur einen prächtigen großen Hund, der vor dem Pferde lag, während ſein Herr drinnen in der Kirche war und getraut wurde.

Der Bräutigam nahm ſeine Braut und hob ſie

auf den Sattelknopf, ſo leicht wie einen Federwiſch, ſchwang ſich dann ſelbſt in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und ſprengte von dannen, während der große Hund hinterdrein ſprang. Das Brautgefolge ſtand ſtill und blickte ihnen nach und ſchüttelte die Köpfe. Dann ſtiegen ſie auf ihre Wagen und fuhren nach dem Hochzeitshauſe zurück und mußten den Schmaus ohne Braut oder Bräutigam halten.

Der Braut gefiel das alles nicht ſonderlich, aber ſie wollte doch nicht gleich einen Zank mit ihrem Bräutigam beginnen; und da er raſch des Weges mit ihr dahin ritt, ohne ein Wort zu ſprechen, brach ſie das Eis und ſagte: es ſei doch ein ſchönes Pferd, auf dem ſie ritten. „Ja," antwortete er, „ich habe ſieben andere Pferde daheim im Stalle; aber dies iſt mein Leibroß, es iſt das theuerſte und das, welches ich am liebſten habe." Und dann der prächtige Hund, ſagte ſie, der gefalle ihr auch gar ſehr. „Er iſt auch eine Perle," ſagte er, „und hat mich viel Geld gekoſtet."

Unterwegs kamen ſie durch einen Wald. Dort ſprang der Bräutigam vom Pferde und ſchnitt eine Weidengerte ab. Die nahm er und wand ſie dreimal um ſeinen Finger, band dann einen Faden darum und gab ſie der Braut. „Die gebe ich dir als Hochzeitsgeſchenk," ſagte er; „hebe ſie gut auf und trage ſie

immer bei dir! Du wirſt es nicht bereuen.“ Ihr däuchte, das ſei ein wunderliches Hochzeitsgeſchenk; aber ſie ſteckte es doch ein, und dann ritten ſie wieder eine Weile. Da verlor die Braut ihren einen Handſchuh. „Heb' ihn auf, Fidèl!“ ſagte der Mann. Aber der Hund kehrte ſich nicht daran: er ließ den Handſchuh liegen. Da zog er eine Piſtole aus der Holfter und ſchoß den Hund nieder, daß er todt am Platze lag, und dann ritt er weiter. „Wie konnteſt du das übers Herz bringen?“ ſagte die Braut. „Ich ſage nie etwas öfter als einmal,“ antwortete der Bräutigam. Dann ſagte er nichts mehr, und ſie ritten wieder eine Weile ſtumm ihres Weges.

Dann kamen ſie zu einem fließenden Waſſer, über das ſie hinweg mußten; es war keine Brücke da, ſondern nur eine Furt. Da ſagte der Mann zu dem Pferde: „Gieb wohl acht! Keinen Tropfen auf meine Braut!“ Allein, als ſie über die Furt kamen, war ſie doch arg beſpritzt. Da ſprang der Mann vom Pferde und hob ſie auf die Erde. Dann zog er die andere Piſtole aus der Holfter und ſchoß ſein Pferd nieder, daß es todt am Platze lag. „Das theure Pferd!“ ſchrie die Braut. „Ja, ich ſage nie etwas öfter als einmal,“ antwortete der Mann. Dann nahm er dem Pferde Sattel, Decke und Zaum ab; Zaum und Decke nahm

er selbst, aber den Sattel reichte er seiner Braut und sagte: „Den kannst du tragen; wir sind bald zu Hause.“ Und dann machte er sich zu Fuße auf den Weg. Die schöne junge Frau nahm geschwind den Sattel auf den Rücken und folgte ihm; sie hatte keine Lust, ihn zu nöthigen, ihr seine Worte mehr als einmal zu sagen.

Sie kamen bald zu seiner Wohnung, einem sehr schönen, großen Hofe. Knechte und Mägde eilten heraus und empfingen sie. Da sagte er ihnen: „Seht, das ist meine Frau und eure Herrin. Was sie euch befiehlt, das habt ihr zu thun, ganz als wenn ich es gesagt hätte.“ Dann führte er sie hinein und zeigte ihr alles drinnen, Stuben und Kammern, Küche und Keller, Brauhaus und Milchkammer, und sagte ihr: „Das hier drinnen hast du zu besorgen; das da draußen habe ich zu besorgen.“ Und dann gingen sie zu Tische und zu Bette für diesen Abend.

Tage, Wochen und Monate verflossen: die junge Frau versah ihr Hauswesen, und der Mann besorgte die Geschäfte seines Hofes, und es ward nie ein böses Wort zwischen ihnen gewechselt. Alle Leute auf dem Hofe waren gewohnt, dem Manne zu gehorchen, und sie gehorchten jetzt auch der Frau; und ein halbes Jahr war verstrichen, ohne daß sie etwas Schlimmes gethan, und ohne daß er nöthig gehabt hätte, etwas öfter als

einmal zu ſagen. Er war immer mild und freundlich gegen ſie, und ſie war immer ſanft und immer folgſam. Da ſagte er eines Tages zu ihr: „Hätteſt du nicht Luſt, einmal hinzufahren und deine Verwandten zu beſuchen?“ „Ja, mein lieber Mann, das möchte ich gern, wenn es nur anginge,“ ſagte ſie. „Es geht ſchon,“ ſagte der Mann, „aber du haſt ja nie davon geſprochen. Dann laß es gleich geſchehen! Mache dich jetzt fertig, während ich anſpanne!“ Damit ging der Mann in den Stall, und ſetzte alles in Stand, und die Frau beeilte ſich, ſo ſchnell wie möglich ſich zur Reiſe umzukleiden. Der Mann fuhr vor, knallte mit der Peitſche und rief herein: „Biſt du fertig?“ — „Ja, Männchen,“ antwortete ſie, dann kam ſie hinausgeſprungen und ſtieg auf den Wagen. Sie war freilich mit ihrem Anzuge erſt halb fertig, aber ſie hatte die Kleider auf dem Arme und machte ſich ganz fertig, nachdem ſie aufgeſtiegen war.

Dann fuhren ſie ab. Als ſie den halben Weg zurückgelegt hatten, ſahen ſie einen großen Schwarm Raben über den Weg fliegen. „Was für ſchöne weiße Vögel!“ ſagte der Mann. „Nein, ſie ſind ja ſchwarz, Männchen!“ ſagte die Frau. „Das Wetter hält ſich nicht bis zum Abend,“ ſagte er, dann kehrte er um und fuhr wieder nach Hauſe. Sie verſtand wohl, was

es bedeute: daß sie ihm jetzt zum ersten Mal widersprochen habe; aber sie ließ sich nichts merken, und sie sprachen freundlich mit einander auf dem Heimwege. Die Pferde kamen wieder in den Stall, und das Wetter hielt sich gut bis zum Abend.

Als ein Monat vergangen war, sagte der Mann eines Morgens: „Heut, glaube ich, bleibt es schönes Wetter. Hättest du nicht Lust, deine Verwandten zu besuchen?" Ja, das wollte sie sehr gern, und sie beeilte sich mehr, als das vorige Mal, so daß sie, als ihr Mann vorfuhr und mit der Peitsche knallte, ganz fertig war und zu ihm auf den Wagen gestiegen kam, und so fuhren sie ab. Sie waren schon ein ziemliches Stück über die Hälfte des Weges hinaus, als sie auf eine große Herde Schafe und Lämmer stießen. „Das ist ein tüchtiges Rudel Wölfe," sagte der Mann. „Du meinst wohl Schafe, Männchen!" sagte die Frau. — „Das Wetter hält doch nicht bis zum Abend," sagte der Mann und blickte zu den Wolken empor; „es ist am besten, daß wir gleich nach Haus fahren." Damit kehrte er um und fuhr denselben Weg zurück. Sie sprachen von anderen Dingen, und zwar sehr freundlich und vergnüglich. Das Wetter hielt sich jedoch auch an diesem Tage.

Als wieder ein Monat verflossen war, sagte der

Mann eines Morgens zu ſeiner Frau: „Wir müſſen doch ſehen, ob wir nicht dahin gelangen können, einmal deine Verwandten zu beſuchen. Was meinſt du, wenn wir heute hinführen? Es ſieht aus, als würde das Wetter gut bleiben.“ Das meinte die Frau auch, ſie war im Handumdrehen fertig, und ſie fuhren ab. Sie waren noch nicht ſehr weit gekommen, als ſie einen großen Zug Schwäne über ihren Häuptern dahin ziehen ſahn. „Das war ein gewaltiger Schwarm Störche,“ ſagte der Mann. „Ja, darin haſt du recht, Männchen,“ ſagte die Frau, und dann fuhren ſie weiter. Und an dem Tage war keine Veränderung im Wetter zu ſpüren, und ſie kamen ganz zum Hofe ihres Vaters. Der empfing ſie ſehr freundlich, und es wurde gleich zu den beiden anderen Töchtern und ihren Männern geſchickt, und die kamen auch, und es war ein fröhliches Feſt, als ſie alle beiſammen waren.

Die Frauen, die drei Schweſtern, gingen mit einander in die Küche; dort konnten ſie am beſten mit einander plaudern, denn ſie hatten ſich ja viel zu erzählen, und beſonders mußten die beiden jüngeren ihre älteſte Schweſter, die ſie jetzt ſeit Jahr und Tag nicht geſehen hatten, gehörig ausfragen. Und dann halfen ſie auch bei den Vorbereitungen zum Eſſen. Das Beſte war natürlich nicht zu gut für dieſe feſtliche Gelegen-

heit. Die drei Schwäger saßen mittlerweile bei ihrem Schwiegervater im Zimmer, und sie hatten auch gegenseitig viel zu fragen und zu erzählen. Da sagte der alte Bauer: „Es ist das erste Mal, daß ich euch alle bei mir versammelt sehe, und jetzt will ich euch daher gerade heraus fragen, wie ihr mit euren Ehehälften zufrieden seid.“ Die beiden Männer, welche die beiden jüngsten, gutmüthigen Schwestern bekommen hatten, sagten gleich, daß sie ihrerseits sehr gut zufrieden seien; sie lebten sehr glücklich mit ihren Frauen. „Aber wie geht es dir mit der deinigen?“ fragten der Schwiegervater und die beiden Schwäger den, welcher die älteste Schwester bekommen hatte. „Es hätte nie jemand eine bessere Frau bekommen können, als ich sie habe,“ antwortete er. — „Da möchte ich doch sehen, wer von euch die folgsamste Frau hat,“ sagte der Schwiegervater; und dann holte er eine schwere silberne Kanne, die er besaß, und füllte sie ganz mit Silber- und Goldgeld. Die Kanne stellte er mitten auf den Tisch vor den drei Männern hin, und dann sagte er, sie solle dem von ihnen gehören, welcher die folgsamste Frau habe.

Das wollten sie gleich erproben. Der Mann, welcher mit der jüngsten Schwester verheiratet war, ging also zuerst zu der Küchenthür und rief hinaus:

„Komm einen Augenblick herein, Mette!“ ſagte er, „und ſo ſchnell wie möglich!“ — „Ja, ich komme ſchon,“ antwortete ſie, aber es dauerte noch eine Weile, ehe ſie kam: ſie hätte erſt noch etwas mit einer der Schweſtern zu beſprechen gehabt. „Was wollteſt du denn von mir?“ frug ſie. Der Mann mußte irgend einen Vorwand erſinnen, und dann ging ſie wieder hinaus.

Jetzt ſollte der, welcher mit der mittleren Schweſter verheiratet war, ſein Glück verſuchen. „Ach, komm einen Augenblick herein, Maren!“ rief er. Sie ſagte ebenfalls: „Ja, ich komme auf der Stelle,“ aber es dauerte doch eine Weile, ehe ſie kam: ſie hätte gerade etwas in den Händen gehabt und es erſt zurecht machen müſſen. Ihr Mann mußte daher auch einen Vorwand erſinnen, weshalb er ſie gerufen habe.

Zuletzt ging der Mann der älteſten Schweſter an die Thür, machte dieſelbe einen Augenblick ein klein wenig auf und ſagte nur ein einziges Mal: „Karen!“ — „Ja!“ antwortete ſie; ſie ſtand gerade mit einer großen Schüſſel Eſſen in den Händen. „Nehmt mir das ab!“ ſagte ſie ſchnell zu den Schweſtern; aber die blickten ſie nur erſtaunt an und nahmen ihr die Schüſſel nicht ab. Klacks! warf ſie dieſelbe mitten auf die Diele, ſprang in's Zimmer hinein und frug: „Was willſt du,

Männchen?“ — „Ach, ich wollte dich nur sehen,“ sagte er; „aber da du gerade hier bist, kannst du die Kanne nehmen, welche dort steht; sie gehört dir mit allem, was darin ist. — Und möchtest du uns einmal sehen lassen, was du an unserm Hochzeitstage als Brautgeschenk bekamst?“ — „Ja, hier ist's,“ sagte die Frau, und zog den Weidenring aus ihrem Busen, wo sie denselben verwahrte. Der Mann reichte ihn seinem Schwiegervater und frug: „Könnt ihr den gerade recken?“ — Nein, das könne man nicht, ohne ihn zu zerbrechen. „Ja, seht ihr wohl,“ sagte der Mann; „hätte ich den Zweig nicht gebogen, als er grün war, so hätte ich ihm nie diese Form beigebracht.“

Dann ward ein lustiger Schmaus gehalten, und der Mann aus der anderen Harde reiste dann mit seiner Frau nach Hause, und sie führten ein langes und glückliches Leben mit einander.

Der Lohn guter Thaten.

Es war einmal ein Mann, der in einen Wald gegangen kam, um ſich etwas Brennholz zu ſchlagen. Er ging umher und ſah einen Baum nach dem andern an; aber ſie waren für dieſen Gebrauch allzu gut; es konnte Nutzholz aus ihnen werden, wenn ſie ſtehen blieben, ſo daß er ſie nicht fällen mochte. Endlich fand er doch einen Baum, der ihm nicht zu gut dünkte: derſelbe war krumm und verkrüppelt und welk und faul; den fand er zur Feuerung paſſend, und er begann auf ihn loszuſchlagen.

Da ſprach jemand zu ihm und ſagte: „Hilf mir, daß ich loskomme, mein guter Mann!“ Und als er zuſah, wer es ſei, da war es eine große Viper, die ſich in dem Baume feſtgeklemmt hatte; ſie war in eine Spalte eingequetſcht und vermochte ſich nicht ſelbſt wieder zu befreien. „Nein, ich will dir nicht helfen,“ ſagte der Mann, „denn ſonſt fügſt du mir Schaden

zu.“ Die Schlange ſagte: Nein, ſie werde ihm nichts zu leide thun, er ſolle ſie doch losmachen. Da ſchob der Mann ganz vorſichtig ſeine Axt in die Spalte unter der Schlange, ſo daß ſie befreit wurde. Aber kaum war ſie losgekommen, da ringelte ſie ſich an ihm empor und wies ihren Giftſtachel und ziſchte und wollte ihn ſtechen.

„Sagte ich es nicht,“ verſetzte der Mann, „daß du eine Canaille wäreſt, die Gutes mit Böſem belohnen würde!“ — „Ja,“ antwortete die Schlange, „du haſt gut reden; aber in der Welt geht es ſo zu, daß alle guten Thaten ſchlecht belohnt werden.“ — „Das iſt nicht wahr,“ ſagte der Mann, „gute Thaten werden gut belohnt.“ — „Darin wird dir niemand recht geben,“ ſagte die Schlange; „ich weiß beſſer, wie es in der Welt zugeht.“ — „Laß uns Umfrage halten!“ ſagte der Mann. „Meinetwegen!“ ſagte die Viper. Sie ließ ihn nicht los, ſondern er mußte mit ihr durch den Wald gehen, bis ſie einer alten Kracke begegneten, die auf der Weide ging. Sie war lendenlahm und vom Sattel wundgerieben; ſie war auf dem einen Auge blind und hatte nur noch ein paar elende Zahnſtummeln im Maule.

Die frugen ſie, ob gute Thaten gut oder ſchlecht belohnt würden. „Sie werden ſchlecht belohnt,“ ſagte

das Pferd; „ich habe jetzt meinem Herrn zwanzig Jahre lang treu gedient, ihn auf meinem Rücken getragen und ſeine Kaleſche gezogen, bei jedem Schritte auf meinen Fuß geachtet, damit ich nicht ſtraucheln und er dadurch zu Schaden kommen möchte. So lange ich jung und ſtark war, hatte ich gute Tage und ward gefüttert und getränkt und geſtriegelt, hatte meinen guten Stall und reichliche Streu; aber jetzt, da ich alt und ſchwach geworden bin, muß ich den lieben langen Tag in der Tretmühle gehn, komme nie unter Dach und Fach und erhalte kein anderes Futter, als was ich mir ſelbſt ausrupfe. Nein, gute Thaten werden nur ſchlecht belohnt."

„Da hörſt du's," ſagte die Viper, „jetzt ſteche ich dich." — „Ach nein," ſagte der Mann, „warte doch einen Augenblick! Dort kommt Reineke Fuchs; laß uns ihn um ſeine Anſicht fragen." Reineke kam herangeſchlichen und blieb ſtehen und blickte ſie an: er ſah wohl, daß der Mann in einer ſchlimmen Lage war. Da frug die Viper Meiſter Reineke, ob es ſich ſo verhalte, daß gute Thaten ſchlecht belohnt würden, oder ob ſie gut belohnt würden. „Sage: gut!" flüſterte der Mann, „dann bekommſt du zwei fette Gänſe." Die Schlange hörte nichts von dem Geflüſter. Da ſagte Reineke: „Gute Thaten werden gut belohnt,"

und im Nu ſprang er hinzu und biß die Schlange in den Nacken, daß ſie zur Erde fiel. Allein ehe ſie ſtarb, konnte ſie doch noch ſagen: „Nein, gute Thaten werden ſchlecht belohnt; das mußte ich erfahren, da ich das Leben des Mannes ſchonte, bis er mir das meinige raubte.“

Nun war die Viper todt, und der Mann war frei. Er ſagte alſo zu Reineke: „Komm mit nach Hauſe und nimm deine Gänſe in Empfang!“ — „Nein, danke ſchön!“ ſagte Reineke; „ich gehe nicht ins Dorf; denn da bekäme ich die Hunde auf den Hals!“ — „So warte hier, bis ich ſie dir bringe!“ ſagte der Mann, und dann lief er nach Hauſe und ſagte in aller Haſt zu ſeiner Frau: „Mach ſchnell, und ſtecke zwei fette Gänſe in einen Sack! die hab' ich Reineke Fuchs heute zum Frühſtück verſprochen.“ Die Frau nahm auch einen Sack und ſteckte etwas hinein; aber es waren keine Gänſe: es waren zwei biſſige Hunde, die ſie befaßen. Der Mann eilte mit dem Sack zum Fuchſe hinaus und ſagte: „Da haſt du deinen Lohn.“ — „Danke,“ ſagte der Fuchs, „ſo war es doch keine Lüge, was ich vorhin ſagte: daß gute Thaten gut belohnt werden.“ Damit nahm er den Sack auf den Rücken und lief in den Wald hinein. „Sie ſind tüchtig ſchwer,“ ſagte Reineke, dann ſetzte er ſich nieder und zerbiß die

Schlinge des Sackes mit ſeinen ſcharfen Zähnen. Aber im Nu ſchoſſen die beiden biſſigen Hunde aus dem Sack heraus und ſprangen ihm an den Hals. Er konnte ſich nicht von ihnen losmachen; ſie biſſen ihn ganz todt. Allein er konnte doch noch ſagen: „Nein, es war doch eine Lüge, was ich vorhin ſagte; gute Thaten werden ſchlecht belohnt.“

Der treue Svend.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die einen Sohn hatten, welcher Svend hieß und in die Welt hinaus ſollte, um ſich ſein Brod zu verdienen. Der Vater gab ihm die Ermahnung mit, er möge immer mit den Lachenden lachen und mit den Weinenden weinen, mit den Fröhlichen fröhlich und mit den Betrübten betrübt ſein. Und die Mutter fügte hinzu, er möge nie an einer Kirche vorübergehen, ohne dort einzutreten und den Segen mit auf den Weg zu nehmen.

Svend diente nicht lange nachher auf einem Edelhofe, wo ſeine Herrſchaft ſo gut mit ihm zufrieden war, daß er von dem einen Poſten zum anderen aufſtieg und bald ihr vertrauteſter Diener war. Darüber wurden ſeine Mitdiener neidiſch, und beſonders war einer da, welcher nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, wenn er ihn verleumden konnte. Er bat ein-

mal den Herrn, darauf zu achten, daß, wenn die gnädige Frau lache, Svend mitlache; wenn sie weine, so weine Svend ebenfalls; wenn sie fröhlich sei, sei Svend ebenfalls froh; und wenn sie betrübt sei, lasse er den Kopf hängen.

Das war ganz richtig. Der Herr bemerkte es, und er begann sowohl von Svend wie von seiner Frau Arges zu denken. Er ward immer mißtrauischer und ergrimmter gegen seinen vertrauten Diener, und endlich beschloß er, sich seiner auf die Art zu entledigen, daß er ihn mit einem Auftrage zu einer Ziegelbrennerei sende, die er besaß, und wo er zuvor Befehl gegeben hatte, daß man den Ersten, der mit einem Auftrag von ihm käme, ergreifen und ihn in den glühenden Ofen werfen solle.

Svend brach sogleich auf, als ihm aufgetragen wurde, etwas in der Ziegelbrennerei zu bestellen; allein unterwegs kam er an einer Kirche vorbei, und er vergaß nicht, zu thun, was seine Mutter ihn geheißen hatte: er ging hinein, um auch bei diesem Gange den Segen mit auf den Weg zu nehmen. Der böse Diener, welcher Svend bei ihrem Herrn verleumdet hatte, machte sich gleich nachher auf den Weg, denn er wollte sich überzeugen, daß Svend wirklich in den Ofen gewandert sei. Er trat nicht in die Kirche ein, so daß er

zuerſt nach der Ziegelbrennerei kam und auf der Stelle ergriffen und in den glühenden Ofen geworfen ward. Aber Svend, der ſich ein wenig in der Kirche aufgehalten hatte, kam erſt ſpäter zum Ziegelofen, richtete ſeinen Auftrag aus und kehrte dann unverſehrt zum Hofe zurück, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was vorgefallen und welchem Geſchick er entronnen war. Sein Herr war ſehr erſtaunt, ihn wiederzuſehen, und fragte ihn aus, ob er ſogleich zum Ziegelofen gegangen ſei. Svend bekannte, daß er unterwegs in eine Kirche getreten ſei, um den Segen mit auf den Weg zu nehmen, wie er ſeiner Mutter verſprochen habe; und zugleich erzählte er die ganze Ermahnung, welche er daheim von Vater und Mutter mit auf die Wanderſchaft bekommen habe. Da begriff der Herr, daß Svend ein treuer und braver Diener ſei, und daß der Verleumder nur den verdienten Lohn bekommen habe.

Von der Zeit an nannte ſein Herr ihn niemals anders als den treuen Svend, und er überzeugte ſich jeden Tag mehr und mehr, daß er ſich in allem ganz auf ihn verlaſſen könne. Da geſchah es eines Tages, daß ein fremder Gutsherr zum Beſuch auf den Hof kam, und das Geſpräch ſich auf Dienertreue lenkte. Der fremde Gutsherr ſagte, es gäbe keinen, auf den

man ſich ganz verlaſſen könne. Jeder ſei ein Spitzbube in ſeinem Gewerbe, und keiner bleibe länger bei der Wahrheit, als er ſeinen Vortheil darin ſehe. Aber der Wirth ſagte, er habe einen Diener, ſeinen treuen Svend, der habe nie eine Lüge geſagt und werde es auch nicht thun, möge die Wahrheit ihm nun Nutzen oder Schaden bringen. Der fremde Gutsherr meinte, er werde ihn ſchon dazu bewegen, und ſie gingen eine Wette darüber ein, und jeder von ihnen ſetzte ſeinen Edelhof aufs Spiel.

Dann wurde Svend herein gerufen, und erhielt den Auftrag, der Frau des fremden Gutsherrn einen Brief zu überbringen. Er erhielt einen der beſten Anzüge ſeines Herrn und deſſen beſtes Pferd aus dem Stalle, und dann ritt er fort und ſollte an demſelben Abend wieder heim kommen. In dem Briefe, den der fremde Gutsherr ihm für ſeine Frau mitgegeben hatte, war genau vorgeſchrieben, wie man ihn aufnehmen ſollte. Er wurde daher wie ein feiner Herr aufgenommen. Das Pferd wurde in den Stall geführt, und er mußte ſich mit der gnädigen Frau obenan zu Tiſche ſetzen, und ſie ſtieß mit ihm an und brachte Geſundheiten aus; und es waren andere zugegen, die auch mit ihm tranken, und ſie ließen nicht ab, bis ſie ihn betrunken gemacht hatten. Dann ließen ſie Karten

bringen, und er mußte mitſpielen, und wie es nun zugegangen ſein mochte oder nicht, ſie ſagten, er habe alles verſpielt, was er bei ſich gehabt, nicht nur ſein Geld, ſondern auch die ſchönen Kleider, die er anhabe, und das beſte Pferd ſeines Herrn, auf dem er hergeritten ſei. Dann zogen ſie ihm die Kleider aus und legten ihn in ein Bett, und erſt ſpät am anderen Tage hatte er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen.

Die Kleider, in denen er hergekommen, hatte er ja verſpielt, und das Pferd obendrein. Man gab ihm alſo ein Paar elende Lumpen, die er anziehen mußte, und einen Stock in die Hand und ſetzte ihn vor die Thür. In dieſem kläglichen Aufzuge mußte er ſich auf den Heimweg begeben, und er mochte ſeine Beine gebrauchen, ſo gut er wollte, er konnte doch vor Abend nicht nach Hauſe gelangen.

Der treue Svend war an dieſem Tage ſehr übel mit ſich zufrieden, und wie er ſo des Weges dahin ſtolperte, meinte er, es ſei ihm doch ganz unmöglich, dem Herrn zu erzählen, wie er ſich benommen habe. „Es wird ſchlimm," dachte er, „wenn ich nach Haus komme. Ich kann mir ſchon denken, was der Herr mich fragen wird; aber was ich dann antworten ſoll, iſt nicht ſo leicht zu ſagen." Als er jetzt dem Hofe ſo nahe gekommen war, daß er ihn vor ſich liegen ſah,

wollte er eine Probe machen. Er ſteckt alſo ſeinen Stock in die Erde und hängt ſeinen alten Pracherhut auf denſelben. „Jetzt biſt du der Herr," ſagt er. Dann entfernt er ſich ein Paar Schritte von demſelben und ſagt zuerſt: „Willkommen, treuer Svend!" Mit den Worten, dachte er, würde ſein Herr ihn begrüßen. „Danke, gnädiger Herr!" Das war eben ſo aufrichtig. Dann ſagt er: „Aber wie ſiehſt du aus? Wo ſind Pferd und Kleider?" — „Ja, gnädiger Herr, die hab' ich verloren. Draußen im Walde ward ich von Räubern überfallen, und ſie plünderten mich aus und nahmen mir Pferd und Kleider ab, und ich rettete nichts als das nackte Leben." Es ſchien ihm, als ſchüttele der Hut dazu den Kopf, mochte ihn nun der Wind bewegen, oder was es ſonſt war. Die Erklärung tauge nichts, merkte er wohl. „Und ſage ich das," dachte er, „ſo ſchickt der Herr Leute nach allen Richtungen aus, um nach den Räubern zu ſuchen. Aber es ſind keine zu finden, und kein Menſch hat ſie geſehen. Dann ſtehe ich als ein Lügner da."

Dann entfernte er ſich wieder ein Paar Schritte von dem Stocke und begann von neuem: „Willkommen, treuer Svend!" — „Danke, gnädiger Herr!" — „Wie ſiehſt du aus? Wo ſind Pferd und Kleider?" — „Ich hatte mich verirrt und kam in ein Moor,

und dort verſank das Pferd im Sumpfe, ſo daß ich hinabſpringen mußte und nichts retten konnte.“ — Nein, es ſchien ihm wieder, als ſchüttele der Hut mit dem Kopfe, und er dachte bei ſich ſelber: „Wenn ich das ſagte, ſo würden ſie hingehen und nach dem Pferde ſuchen, und irgend etwas von den Kleidern müßte doch auch zu finden ſein. Nein, das geht auch nicht.“

Dann trat er wieder ein Paar Schritte von dem Stocke zurück, wandte ſich zu demſelben um und begann, wie vorhin: „Willkommen, treuer Svend!“ — „Danke, gnädiger Herr!“ — „Aber wie ſiehſt du aus? Wo ſind Pferd und Kleider?“

„Schwül war's, und der Meth ſo lieblich floß,
Drum verlor ich Kleider und rothes Roß.“

Da ſchien ihm der Hut zuzunicken. „Ja, ſo war es,“ ſagte er, „und ſo muß es ſein.“ Dann ſetzte er den alten Hut wieder auf ſein Haupt und nahm den Stock in die Hand, und ſchritt geradesweges zum Hofe. Er ging zum Herren hinauf, und der fremde Gutsherr war ebenfalls dort. Aber ſein Herr begann nicht damit, ihn willkommen zu heißen, und er nannte ihn auch nicht „treuer Svend;“ er fuhr ihn ſehr barſch an: „Plagt dich der Teufel, Svend? Haſt du mein

Pferd und meine guten Kleider verlottert?" — „Ja," ſagte der treue Svend,

„Schwül war's, und der Meth ſo lieblich floß,
Drum verlor ich Kleider und rothes Roß."

Und er erzählte weiter, wie alles gekommen ſei: er habe ſich betrunken und alles verſpielt.

„Du haſt doch das Spiel gewonnen, treuer Svend!" ſagte ſein Herr; „denn jetzt kannſt du den Edelhof in Beſitz nehmen, auf dem du geſtern zu Gaſte warſt; er ſoll dir fortan gehören." Und ſo geſchah es auch, daß der treue Svend Gutsherr wurde, und zwar weil er immer bei der Wahrheit geblieben war.

Sünde und Gnade.

Es war einmal ein junges Mädchen, das weder Vater noch Mutter hatte. Ihren Vater hatte sie in ihrer Jugend verloren; ihre Mutter hatte sie nie gekannt: dieselbe war gleich nach der Geburt der Tochter gestorben. Das junge Mädchen — Margrete war ihr Name — wohnte bei fremden Leuten; aber sie hatte es gut, denn alle mochten sie gern und hatten sie lieb. Sie hatte mehr als einen Freier gehabt, aber sie hatte beständig Nein gesagt: sie wolle sich nie verheiraten. Und das war auch ihr Ernst, sie hatte es sich selber gelobt; die Ursache davon war ihre Angst, Kinder zu gebären.

Endlich kam ein junger Prediger, der um sie anhielt. Sie sagte, wie gewöhnlich, daß sie sich nie verheiraten wolle; aber diesmal fiel es ihr sehr schwer, eine abschlägige Antwort zu geben; denn sie hatte ihn in ihrem Herzen lieb. Sie war daher sehr betrübt und so wandelte sie eines Abends im Garten umher.

Dort traf sie eine alte Frau, welche sie frug, warum sie in so gedrückter Stimmung sei. Anfangs wollte sie nicht mit der Sprache heraus; aber als die Frau in sie drang, gestand sie, daß sie traurig darüber sei, einen Bewerber haben abweisen zu müssen, den sie doch von Herzen liebe; aber sie wolle und dürfe sich nicht verheiraten aus Furcht, daß sie Kinder gebären müßte.

Die alte Frau stand in dem Rufe, eine weise Frau zu sein — in Wahrheit war sie eine rechte Hexe, — sie sagte also, das junge Mädchen könne wohl davor bewahrt bleiben, Kinder zu bekommen, wenn sie sich auch mit dem Manne verheirate, den sie lieb habe, und der sie so sehr zur Frau wünsche. Wenn das Jüngferlein ihr eine kleine Erkenntlichkeit erweisen wolle, solle sie erfahren, wie sie ganz sicher davor werden könne, jemals Kinder gebären zu müssen. Das junge Mädchen versprach ihr einen guten Lohn, und die Frau sagte ihr jetzt, sie solle nur am Weihnachtsabend sieben Steinchen auflesen, vier schwarze und drei weiße, und dann solle sie zum Brunnen hinausgehen, demselben den Rücken zuwenden und die sieben Steine, einen nach dem andern, rücklings über ihre linke Schulter werfen, und jedesmal solle sie ein paar Silben sprechen, in denen das Mädchen keinen Sinn finden konnte, die sie aber bald auswendig lernte.

Das junge Mädchen fand, daß dies leicht gethan und ein bequemes Mittel ſei, einem großen Uebel zu entrinnen, und es ward ihr jetzt wieder leicht und froh ums Herz. Der junge Prediger hatte die Hoffnung nicht aufgegeben; und als er das nächſte Mal von Heirat mit ihr ſprach, hatte ſie ihren Sinn verändert und gab ihm ihr Jawort, und die Hochzeit ward auf das nächſte Frühjahr angeſetzt. Die Weihnachtszeit lag ja dazwiſchen, und am Weihnachtsabend, als es dunkel geworden war, ſchlich das Mädchen ſich in den Hof und zum Brunnen mit ſieben Steinchen, vier ſchwarzen und drei weißen, die ſie aufgeleſen hatte, und warf ſie, einen nach dem andern, rücklings über ihre linke Schulter in den Brunnen hinab. Bei dem erſten Stein, den ſie hinabwarf, vermeinte ſie gleichſam einen Seufzer zu hören. Ebenſo bei dem nächſten. Sie dachte, es müſſe Einbildung ſein; aber es ward ihr immer ſchlechter zu Muthe: denn bei jedem Stein, den ſie in den Brunnen warf, meinte ſie die Seufzer lauter und lauter erklingen zu hören; zuletzt war es faſt wie ein geller Schrei. Aber ſie fuhr fort, bis der letzte Stein in den Brunnen gefallen war; dann eilte ſie ins Haus; und als ſie zu den anderen kam, vergaß ſie den Schreck und lachte über ihre eigenen Einbildungen.

Im nächſten Frühjahre fand Margretens Hochzeit ſtatt, ſie zog mit ihrem Manne in ſein Pfarrhaus, und ſie lebten dort in Liebe und Freude Jahr ein, Jahr aus. So vergingen ſieben Jahre, in denen ſie ein glückliches Paar geweſen waren; Kinder hatten ſie freilich nicht, aber das that ihrem Glück keinen Abbruch.

Da geſchah es an einem ſchönen Mondſcheinabend zur Herbſtzeit, daß der Prediger und ſeine Frau Arm in Arm durch ihren Garten und auf den Kirchhof gingen, der an denſelben ſtieß. Plötzlich, mitten im Spazierengehn, ließ der Prediger ihren Arm fahren, trat einen Schritt zurück und dann wieder vor und ging um ſie herum, und ſtarrte während der ganzen Zeit auf die Erde. „Was haſt du, Männchen?“ fragt ſie. Er antwortet ihr nicht, ſondern ergreift ihren Arm und zieht ſie ins Pfarrhaus zurück. „Zünde Licht an!“ ſagt er. „Das iſt ja nicht nöthig,“ antwortet ſie. „Zünde auf der Stelle Licht an!“ wiederholt der Prediger. Sie glaubt, daß er krank ſei, und beeilt ſich, Licht zu machen. Er nimmt die Lichter und ſtellt ſie hierhin und dorthin und ſtarrt dabei auf die Diele und die Wände. Sie wird ganz unruhig und geht zu ihm hin und will ihm die Arme um den Hals ſchlingen. Aber der Prediger ſtößt ſie zurück und ſagt: „Weiche von mir! Welche furchtbare Sünde

haſt du verübt, daß dein Schatten von dir gewichen iſt? Weder das Licht des Himmels, noch das Licht der Erde läßt dich einen Schatten werfen. Und weder Gott noch Menſchen können dir die Sünde vergeben, die du verübt haben mußt."

Die junge Frau brach in Thränen aus; aber ſie verſicherte, daß ſie ſich keiner Sünde bewußt ſei. Der Prediger fuhr fort: „Beichte!" ſagte er, „welchen Vertrag haſt du mit dem Böſen geſchloſſen? oder wen haſt du ermordet? Vater oder Mutter oder Kinder? Nur ſolcher Todſünden halber verläßt einen Menſchen ſein Schatten." Sie fährt fort, zu betheuern und zu ſchwören, daß ſie keine derartige Sünde auf ihrem Gewiſſen habe. Sie denkt nach und beginnt herzuzählen, welcher Fehler und Sünden ſie ſich bewußt ſei; aber der Prediger ſchüttelt den Kopf und ſagt: „Nein, beichte! Was haſt du verübt?" Da fällt ihr endlich ein, ihm zu ſagen, ſie ſei wohl ſelber ſchuld daran, daß ſie keine Kinder hätten; denn ſie habe immer eine ſo große Angſt davor gehabt, Kinder zu gebären, daß ſie beſchloſſen hätte, ſich nie zu verheiraten, bis eine weiſe Frau ihr den Rath gegeben habe, ſieben Steine in den Brunnen zu werfen; und den Rath habe ſie befolgt. Da ſagte der Prediger: „Das iſt der Vertrag, den du mit dem Böſen geſchloſſen haſt; und du haſt den ſieben

Kindern, die du nach dem Willen Gottes hätteſt zur Welt bringen ſollen, zum voraus das Leben geraubt." Dann eilte er in ſein Zimmer und holte alles Geld, das er hatte, that es in einen Beutel, drückte ihr den in die Hand, warf ihr einen Mantel und eine Kapuze um, zog ſie zur Thüre hinaus und ſagte dann zu ihr: „Du kannſt nicht mehr unter meinem Dache wohnen; geh, wohin du willſt, und komm mir nie wieder vor die Augen!" Sie wollte ſich noch vertheidigen: ſie habe nie daran gedacht, daß es eine Sünde ſei, die ſie verübt habe. „Allein, iſt es eine Sünde," ſagte ſie, „könnteſt dann du, der du ſelbſt Prediger biſt, mir nicht dazu verhelfen, daß ich Vergebung dafür erlange?" — „Nein," ſagte der Prediger, „deine Sünde kann nicht vergeben werden, ſo wenig wie Roſen aus dieſem Stein wachſen können;" und damit ließ er ſeine Hand auf einen ſteinernen Tiſch fallen, der im Garten ſtand. Und er wandte ſich ab und ging ins Haus und verriegelte die Thür und ließ ſie allein draußen ſtehen.

Die Predigersfrau ging ſchnell aus dem Garten und des Weges dahin. Sie beeilte ſich, das Heim zu verlaſſen, das ſich ihr jetzt verſchloſſen hatte. Sie hatte fortan nur den einen Gedanken: ihrer Sünde entledigt zu werden. Und ſie wanderte zu Fuße von Ort zu Ort und von Land zu Land, und ſie beichtete

ihre Sünde vielen heiligen Männern, Predigern und Pröpſten und Biſchöfen; aber keiner von ihnen konnte ihr dieſelbe vergeben, und keiner von ihnen wußte ein Mittel, ſie zu entſühnen. Jahr auf Jahr verging, und ſie wanderte noch immer zu. Wenn Sonne oder Mond am Himmel ſtanden, kroch ſie in ein Verſteck und wagte nicht ſich blicken zu laſſen; denn dann ſah ſie ja beſtändig, was ſie früher nie bemerkt hatte: daß ſie keinen Schatten beſaß. Und deshalb durfte ſie auch nirgends hingehen, wo Lichter oder Lampen brannten. Nur unter wolkigem Himmel, in Regen und Schnee, in Nebel und Zwielicht wagte ſie ihre Wanderung fortzuſetzen.

Sie war jetzt weit von ihrer Heimat hinweg gekommen, in ein fremdes Land, deſſen Sprache ſie indes verſtand. Dort kam ſie endlich zu einem alten Prediger, dem ſie auch ihre Sünde beichtete. Er ſagte, wie die andern, er könne ihr keine Abſolution ertheilen; aber er wußte mehr, als alle anderen: er wußte Hilfe für ſie. „Deine Sünde kann entſühnt werden," ſagte er; „aber ſie muß entſühnt werden, wo ſie verübt worden iſt, und du mußt daher in dein Heimatland zurückkehren. In demſelben Sprengel und derſelben Harde, wo dein Mann wohnt, iſt ein alter Prediger, der mit mir auf der Hochſchule war; der kann dir gewiß helfen. Nun lebe wohl, und Gott ſei dir gnädig!"

Dann begab ſie ſich wieder auf die lange Wanderung und kam wieder in ihr Heimatland und in die Gegend, wo ſie zu Hauſe war. Es waren jetzt ſieben Jahre verfloſſen, ſeit ſie dort geweſen. Das Geld, welches ſie mitbekommen hatte, war längſt aufgezehrt, und ſie hatte ſich durchbetteln müſſen. Sie ſah jetzt alt aus, und war krank und zerlumpt und elend. Und ſo kam ſie zu dem alten Prediger, an den ſie gewieſen worden war. Sie ſprach allein mit ihm in ſeinem Zimmer und erzählte ihm alles von Anfang bis Ende. Er ſchwieg eine Weile, allein zuletzt ſagte er: „Ja, es giebt Rettung für dich; aber du wirſt einen harten Kampf beſtehn müſſen, ehe du ihrer theilhaftig werden kannſt.“ Sie ſagte, ſie wolle gern alles erdulden und leiden, um ihrer Sünde entledigt zu werden. Er ließ ihr nun Speiſe und Trank geben und hieß ſie bis zum Abend im Zimmer bleiben. Dann nahm er ſie mit zur Kirche und zum Chore hinauf. Er zündete die Lichter auf dem Altare an und hieß ſie niederknieen, den Rücken dem Altare und das Geſicht der dunklen Kirche zugewandt. Er gab ihr ein Buch in die Hand: das ſolle ſie feſthalten und nicht fallen laſſen oder verlieren. Darauf zog er einen Kreis um ſie auf der Diele, und ſchritt zum Altare hinan und las etwas aus einem Buche in einer Sprache, die ſie nicht ver-

ſtand. Und dann ſagte er ihr, dort müſſe ſie unbeweglich knieen bleiben, was ſie auch ſehe und höre, bis zum nächſten Morgen, wenn er ſelbſt komme und ihr die Hand gebe und ſage: „Jetzt komm, Margrete!“ Bis dahin dürfe ſie ſich nicht von der Stelle bewegen und keinen Laut von ſich geben: nicht ſchreien und winſeln vor Angſt, was immer geſchehe, und kein Wort erwidern, wer immer zu ihr rede. Wenn ſie dieſe Probe beſtehe, dann ſei ſie erlöſt; wenn aber nicht, dann ſei ſie verloren.

Damit verließ er ſie und ging hinaus und ſchloß die Kirchenthür hinter ſich zu. Er ging nach Hauſe und ſank auf die Kniee und betete zu Gott um ihre Erlöſung. Sie aber lag ſtill auf den Knieen und betete ſchweigend und innig, daß ihre Sünde ihr vergeben werde. Das Erſte, was ſie erblickte, als ſie eine Zeit lang dort gekniet hatte, war ihr Mann; er kam in ſeinem Predigergewande die Kirchdiele herangeſchritten; er lächelte ihr zu und ſtreckte ihr ſeine Arme entgegen. Aber ſie verharrte ſtill in ihrer knieenden Stellung. Dann kam er näher zu ihr heran; in demſelben Augenblick erloſchen die Lichter auf dem Altare und es ward ſtockfinſter. Sie konnte ſeinen warmen Odem auf ihrer Wange ſpüren; aber er rührte ſie nicht an, und gleich darauf wurden die Lichter wieder angezündet, und da war er verſchwunden.

Als ſie wieder eine Weile gekniet hatte, kamen nach und nach ſieben Kinder zu ihr hin, vier Knaben in ſchwarzen und drei Mädchen in weißen Gewändern. Das waren die ſieben ungeborenen Kinder, die ſie hätte haben ſollen. Sie kamen eins nach dem andern, von dem älteſten bis zum jüngſten. Zuerſt blickten ſie ſie freundlich an und ſtreckten die Arme nach ihr aus; als ſie aber unbeweglich in ihrer Stellung verharrte, ſpieen ſie ſie an, und das brannte ſie jedes Mal wie Feuer. Das jüngſte der Kinder war ein kleines Mädchen, das ſagte zu ihr: „Mütterchen! wir beide hätten einander ins Himmelreich begleiten ſollen.“ Aber die Predigersfrau blieb ſtumm und regungslos. Da ſpie auch das Kleine ſie an und ſagte: „Pfui über dich! Jetzt kommt unſer keines dorthin.“ Das brannte der Frau in die Seele; aber ſie verhielt ſich ruhig. Und danach war es eine Weile ſtill in der Kirche.

Aber dann kam einer auf ſie losgefahren, ſo ſchrecklich anzuſehen, daß es ſich nicht beſchreiben läßt, und als er ihr ganz nahe war, erloſchen wieder die Lichter auf dem Altare, und ſie war im Dunklen. Aber ſie merkte, daß der Unhold ihr ganz nahe war, und er ſtreckte von allen Richtungen her die Krallen nach ihr aus und wollte ihr das Buch aus der Hand ſchlagen, aber er vermochte weder dies noch ſie zu er-

reichen. Und es entstand ein Lärm und Gekrach in der Kirche, als stünde dieselbe im Begriff, über ihr einzustürzen; aber sie blieb immer still und regte sich nicht und gab keinen Laut von sich. Da hörte der Lärm auf, die Altarlichter wurden wieder angezündet, und es war niemand in der öden Kirche zu sehen.

Als sie solchergestalt eine Weile in der tiefen Stille gekniet hatte, sie wußte nicht wie lange, da begann es in der Kirche hell zu werden, wie vom Morgenroth, und sie hörte den Schlüssel sich im Schloß drehen, und sie sah den alten Prediger die Kirchdiele heraufkommen. Er schritt gerade zu ihr hin und streckte ihr die Hand entgegen; aber er sagte nichts. Da hätte die Predigersfrau sich fast betrügen lassen; aber sie erinnerte sich, was der Prediger ihr hatte sagen wollen. Und sie verharrte ruhig in ihrer Stellung. Da spie die Gestalt sie an und verschwand, und in demselben Augenblicke verschwand auch der helle Schein, den sie für die Morgendämmerung gehalten hatte.

Erst geraume Zeit nachher wurde es wieder hell, und bald darauf kam der alte Prediger wirklich, öffnete die Kirchenthür, schritt zu ihr hin und gab ihr die Hand mit den Worten: „Jetzt komm, Margrete!“ Da reichte sie ihm die Hand und versuchte sich zu erheben; aber lange vermochte sie es nicht, so matt und verwirrt

war ſie. Endlich kam ſie doch in die Höhe und folgte dem Prediger aus der Kirche; und als ſie auf den Kirchhof hinaus trat, ging die Sonne auf, und ſie ſah einen langen Schatten über die Gräber fallen; es war ihr Schatten, der jetzt wieder gekommen war.

Dann ging ſie mit dem alten Prediger nach Hauſe, und er erquickte ſie mit Speiſe und Trank und ließ ſie bis zum Nachmittage ſich ausruhen; aber dann ſagte er zu ihr: „Kehre jetzt heim zu deinem Manne! Du mußt ihn noch heute Abend ſehen.“ Da machte ſie ſich auf den Weg und erreichte das Pfarrhaus, als es ſchon Abend und der Prediger zu Bette gegangen war. Da meinte ſie, daß ſie noch nicht den Muth und die Kraft habe, ſich ihrem Manne zu offenbaren; ſie ging daher zur Haushälterin und bat um Obdach für die Nacht. Sie ſah allerdings wie eine umherſtreichende Bettlerin aus, und die Haushälterin ſagte zuerſt: Nein, ſie könnten ſolche Leute nicht beherbergen; aber ſie bat ſo lange und ſo flehentlich, man möge ſie doch nicht in die Nacht hinausjagen, ſo krank und elend wie ſie ſei. Da erhielt ſie endlich Erlaubniß, in den Backofen zu kriechen und dort auf etwas Stroh zu ruhen. Aber die Haushälterin ſagte, gleich am Morgen müſſe ſie ſich ſcheeren, denn es ſei ihr ſtreng verboten, Umhertreiberinnen zu beherbergen.

Am nächsten Morgen war der Prediger nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, und er ging, wie er pflegte, in seinen Garten hinaus. Dort kam er zu dem steinernen Tische, wo er zum letzten Mal seine Frau an dem Abend gesehen hatte, als er sie von Haus und Herd jagte. Da sah er einen Rosenstrauch, der mitten aus der Steinplatte gewachsen war, voll der herrlichsten, eben erblühten weißen Rosen, die den Garten mit lieblichem Duft erfüllten. Da ahnte ihm, daß seine Frau Gnade gefunden haben und zu ihm heimgekehrt sein müsse; und er rief die Haushälterin und die anderen Dienstboten und frug sie, ob irgend ein Fremder zum Pfarrhause gekommen sei. Sie sagten anfangs Nein; denn sie fürchteten sich, weil sie wider sein Gebot gehandelt hatten. Aber er ging selbst umher und suchte allerorten, bis er zum Backofen kam. Es lag Stroh vor demselben, und als er nachsah, lag die Leiche einer todten Frau darinnen, und er wußte gleich, daß es seine Frau sei; er gewahrte auch den Trauring an ihrem Finger. Da warf er sich neben der Leiche nieder und streckte die Hände gen Himmel, und in demselben Augenblick war er todt, vom Schlage getroffen.

Der Prediger und seine Frau wurden auf dem Kirchhofe in einem und demselben Grabe bestattet.

In Hülle und Fülle.

Es war an einem Weihnachtsabend, da kamen zwei arme Wanderer zu einem Hofe und baten, die Nacht über dableiben zu dürfen. Nein, sagten die Hofbewohner, sie könnten solchen Prachern kein Obdach geben. Da gingen sie weiter und kamen zu einer Hütte, in der ein armer Häusler mit seiner Frau wohnte. Sie klopften an und frugen, ob sie dort die Nacht über bleiben könnten. Ja, sagten die Leute, das könnten sie gern, wenn sie mit dem, was sich vorfinde, vorlieb nehmen wollten, denn sie seien ja nur geringe Leute.

Die beiden Fremdlinge dankten herzlich und traten ein. Da flüsterte die Frau dem Manne zu und sagte: „Wir müssen doch an diesem hochheiligen Abend den Fremden etwas zum besten geben. Wir müssen wohl unser Widderlamm schlachten.“ — „Ja, laß uns das thun!“ sagte der Mann; und sie schlachteten das Lamm,

und ein guter Braten kam auf den Tisch, und sie aßen und waren vergnügt mit einander an dem heiligen Abend. Als es dann Schlafenszeit war, wiesen sie den Gästen ihr eigenes Bett an; es war das einzige, das sie hatten. Und dann breiteten sie Stroh auf die Diele, und dort schliefen sie selber.

Am nächsten Morgen gingen sie allesammt zur Kirche, und die Häusler baten die beiden Wanderer, doch während der beiden Feiertage noch bei ihnen zu verweilen. „Denn jetzt haben wir ja all das gute Essen," sagten sie, „das müßt ihr uns verzehren helfen." Die Fremden dankten, und sie blieben die beiden Weihnachtstage über da. Am Morgen des dritten Weihnachtstags, als sie fortgehen wollten, bedankten sich die beiden Fremden für die gute Aufnahme. Es sei schlimm, sagten sie, daß sie ihnen keine Bezahlung anbieten könnten. Ach, das bliebe sich gleich, sagten Mann und Frau; sie hätten sie nicht um irgend eines Lohnes willen aufgenommen.

Gerade als sie aus der Thür gehen wollten, sagte der eine der beiden Wanderer: „Aber das ist wahr, hatte das Lamm keine Hörner?" — „Doch," sagte der Mann, „aber sie waren zu nichts nütze." Er dachte, daß die Fremdlinge vielleicht Verwendung für Widderhörner haben könnten und ihn um dieselben bitten

wollten. „Wie viele Hörner hatte das Lamm?“ hob der Fremde wieder an. „Zwei,“ sagte der Mann, ganz verwundert über die Frage. „Dann mögen euch zwei Wünsche erfüllt werden,“ sagte der Fremde, „welche ihr wollt.“ . Da sagte der Mann, sie hätten keine anderen Wünsche, als daß sie hier auf Erden ihr tägliches Brod und Auskommen haben und nach ihrem Tode ins Himmelreich kommen möchten. „Das gewähre euch Gott!“ sagte der Fremde; „über ein Jahr sprechen wir wieder bei euch vor.“ Und dann gingen die beiden Wanderer fort.

Seit dem Tage gedieh und vermehrte sich alles bei den Häuslern auf die wunderbarste Art: sie bekamen drei große Kälber statt eines von ihrer einzigen Kuh, sie bekamen acht gute Lämmer von ihren zwei Schafen, und sie bekamen so viele Ferkel von ihrer Sau, daß sie fast nicht zu zählen waren; und von allem, was in ihrem bischen Ackerland gesäet war oder gesäet wurde, erhielten sie wohl hundertfältige Frucht. Sie wurden daher recht wohlhabend, und bauten ihr Hüttchen aus, so daß es größer und behaglicher ward. Und sie freuten sich auf Weihnachten, wo die beiden Fremdlinge wiederkommen wollten. Denn sie merkten wohl, daß sie ihnen all den Segen zu verdanken hätten.

Ihre Nachbarn und alle Leute im Dorfe verwunderten sich höchlich über den Wohlstand, der in das ärmliche Haus strömte, und die Bewohner des Hofes ihnen gerade gegenüber, wo die beiden Wanderer abgewiesen worden waren, verwunderten sich nicht am wenigsten; und als sie erfuhren, woraus die Häusler kein Geheimniß machten, daß all der Segen den guten Wünschen der armen Wanderer zu verdanken sei, welche am letzten Weihnachten bei ihnen eingekehrt waren, wurden sie schrecklich neidisch und meinten, das alles sei ihnen selbst gleichsam gestohlen; denn die guten Wünsche hätten ja ihnen zu Theil werden können, wenn sie sie nur aufgenommen hätten. Als sie nun hörten, daß die Fremdlinge versprochen hätten, um Weihnachten wieder zu kommen, baten und bettelten und drohten sie den Häuslern das Versprechen ab, dieselben bei ihrer Auskunft nach dem Hofe hinüber zu weisen.

In der Dämmerungsstunde des Weihnachtsabends kamen dieselben zwei Wanderer und klopften bei den Häuslern an. Sowohl der Mann wie die Frau gingen hinaus und begrüßten sie und dankten ihnen für all den Segen, den ihr Besuch ihnen gebracht habe. Die Fremdlinge baten, ob sie die Nacht über dableiben und das Fest mit ihnen feiern dürften. Ja, sagten die

Häusler, nichts würde ihnen lieber sein; aber sie hätten den Hofbewohnern gerade gegenüber versprochen, sie bei ihrer Ankunft dorthin zu weisen. Es thäte ihnen so leid, daß sie sie voriges Jahr abgewiesen hätten, und sie wollten es gern wieder gutmachen. „Und ihr bekommt es auch drüben viel besser, als wir es euch bieten könnten," sagten die Häusler. „Wenn ihr es wünscht," sagten die Fremden, „gehen wir heute Abend dort hinüber, allein morgen früh gehen wir mit euch zur Kirche." Dann gingen sie nach dem Hofe hinüber. Der Junge schaute schon draußen vor dem Thore nach ihnen aus, und er lief gleich hinein, um ihre Ankunft zu melden. Der Hofbesitzer und seine Frau kamen beide hinaus geschossen und nahmen die Fremdlinge in Empfang und führten sie in ihre beste Stube und brachten viele Entschuldigungen vor, daß sie sie voriges Jahr abgewiesen hätten. Der Hofesherr hatte einen fetten Ochsen geschlachtet, und es ward ihnen reichlich aufgetischt: sie erhielten Suppe und Braten und Kuchen, und es war gutes Bier und alter Meth da, und Wein obendrein. Sie erhielten ihr eigenes Schlafzimmer mit zwei großen Betten, mit Federdecken und Kissen bis an die Decke.

Am nächsten Morgen standen die Fremdlinge frühzeitig auf; die Hofbewohner baten sie, doch die Feier-

tage über dazubleiben; aber die Fremdlinge sagten, sie müßten fort: sie wollten noch zur Kirche und dann von dortaus weiter gehen. Der Hofherr ließ darauf seinen Staatswagen anspannen: sie dürften nicht zur Kirche gehen, sie müßten durchaus fahren. Sie bedankten sich, und als sie abfahren sollten, sagte der eine der Fremden zu dem Wirthe und der Wirthin, sie wüßten nicht, wie sie ihnen dafür lohnen sollten, daß sie so glänzend traktirt worden; Geld hätten sie leider nicht. — „Aber das ist wahr," sagte er, „hatte der Ochse Hörner?" — „Ja, das hatte er allerdings," sagte der Mann; — er hatte nämlich von den Häuslern gehört, was für Gespräche voriges Jahr geführt worden waren, und so verstand er gleich, worauf dies hinauslief. — „Wie viele Hörner hatte er? frug nun der Fremde. Die Frau zupfte den Mann am Aermel und sagte: „Sage vier!" Da antwortete der Mann, der Ochse habe vier Hörner gehabt. „Dann sollen euch auch vier Wünsche erfüllt werden," sagte der Fremde; „jedem von euch mögen zwei freistehen." Und dann stiegen sie in den Wagen, und die Häusler fuhren bei der Gelegenheit auch mit zur Kirche. Der Hofherr fuhr selbst; er beeilte sich nach Möglichkeit, um recht bald wieder zu Hause sein zu können. Dann würden er und seine Frau sich über ihre vier

Wünſche verſtändigen. Sie könnten dann ja alles bekommen, was ihr Herz begehrte.

Sobald er die Fremdlinge und die Häusler an der Kirche abgeſetzt hatte, ließ er ſich denn auch keine Zeit, dem Gottesdienſte beizuwohnen, ſondern kehrte gleich um und peitſchte auf die Pferde, um ſo raſch wie möglich nach Hauſe zu kommen. Aber da ſtrauchelt das eine Pferd und zerreißt den Strang. „Den Henker auch!“ ſagt er, und er muß abſteigen, um den Strang wieder zu befeſtigen. Dann fährt er wieder weiter. Aber es dauert nicht lange, da ſtrauchelt auch das andere Pferd. „Hole euch beide der Teufel!“ ſagt der Mann. Und kaum hat er das geſagt, wupps! ſind beide Pferde verſchwunden, und er ſitzt auf dem Wagen mit den Zügeln in der Hand. Es blieb nichts anders übrig, als den Wagen ſtehn zu laſſen und die Reiſe zu Fuße fortzuſetzen. Der eine Wunſch war alſo in Rauch aufgegangen. Aber das nahm er ſich nicht weiter zu Herzen, da er bedachte, daß ihnen noch drei Wünſche blieben. Sie konnten ja leicht ſo viele Pferde, wie ſie wollten, und alle ſonſtigen guten Dinge dazu erhalten. Er marſchirte alſo ganz getroſt auf der Landſtraße dahin.

Mittlerweile geht die Frau im Hauſe umher und

wartet und wartet. Sie sehnte sich von Herzen, daß ihr Mann kommen möge, damit sie mit dem Wünschen beginnen könnten. Sie geht hinaus und späht die Straße entlang; aber die Zeit verstreicht, und er kommt nicht. „Ach, wäre er doch da, der Nölpeter!“ sagte sie, und in demselben Augenblick stand er vor ihr. „O weh!“ sagte sie, „da hab' ich den einen Wunsch verscherzt! — Aber du kommst ja angestiefelt wie ein rechter Pracher!“ sagte sie; „wo hast du Wagen und Pferde gelassen?“ — „Ja, das ist deine Schuld,“ sagte der Mann; „ich habe meine Prachtpferde zur Hölle gewünscht. Es ist kein Glück bei solchem Betrug. Du warst es, die mir einblies, daß der Ochse vier Hörner gehabt hätte. Mir wäre es schon recht, wenn dir die beiden erlogenen Hörner im Genick säßen!“ Wupps! da saßen sie auch.

Jetzt hatten sie also drei von ihren vier Wünschen erfüllt bekommen, und es war nur noch einer übrig, welcher der Frau zukam. Da begann der Mann ihr freundlich zuzureden und sagte: „Liebes Frauchen! wende jetzt deinen Wunsch gut an, und wünsche uns einen ungeheuren Haufen Geld! Dann kann ja alles noch gut werden.“ — „Nein, danke schön!“ sagte die Frau, „und ich sollte dann bis an meinen Sterbetag mit den Hörnern herumlaufen!“ Das wollte sie nicht,

und ſo wünſchte ſie ſogleich die beiden Hörner zum Teufel. Die waren denn auch auf der Stelle fort. Aber die Hofbeſitzer waren mit all ihren Wünſchen nicht reicher, ſondern nur um ein Paar gute Pferde ärmer geworden.

Die ſchwarze Schule.

In einer und derſelben Stadt wohnten ein reicher Mann, der zwei Söhne, und ein armer Mann, der einen einzigen Sohn hatte. Die drei Knaben gingen mit einander zur Schule und waren ſehr gute Freunde. Der arme war der flinkſte und fleißigſte von ihnen, und er mußte immer den andern bei ihren Lektionen helfen, damit ſie nicht zurück blieben. Die Knaben wuchſen heran, und als ſie konfirmirt werden ſollten, baten die Söhne des reichen Mannes ihre Eltern, daß ihr armer Kamerad eben ſo wie einer von ihnen gekleidet werden möchte, und das geſchah auch. Und als er nun ein Handwerk erlernen, ſie aber ſtudiren ſollten, ſagten ſie, es könne nimmer etwas aus ihnen werden, wenn ſie ihn nicht bei ſich hätten: ſie könnten ſeine Geſellſchaft und ſeine Hilfe nicht entbehren. So ließen denn die reichen Leute auch den armen Knaben mit ihren eigenen Söhnen ſtudiren.

Die drei Knaben gingen also auch ferner mit einander zur Schule, und es blieb, wie es seither gewesen war: sie hatten einander herzlich lieb, und der arme Knabe bewies die beste Fassungsgabe und den größten Fleiß, so daß er beständig den beiden Kameraden helfen mußte. Sie wurden auch gleichzeitig Studenten, und sie wohnten nach wie vor beisammen, und die beiden Söhne des reichen Mannes theilten mit dem armen, so daß er seine Studien fortsetzen konnte, und er half ihnen stets bei der gelehrten Arbeit, so daß sie nach Verlauf einiger Jahre alle drei alles gelernt hatten, was auf der hohen Schule, die sie besuchten, zu lernen war. Der Arme war freilich zuerst fertig geworden, aber er blieb dann bei den beiden anderen und half ihnen, bis auch sie gelernt hatten, was sie an jenem Orte zu lernen vermochten.

Es gab indessen noch mehr zu lernen, als was sie gelernt hatten; und der Sohn des armen Mannes hatte keine Ruhe, so lange es noch etwas gab, was er nicht wußte; sie kamen daher überein, daß sie auch ferner zusammenhalten und sich auf das verlegen wollten, was sie noch nicht gelernt hatten. Und das war die sogenannte schwarze Schule, welche sie noch durchmachen wollten. Der reiche Mann schrieb seinen Söhnen, sie möchten es jetzt des Studirens genug sein

lassen; sie sollten jetzt wieder nach Hause kommen, er wolle ihnen kein Geld zu ihrem Unterhalte mehr senden. Aber die Söhne hatten noch eine Summe Geldes in Händen, und sie waren unfolgsam und reisten mit ihrem Kameraden nach einer anderen Stadt, wo sich Meister in der schwarzen Kunst befanden.

Dort erkundigten sie sich, bis sie den allergelehrtesten Magister erfragt hatten, und sie gingen dann zu ihm und frugen ihn, ob sie bei ihm in die Lehre treten könnten. Ja, sagte er, das könnten sie wohl; sie könnten alle drei zu ihm ziehen und bei ihm wohnen, und in einem Jahre wolle er sie alles lehren. Aber es müßte zwischen ihnen abgemacht werden, daß er, wenn das Jahr um sei, ihnen drei Fragen vorlegen würde, und wenn sie dieselben richtig beantworten könnten, sollten sie jeder Verpflichtung enthoben sein und ihm für das ganze Jahr nichts zahlen; wer von ihnen aber die Frage, welche ihm gestellt würde, nicht richtig beantworten könne, der solle dem Meister lebenslänglich angehören, so daß derselbe mit ihm machen könne, was er wolle. Die drei Studenten meinten, sie seien schon hochgelehrt, und sie hätten ein ganzes Jahr, um noch gescheiter zu werden; daher würden sie schon beantworten können, was er sie fragen werde;

und ſie gingen auf die Abmachung ein und gaben es ihm ſchriftlich.

Dann zogen ſie alle drei zu dem gelehrten Magiſter. Der war ein wunderlicher Geſelle. Er war ein kleiner Mann und ging immer in grauen Gewändern einher. Er hatte eine Naſe wie ein Geierſchnabel und zwei kleine rothe Augen, die tief im Kopfe lagen; einen breiten Mund hatte er, der beſtändig grinſte, und ein paar Ohren, die wie zwei Widderhörner ſeitwärts abſtanden. Er war lahm, denn er hatte einen Klumpfuß; vielleicht ſah man ihn deswegen niemals ausgehen. Die drei Studenten hatten es ſehr gut; eine alte Frau führte den Haushalt für ſie und den Magiſter. Sie ſchien taubſtumm zu ſein, und unter ſich nannten ſie ſie des Teufels Urgroßmutter. Und das war wohl keine ganz irrthümliche Annahme.

Der Magiſter unterrichtete ſie jeden Tag und gab ihnen mancherlei ſeltſame Bücher zu leſen, und es war noch immer, wie zuvor: der arme Student las und ſtudirte früh und ſpät, aber die beiden Söhne des reichen Mannes hatten bald der Gelehrſamkeit genug; und da es eine große Stadt mit vielen Luſtbarkeiten und mancherlei Verlockungen für junge Leute war, ſo trieben ſie ſich die meiſte Zeit draußen umher und ſchwärmten. Als ihre Gelder aufgezehrt waren, liehen

und borgten ſie, wo ſie irgend konnten, und ihre Hauptſorge war, die Zeit ſo ſchnell und ſo luſtig wie möglich todtzuſchlagen.

Mittlerweile war das Lehrjahr bald zu Ende, und es begann ihnen im Kopfe herumzugehen, was ſie in Betreff der Fragen, die ſie beantworten ſollten, wenn ſie nicht dem Manne zeitlebens angehören wollten, abgemacht und unterſchrieben hatten. Je mehr ſie von ihm ſahen, deſto weniger Muth hatten ſie, ihm leibeigen zu werden, und ſie ſahen jetzt ein, daß er ihnen leicht ſolche Fragen würde vorlegen können, die ſie unmöglich zu beantworten vermöchten. Der Sohn des armen Mannes, welcher doch ſeine Zeit nach beſten Kräften benutzt hatte, war weit davon entfernt, in Betreff ſeiner ſelbſt ruhig zu ſein; und in Betreff der beiden anderen, die mehr in's Glas als in ihre Bücher geguckt hatten, ſah es noch ſchlimmer aus.

An dem Tage, ehe das Jahr ablief, war der arme Student in die Kirche gegangen, wie er es täglich gethan hatte. Er war ſchwer bedrückt in ſeinem Gemüthe, ſo daß er nur wenig von dem hörte, was drinnen gepredigt und geſungen ward. Als er aus der Kirche kam, ſtand eine ſchöne alte Frau dort und bat ihn um ein Almoſen. Er griff in ſeine Taſche; dort fand er nur wenige Schillinge, aber er gab

ihr alle, die da waren. „Nimm, was ich habe!“ ſagte er, „ich brauche es nicht mehr.“ Dann ſprach ſie zu ihm und ſagte, ſie könne ſehen, daß ihm etwas ſchwer auf der Seele laſte. Er möge ihr anvertrauen, was es ſei; vielleicht könne ſie ihm doch einen guten Rath geben. Zuerſt wollte er nicht. „Was kann es nützen, daß du es weißt?“ Sie ſagte, es wäre doch möglich, daß ſie Rath wüßte; ſie hätte ſchon vielen geholfen, die ihr Vertrauen geſchenkt hätten. Da erzählte er ihr alles: daß er und ſeine beide Kameraden bei dem und dem Magiſter in der Lehre ſtünden, und morgen ſollten ſie ihm ſeine drei Fragen beantworten oder ihm für immer angehören; und davor ſei ihnen ſehr bange.

„Dazu habt ihr auch alle Urſache,“ ſagte die Frau; „denn es iſt der Böſe ſelbſt, bei dem ihr in der Lehre ſeid. Aber um deinetwillen will ich dir einen guten Rath geben, der euch allen helfen kann. Heute Abend ſpät mußt du einen Spaten nehmen und auf den Kirchhof gehen und dir eine Grasſode abſtechen, eine Elle im Geviert, und die mußt du mitnehmen und zum Hügel hinauf gehen, der nördlich von der Stadt liegt, das iſt der Galgenberg; dort mußt du dir auf der Südſeite des Hügels ein Loch graben, ſo tief, daß du darin ſtehen kannſt, und von derſelben Größe wie die

Grasſode. Dann ſteigſt du in das Loch hinab und legſt die Grasſode über dein Haupt. Das muß vor Mitternacht beſchafft und gethan ſein. Warte dort ruhig eine Stunde! dann wirſt du zu hören bekommen, was dir noth thut."

Der Student that, was die Frau ihm geſagt hatte, und vor Mitternacht ſtand er unter der Grasſode verborgen in ſeinem Loch auf dem Galgenberge. Da kamen Krähen von Oſt und Weſt herangeflogen, und ſie ſchwatzten und plauderten, und er hatte genug gelernt, um zu verſtehen, was ſie ſagten. „Wo bleibt er? wo bleibt er?" ſagten ſie. Zuletzt kam eine Krähe von Süden, drunten von der Stadt her, geflogen, und die ſetzte ſich zu den andern, und ſie ſchwatzten und plauderten und kreiſchten und krächzten, und der Student horchte gut auf und verſtand alles, was ihm nöthig war. Es war nämlich ſein Meiſter, welcher dort ein Stelldichein mit einem Schwarm ähnlichen Gelichters hatte, wie das, wozu er ſelber gehörte, und der Student vernahm, daß er ſagte: „Morgen haben wir alſo die drei Studenten." — „Wonach willſt du ſie fragen?" ſagte eine Stimme. Und er erzählte nun den andern, was für drei Fragen er den unglücklichen Studenten vorlegen wolle, und was ſie antworten müßten, aber natürlich nicht könnten, ſo daß er

ſicher ſei, ſie alle drei zu bekommen. Und ſie kicherten und lachten und ſchwatzten und krächzten, und dann flogen ſie jede ihres Weges.

Als ſie weit genug entfernt waren, ging der Student nach Hauſe und legte ſich zu Bette, und ſchlief die Nacht ſo gut, wie er es ſeit einer Woche nicht gethan hatte. Am Morgen frühſtückten die drei Studenten mit ihrem Meiſter, nachdem ſie erſt Zeit gehabt hatten, mit einander insgeheim zu reden. Es war eine viel ſtattlichere Anrichtung als ſonſt, denn es war ja ein Feſttag: jetzt kam das Examen und die Abrechnung, auf welche der Meiſter ſich das ganze Jahr gefreut hatte. Eine rothe Scharlachdecke war über den Tiſch gebreitet, und auf derſelben lag ein blendend weißes Tuch. Auf dem Tiſche ſtanden Pokale von geſchliffenem Kryſtall, und in der Mitte desſelben ein koſtbarer und ſchön gearbeiteter Aufſatz von gediegenem Silber.

Als ſie gegeſſen hatten, wandte ſich der Meiſter zu dem älteſten der Söhne des reichen Mannes und ſagte: „Nach alledem, was ihr gelernt und ſtudirt habt, iſt es wohl nicht zu viel, wenn ich euch frage, woraus die Decke gemacht iſt, welche ihr hier auf dem Tiſche liegen ſeht.“ Da antwortete er: „Es iſt eine alte Pferdehaut, die ihr aus der Schinderkuhle heraus-

gezogen habt." Und in demſelben Augenblick war es allen ſichtbar, daß es ſich ſo verhielt. Der Meiſter drückte ſeine kleinen rothen Augen noch tiefer in den Kopf zurück und ſchielte fürchterlich; er ſagte jedoch ruhig: „Es mag ſo ſein! Aber," — wandte er ſich an den zweiten Sohn des reichen Mannes, — „woraus beſtehen die Pokale, die vor euch ſtehen, und aus denen ihr getrunken habt?" — „Die ſind nichts anders, als ein paar alte Topfſcherben," erwiderte derſelbe, und ſofort war die Wahrheit davon allen ſichtbar. Da vermochte der Meiſter nicht länger ſtill zu ſitzen, ſondern humpelte ohne weiteres zu dem Sohne des armen Mannes hin, packte ihn am Arme, ſo daß derſelbe voll brauner und blauer Flecken ward, und frug mit bebender Stimme: „Was dünkt euch denn von dem Aufſatze dort mitten auf dem Tiſche?" — „Daß es ein alter Pferdeſchädel iſt," antwortete der Student, und ſogleich ſahen ihn alle mit ſeinen leeren Augenhöhlen und Naslöchern ſie anſtarren. Da ſchrie der Meiſter: „Hinaus mit euch! Den, welcher zuletzt hinauskommt, werde ich aber doch ſo zeichnen, daß er mich nie vergeſſen ſoll." Der arme Student ſchob die beiden andern vor ſich hin, und ſie ſchoſſen Hals über Kopf zur Thür hinaus; aber indem er ihnen folgen wollte, riß er das Strumpfband von ſeinem rechten

Beine und verwandelte es in ein menſchliches Weſen, und ſprang zur Thüre hinaus. Da konnte der Meiſter nichts anders thun, als dem letzten den Kopf umdrehen, ſo daß ihm die Naſe im Nacken ſaß. Aber es war ja nur das Strumpfband, das er ſo zeichnete, und davon war nichts an demſelben zu ſehen, als es in ſeiner wahren Geſtalt draußen vor der Thüre lag. Aber von der Zeit an wagte der Student doch niemals, ein Strumpfband um ſein rechtes Bein zu binden.

Jetzt waren die drei Studenten alſo ihres Meiſters los und ledig. Aber die beiden Söhne des reichen Mannes, welche ſo lange auf Pump und Credit gelebt hatten, konnten die Stadt nicht verlaſſen, ehe ſie ihre Schulden bezahlt hatten. Sie wurden von der Behörde ins Gefängniß geſetzt und ſollten dort ſitzen bleiben, bis ſie alles bezahlt hätten, was ſie ſchuldig waren. Der Sohn des Armen war jetzt reicher als ſie: denn er war nichts ſchuldig, und er war auf freiem Fuße und konnte gehen, wohin es ihm beliebte. Aber er wollte ſeine Freunde nicht im Stich laſſen, und er ging zu ihnen ins Gefängniß und ſprach mit ihnen. Er meinte, ſie könnten doch jetzt an ihren Vater ſchreiben und ihn bitten, ſie auszulöſen. Aber ſie ſagten, das thäten ſie nicht; denn ſie wußten nur zu gut, daß es nutzlos ſein würde. Er ſei jetzt wegen ihres Un-

gehorſams ſo erzürnt auf ſie, daß er ihnen keinen Heller ſenden werde. „Aber du biſt ſo klug," ſagten ſie, „du mußt Geld ſchaffen können. Du biſt der Mann, den Teufel ſelbſt zu betrügen, wenn es ſein muß." Der arme Student wollte ungern dran; aber er mußte doch ſeine beiden Gefährten zu retten ſuchen, die immer ſo gut gegen ihn geweſen waren, und er verſprach alſo, zu ſehen, was er thun könne.

Er war ja nicht umſonſt in die ſchwarze Schule gegangen, das ſahen wir ſchon, als er das Strumpfband in einen Menſchen verwandelte, und er wußte denn auch recht wohl, wie er den alten Erich zu einem Geſpräch citiren könnte. Er ging alſo an demſelben Abend auf den Kirchhof; er ſchritt dreimal rücklings um die Kirche herum, und jedes Mal, wenn er an die Thür der Vorhalle kam, pfiff er zum Schlüſſelloche hinein und ſprach ein paar geheimnißvolle Worte. Als er das zum dritten Male gethan hatte, erſchien der alte Erich, und das war kein anderer als der kleine graue klumpfüßige Magiſter, bei dem er jüngſt in der Lehre geweſen war. „Was beliebt?" ſagte der alte Erich; er ſprach ganz freundlich, denn er dachte, es ſei am beſten, mit Güte gegen ihn zu verfahren, und er wollte ihn gar gern in ſeine Gewalt bringen. Ach, ſagte der Student, er brauche Geld, und er möchte

den Meiſter bitten, ihm einen Scheffel davon zu leihen. „Ja, du ſollſt einen gehäuften Scheffel voll haben," ſagte der alte Erich, „und ich will mich damit begnügen, nach drei Jahren einen geſtrichenen Scheffel wiederzuerhalten. Aber kannſt du mich dann nicht bezahlen, ſo gehörſt du mir mit Leib und Seele." Er war nämlich überzeugt, daß die beiden Kameraden bald mit dem Gelde fertig ſein würden, ſo daß ſie nach drei Jahren ihm ſicherlich weder das Ganze noch das Halbe zurückzahlen könnten. Das ſeien zwar ſehr billige Bedingungen, ſagte der Student; aber er möchte doch die Erlaubniß haben, ſeine Schuld, wenn er dazu im Stande ſei, vor Ablauf der drei Jahre zu bezahlen. Darauf ging der alte Erich ohne weiteres ein, und in einem Augenblick war er wieder da mit einem gehäuften Scheffel voll blanken Silbergeldes. Da nahm der Student ein Tuch und breitete es unter den Scheffel, und dann nahm er ſeinen Stock und ſtrich den Scheffel, daß das obenauf liegende Geld in das Tuch hinunter fiel, und dann ſagte er zu dem alten Erich: „Jetzt danke ich dir vielmals für das Darlehen. Hier gebe ich dir den geſtrichenen Scheffel wieder; ſo ſind wir quitt." Dagegen konnte der alte Erich nichts einwenden. Er mußte ſeinen Scheffel zurücknehmen und den Studenten behalten laſſen, was derſelbe bekommen

hatte. Fuchsteufelswild war er freilich und er fuhr von dannen, daß ein abscheulicher Schwefelgestank hinter ihm drein zog.

Jetzt bezahlten die Kameraden also ihre Schuld und wurden auf freien Fuß gesetzt, und nun wollte der kluge Student sie aus der Stadt forthaben: sie sollten alle drei mit einander auf Reisen gehn und sich die Welt besehen. Das wollten die beiden thörichten Studenten auch recht gern; aber es fiel ihnen schwer, sich reisefertig zu machen. Da sie jetzt wieder Geld hatten, begannen sie von neuem ihre alte Lebensweise mit Zechen und Schwärmen, bis sie den letzten Schilling durchgebracht hatten. Da gelobten und betheuerten sie, jetzt die ganze Welt mit ihrem klugen Freunde durchreisen zu wollen, wenn er ihnen nur Reisegeld schaffe; sie wüßten ja, daß er es könne. „Das ist ein gefährlich Ding," sagte er, „und diesmal will ich nicht allein die Verantwortung tragen, sondern ihr müßt gleichfalls Bürgschaft leisten und durch Dick und Dünn mit mir gehen. Und wenn ich das Geld schaffe, so müßt ihr mir in allen Stücken gehorchen. Darauf gaben sie ihm ihre Hand und ihr feierliches Wort. Dann nahm er sie abends mit auf den Kirchhof und beschwor wieder den alten Erich herauf. „Nun, seid ihr wieder da?" sagte er; „und dir danke ich noch

für das vorige Mal! Damals führteſt du mich an; aber du kannſt mich doch wohl nicht entbehren. Was begehrſt du jetzt?" Da erklärte ihm der Student, daß er und ſeine Kameraden ſich gerne die Welt beſehen möchten; aber ſie hätten kein Reiſegeld. Ob er nicht ſo gut ſein wolle, ihnen dasſelbe zu geben? — „Ich bin freilich ſehr gut von Natur," ſagte der alte Erich, „aber für was iſt was, iſt doch im übrigen mein Wahlſpruch. Da wir aber jetzt ſo gut mit einander bekannt ſind, will ich dir für nichts helfen. Du kannſt einen Beutel von mir geliehen bekommen, in dem immer Geld iſt, wie viel du auch ausgiebſt, und den magſt du drei Jahre behalten. In der Zeit könnt ihr euch gehörig in der Welt umſehen. Und ich will nichts weiter dafür haben, als daß ihr von morgen an und bis die drei Jahre um ſind, nie etwas anderes ſagt, als jeder ſeinen Leibſpruch: der eine darf nur ſagen „Wir drei," der zweite „Um Geld," und der dritte „Das iſt recht." Wenn einer von euch in den drei Jahren etwas anderes ſagt, ſollt ihr mir alle gehören.

Darauf gingen ſie alle drei ein, der kluge Student erhielt den Beutel und ſie kehrten in ihre Herberge zurück. Dort verabredeten ſie nun im Laufe der Nacht alles Weitere: der Sohn des Armen ſollte den Beutel

behalten und alle Reiseausgaben bestreiten. Und sie gelobten einander hoch und heilig, daß keiner von ihnen ein anderes Wort vorbringen wolle, als den Leibspruch, der ihm angewiesen war. Was ihnen auch begegnen mochte, so konnte ihnen doch niemals etwas Schlimmeres begegnen, als der Gewalt jenes Mannes zu verfallen; darüber waren sie sich alle einig. So reisten sie denn von Ort zu Ort und von Land zu Land, und sie sahen alle Merkwürdigkeiten der Welt und kamen überall gut zurecht, obwohl sie nur ihre drei Sprüche sagten. Man hielt sie zwar für schwachköpfig; aber da sie überall gut bezahlten, waren alle Wirthe gut mit ihnen zufrieden. Und so waren sie nun drei ganze Jahre weniger drei Tage gereist, als sie in eine Stadt kamen, wo sie noch nicht gewesen waren. Sie kehrten in einem feinen Gasthofe ein; sie waren ja gut gekleidet und gut equipirt, und der Wirth kam hinaus und empfing sie und frug nach ihren Befehlen. „Wir drei," sagte der eine. „Die drei Herren wollen beisammen wohnen," sagte der Wirth, „das läßt sich sehr wohl machen." — „Um Geld," sagte der zweite. „Das versteht sich," sagte der Wirth, „davon müssen wir ja leben." — „Das ist recht," sagte der dritte. Das fand der Wirth auch, und er hatte noch nichts Seltsames bei ihnen bemerkt.

Sie waren etwas kurz in ihrer Rede und vielleicht auch etwas kurz von Verſtande; aber das waren vornehme Leute ſo oft, daran war er ſchon gewöhnt. Dann gingen ſie ins Gaſtzimmer hinab, ſagten aber noch nichts. Als einige Zeit verſtrichen war, kam der Wirth und frug, ob die Herren nicht etwas genießen wollten. „Wir drei," ſagte der eine. „Um Geld," ſagte der zweite. „Das iſt recht," ſagte der dritte. Das war dem Wirth etwas auffällig; aber er ließ anrichten, und ſie gingen zu Tiſche und ſpeiſten. Als der Wirth frug, welchen Wein ſie wünſchten, bekam er dieſelben drei Antworten, und als ein fremder Herr, der zugegen war, ſich in ein Geſpräch mit ihnen einlaſſen wollte und frug, ob die Herren ſchon früher in der Stadt geweſen wären, und er auch dieſelben Antworten erhielt: „Wir drei," „Um Geld," „Das iſt recht," ſchwieg er ſtill, und der Wirth kam darüber ins Reine, daß ſie ganz ſchwachköpfig wären.

Nun traf es ſich, daß zur ſelben Zeit ein anderer Reiſender in demſelben Gaſthofe eingekehrt war, und der Wirth hatte bemerkt, daß er eine große Summe Geldes bei ſich führte. Da ſprach er mit ſeiner Frau darüber, daß es eine gute Gelegenheit wäre, ohne Gefahr für ſich ſelber mit einem Male reich zu werden, wenn ſie den reichen Reiſenden umbrächten und

die drei Schwachköpfe des Mordes bezichtigten. Und die Frau war nicht beſſer als der Mann: ſie hatte ihm ſchon oft die Reiſenden beſtehlen helfen, und ſie war auch bereit, ihm bei dieſem Bubenſtück beizuſtehn. In der Nacht, als alle im tiefſten Schlafe lagen, ſchlichen ſich alſo der Wirth und ſeine Frau zu dem fremden Reiſenden hinein, ſchnitten ihm den Hals ab, nahmen ihm all ſein Geld und ſteckten das blutige Meſſer in eine Reiſetaſche, die einem der drei Schwachköpfe angehörte. Und früh am nächſten Morgen eilte der Wirth zur Behörde und meldete, daß ein Fremder dieſe Nacht bei ihm in ſeinem Bette ermordet worden ſei. Er ſei ganz in Verzweiflung darüber, wiſſe aber keinen anzugeben, auf den er Verdacht habe. Da machten ſich natürlich die Herren vom Gericht auf die Beine und kamen in den Gaſthof; und ſie durchſuchten alles, bis ſie das Meſſer fanden. Die drei Reiſegefährten mußten alſo aufſtehen und wurden gleich ins Verhör genommen. Da frug der Richter: „Wer von euch hat den Reiſenden umgebracht?“ — „Wir drei,“ antwortete der erſte. „Ich kann mir ſchon denken, daß ihr alle gleich ſehr dabei betheiligt geweſen ſeid,“ ſagte der Richter; „aber weshalb habt ihr es gethan?“ — „Um Geld,“ ſagte der zweite. „Ich kann mir ſchon denken, daß ihr es gethan habt, um ſein

Geld zu bekommen," ſagte der Richter. „Das war recht," ſagte darauf der dritte. „Gott ſchütze uns vor ſolchem Recht," ſagte der Richter; „aber euch ſoll bald euer Recht werden." Und da ſie jetzt geſtanden hatten und alles gegen ſie ſprach, war das Urtheil bald gefällt: daß ſie alle drei gehenkt werden ſollten, und zwar am folgenden Tage, es ſei ja kein Grund, zu warten.

Es fehlte nur noch ein Tag an den drei Jahren, in denen ſie nichts anders als die drei Worte ſagen durften. Aber ſie hielten alle Stand und wollten lieber am Galgen ſterben, als dem Böſen angehören. Darin erblickte nun der Teufel nicht ſeinen Vortheil. Er hatte ja dem Wirthe den Floh ins Ohr geſetzt, denn er dachte auf die Art den Studenten beizukommen; aber wenn ſie ſich jetzt unſchuldig hängen ließen, erhielt er ja gar nichts für ſeine Mühe. Am nächſten Morgen wurden die drei armen Sünder alſo auf einen Karren geſetzt und zur Richtſtatt hinausgefahren. Es waren viele Leute zur Stelle, denn die Sache hatte natürlich großes Aufſehen erregt. Ein Prediger war da, welcher den Sündern ins Gewiſſen reden ſollte, ehe ſie die Strafe erlitten. Aber auch er vermochte ihnen kein Wort zu entlocken, als das wiederholte Geſtändniß: „Wir drei," „Um Geld," und „Das war

recht." — „Gott steh' uns bei!" sagte der Prediger, „wenn das recht war!" Und er fuhr fort, ihnen vorzupredigen, sie möchten sich doch bekehren und ihre Sünde bereuen. Der Wirth stand mittlerweile im Volkshaufen, und er rief und schrie, das müsse doch ein Ende haben und das Recht seinen Lauf nehmen. Der Prediger sprach noch einige Worte, aber endlich mußte er doch schließen, und die drei Sünder wurden unter den Galgen geführt und die Schlingen ihnen um den Hals gelegt.

In demselben Augenblick kam eine mit vier Pferden bespannte Karosse angefahren, und ein weißes Tuch wurde aus dem Fenster geschwenkt. Die Henkersknechte hielten inne, sie meinten, es sei ein Bote des Königs mit der Begnadigung; der Wagen fuhr dicht an den Galgen heran, ein schwarz gekleideter Herr stieg aus, ging zu den Studenten und überreichte ihnen ein Blatt Papier, das war ihr Vertrag. „Jetzt könnt ihr frei reden," sagte er. Und dann wandte er sich an den Richter und sagte: „Laßt den Wirth ergreifen! Er und seine Frau haben den Mord verübt. Das Geld haben sie in ihrem Keller versteckt, und dort liegen auch ihre Kleider, die bei der Gelegenheit mit Blut befleckt wurden." Dann stieg der Fremde in den Wagen und fuhr von dannen, keiner sah wohin. Der

Wirth, welcher ja zur Stelle war, wurde sogleich ergriffen, die gestohlenen Sachen wie die blutigen Kleider wurden gefunden, und der Wirth und seine Frau mußten ihre Schuld bekennen. Sie wurden verurtheilt und anderen Tags hingerichtet.

Die drei Studenten waren jetzt frei und konnten gehen, wohin sie wollten. Aber der Beutel war fort, da die Zeit mittlerweile abgelaufen war, und sie besaßen nicht einen Heller. Sie verkauften daher ihre Reiseeffekten um einige Thaler, und dann marschirten sie zu Fuße auf der Landstraße dahin. Da kam dieselbe Karosse an ihnen vorübergerollt. Der Teufel streckte den Kopf aus dem Fenster und rief ihnen zu: „Die beiden bekam ich doch!" Es waren der Wirth und seine Frau, mit denen er sich diesmal begnügen mußte.

Die Studenten wanderten immer weiter; jetzt wollten sie endlich zu ihrer Familie heimkehren. Sie hatten studirt und Reisen gemacht; sie waren in großer Gefahr für Leib und Seele gewesen; jetzt sehnten sie sich nach Hause. Aber es war keine leichte Sache, nach Haus zu gelangen, denn sie waren in einer ganz anderen Weltgegend, als wo sie zu Hause waren, und sie hatten nicht Gelegenheit gehabt, wie es ihre Absicht gewesen war, sich aus dem Beutel, ehe sie sich

von demſelben trennen mußten, mit Geld für die Heimreiſe zu verſehen. Daran waren ſie durch die Einkerkerung verhindert worden. Ihre paar Thaler waren bald aufgezehrt; ſie mußten ſich von Ort zu Ort weiterbetteln; aber das wenige, was ſie erbettelten, reichte kaum hin, um Leib und Seele zuſammenzuhalten. Dies Leben vermochten die Söhne des reichen Mannes nicht lange zu ertragen: ſie wurden krank und elend und konnten ſich nicht mehr weiterſchleppen.

Der Sohn des Armen konnte es nicht übers Herz bringen, ſeine beiden Gefährten in einem fremden Lande Hungers ſterben zu laſſen, und ſo geringe Luſt er auch hatte, ſich nochmals mit dem gefährlichen Herrn einzulaſſen, mit dem er jetzt dreimal zu ſchaffen gehabt, ſah er doch keinen anderen Ausweg, und eines Abends ſpät beſchwor er den Teufel und frug ihn, unter welchen Bedingungen er ihm etwas Geld vorſtrecken wolle. „Du haſt mich ſo oft gefoppt," ſagte der Teufel, „daß ich jetzt bald nichts mehr mit dir zu thun haben mag." In Wahrheit aber war der Teufel ſehr darauf erpicht, mit dem klugen Studenten in Verkehr zu kommen; denn er meinte, daß es ihm zuletzt doch gelingen müſſe, ihn zu fangen. Er ſagte daher: „Aber gleichviel! ich will dir noch ein Mal helfen.

Du magſt den Beutel wieder bekommen und ihn ſieben Jahre behalten. Und jetzt magſt du deinen Mund gebrauchen, ſo viel du willſt; aber in den ſieben Jahren darfſt du kein reines Hemd anziehen, du darfſt dich nicht waſchen, noch kämmen, noch raſiren, und dir weder das Haar, noch den Bart, noch die Nägel ſchneiden. Wirſt du deſſen überdrüſſig, ehe die ſieben Jahre um ſind, ſo gehörſt du mir nach deinem Tode; aber den Beutel magſt du dann behalten, ſo lange du lebſt. Willſt du darauf eingehen? Anderen Falls bekommſt du nicht einen däniſchen Schilling."

Es war hart, hierauf einzugehen; aber den Freunden ſollte und mußte geholfen werden, und ſo ſchloß denn der Student den Vertrag und empfing den Beutel. Nun wurden alſo die beiden Gefährten auf's beſte gewartet und gepflegt, bis ſie ganz wieder zu Kräften gekommen waren. Dann zählte ihnen der Student das Reiſegeld aus dem unerſchöpflichen Beutel zu; nicht mehr, als daß ſie reichlich genug hatten, um nach Hauſe kommen zu können; und dann ſagte er ihnen Lebewohl: jetzt ſollten ſie in ihre Heimat reiſen; er könne ſie noch nicht begleiten, denn er habe ein Gelübde gethan, das er erſt erfüllen müſſe. Mehr ſagte er ihnen nicht. Sie waren ſehr betrübt, daß ſie ſich von ihm trennen ſollten; ſie dankten ihm herzlich für

alles, was er für sie gethan habe, und dann reisten sie nach Hause, und von ihnen hören wir nichts mehr.

Der Sohn des Armen, der kluge Student, war jetzt allein, und er mußte jetzt die sieben Jahre unter den harten Bedingungen, die ihm gestellt waren, verbringen. Er reiste daher nach einem Orte, wo ein Wirth lebte, bei dem er früher gewohnt und zu dem er großes Vertrauen hatte. Er sagte ihm, er habe ein Gelübde gethan und wolle sich lange Zeit einschließen und keinen Umgang mit Menschen haben. Er miethete sich also gegen gute Bezahlung bei ihm ein, und dort lebte er Jahr auf Jahr unter dem schweren Joche, das der Böse ihm auferlegt hatte in dem Gedanken, daß er es sicherlich vor der Zeit abstreifen werde. Der Student ließ sich inzwischen alle Bücher kommen, die zu erhalten waren, und er las und las, so daß er bald die Büchergelahrtheit der ganzen Welt verschlungen hatte. Und jede Woche ließ er den Wirth eine große Summe unter die Armen vertheilen, so daß der Teufel sich schwarz ärgerte über den Gebrauch, der von seinem Gelde gemacht wurde. Und als sechs Jahre der Frist verflossen waren, ohne daß der Student eins seiner Verbote übertreten hatte, begann er heiß um die Ohren und angst und bange zu werden, daß der kluge Student ihn abermals foppen würde.

Der Student sah allerdings schrecklich aus und glich mehr einem Thiere als einem Menschen, mit Haaren und mit Schmutz überdeckt, und mit langen Krallen an Händen und Füßen. Er ließ sich vor keinem Menschen sehen. Er ließ sein Essen in das eine Zimmer stellen, während er selbst in einem anderen war. Seine Fenster waren so eingerichtet, daß niemand zu ihm hineinblicken konnte; aber er konnte doch hinausblicken, wenn er wollte. Und er saß oft zum Zeitvertreib und sah hinaus, wie andere Menschen ab und zu und hin und her gingen, Reiche und Arme, und jeder hatte seine Beschäftigung, während er dort wie lebendig begraben saß. Zu der Zeit, als er sechs Jahre dort gewohnt hatte, ward er aufmerksam auf einen Wagen, der häufig an seinen Fenstern vorübergefahren kam. Und es war nicht so sehr der Wagen, welcher seine Aufmerksamkeit fesselte, wie die Insassen desselben. Es war eine vornehme Frau mit ihren drei Töchtern, deren Weg so oft dort vorüber führte. Die Töchter waren alle jung und schön; aber er beachtete doch besonders die jüngste, die nicht allein über die Maßen schön war, sondern auch wie die Frömmigkeit und Güte selber aussah. Der Wirth sagte ihm, es seien die Frau und die Töchter eines Gutsherrn aus der dortigen Gegend. Und der arme

eingemauerte Student konnte nicht umhin, an seinem Fenster auf der Lauer zu sitzen, um dann und wann einen Schimmer von dem schönen Fräulein zu erhaschen.

Der Vater der drei schönen Töchter galt für einen reichen Mann, und das war er auch gewesen; aber er war der Spielwuth verfallen, und so verlor er allmählich all seinen Reichthum, und es kam endlich so weit, daß er mehr Schulden hatte, als sein Hof und seine Habe werth waren. Keiner wollte ihm mehr einen Heller borgen, und er mußte mit dem Bettelstab in der Hand von seinem Hofe fortwandern, wenn ihm nicht bald geholfen ward. Da kam ihm der Gedanke, daß bei einem Wirthe in der Stadt, den er gut kannte, ein Sonderling wohne, der niemanden außer dem Wirth sehe, der über die Maßen reich sein und große Summen an die Armen verschenken solle. Er ging zu dem Wirthe und frug ihn, ob er nicht den wunderlichen Studenten einmal sprechen könne. Der Wirth sagte: Nein, das glaube er nicht; aber er wolle ihn doch fragen. Als der Student hörte, daß es der Vater der drei schönen Töchter sei, der mit ihm sprechen wolle, ließ er ihn zu sich herauf kommen. Der Gutsherr wollte sofort wieder rücklings aus der Thür gehen, als er die Schreckgestalt erblickte. Der Student

bat ihn, ſich nicht zu ängſtigen: er ſei ein leibhaftiger Menſch, wie er, und weder ein Thier noch ein Teufel. Da faßte der Gutsherr Muth und brachte ſein Anliegen vor: er wolle Geld leihen, und zwar keine kleine Summe, ſondern ganze drei Tonnen Gold. Der Student antwortete ganz gelaſſen, das Geld könne er erhalten, wenn er ihm eine ſeiner Töchter zur Frau geben wolle. Der Gutsherr ſagte Ja dazu, wenn eine derſelben ihn nehmen wolle; er werde das Seinige dazu thun. Aber der Student verlangte auch, daß ſie ohne Zwang ihre Einwilligung gebe, und daß ſie vorher wiſſe, wie ihr Freier ausſehe. Darauf ließ er einen Maler holen, der ein Bild von ihm machte, ganz getreu, wie er ausſah; und das bekam der Gutsherr mit nach Hauſe.

Er ging erſt zu ſeiner älteſten Tochter und ſagte ihr, wie die Sachen ſtünden: daß er weniger als nichts beſitze und alles im Stich laſſen müſſe, wenn nicht eine ſeiner Töchter verſpräche, den Mann zu heiraten, deſſen Bild er ihr dann zeigte. Allein als ſie die Nägel wie Geierkrallen und Haar und Bart ſah, die den ganzen Körper bedeckten, ſpie ſie es an und ſagte: „Nein, danke ſchön! Ehe ich ſo einen nehme, nehme ich lieber unſeren Hundejungen.“ Dann ging der Gutsherr zu ſeiner zweiten Tochter und richtete an ſie die-

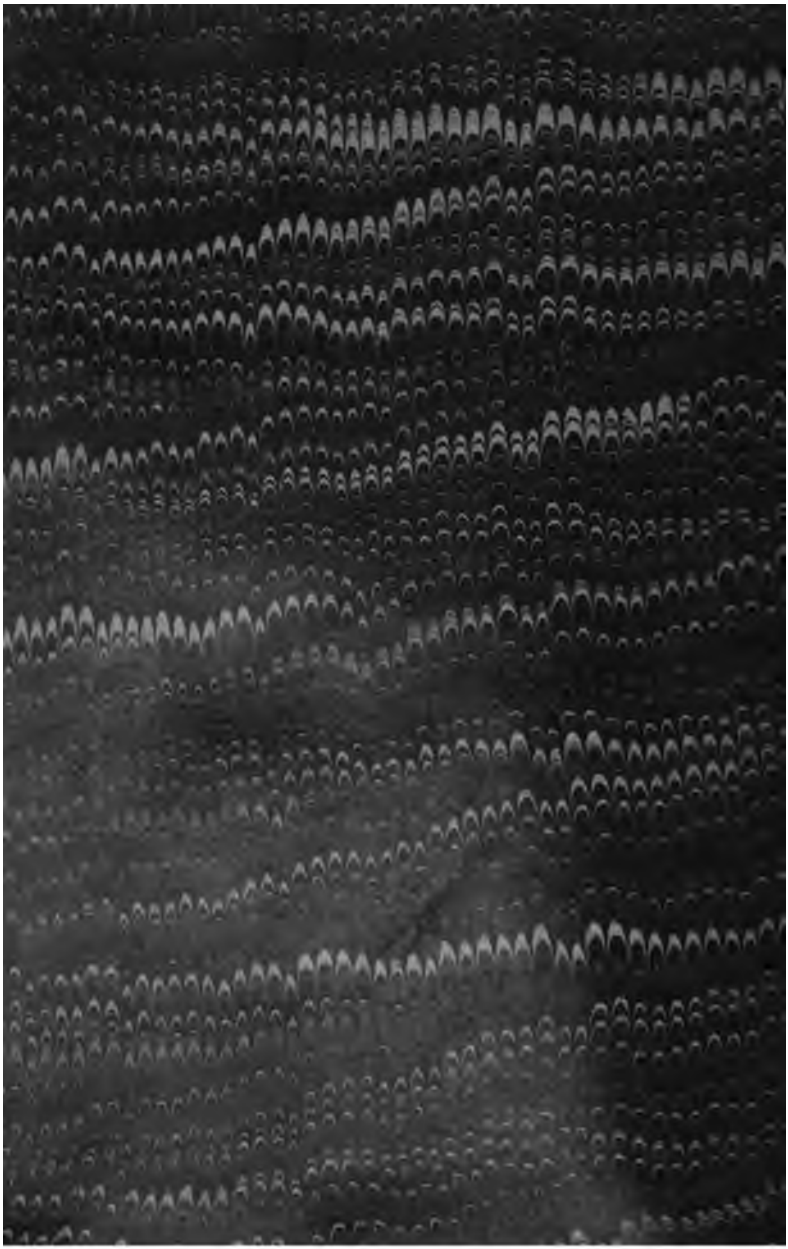
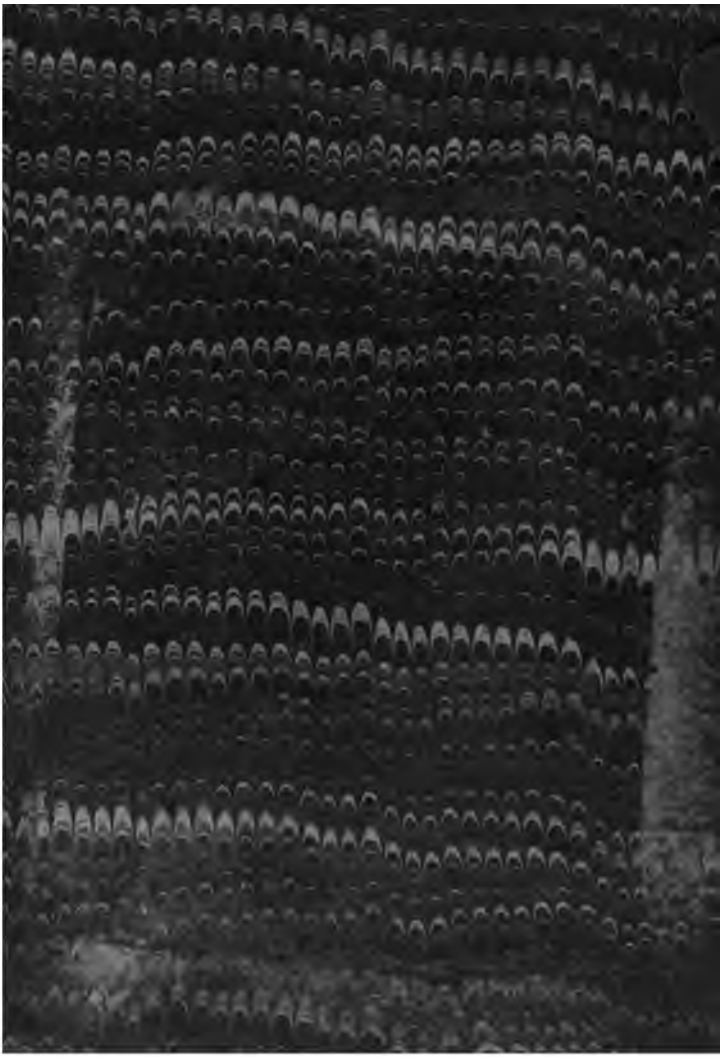
ſelbe Frage; aber ſie antwortete ſogleich, lieber wolle ſie von Haus zu Haus betteln gehn, als ein ſolches Ungethüm zum Manne nehmen. Dann kam er mit demſelben Anliegen zu ſeiner jüngſten Tochter. Sie ſchauderte, als ſie das Bild erblickte; aber ſie wollte Vater und Mutter und Schweſtern aus Noth und Elend erretten, und ſie ſagte: Ja, ſie wolle ihn zum Manne nehmen. Und ſie ſchickte ihm einen Verlobungsring zum Pfande, daß ſie ihr Verſprechen halten wolle. Als der Student ihr Jawort und ihren Ring erhalten hatte, ſchüttelte er ſeinen Beutel ſo lange, bis er die drei Tonnen Gold, welche der Gutsherr haben ſollte, hinausgeſchüttelt hatte. Und er ſchüttelte ihn noch etwas länger und ließ Verlobungsgeſchenke für ſeine Braut kaufen: Ketten und Ringe, Gold und Edelſteine. Sie ſah dieſelben kaum an, ſondern ſchloß ſie in einen Schrein, den ſie nie wieder aufmachte.

Mittlerweile ließ der Student ſich von einem Tiſchler zwölf große eiſenbeſchlagene Kiſten mit drei Hängeſchlöſſern vor jeder machen. Er brauche ſie für ſeine Bücher, ſagte er, wenn er fortzöge. Und dann nahm er ſich jeden Tag ein paar Stunden Zeit, ſeinen Beutel über dieſen Kiſten auszuſchütteln, bis ſie alle zwölf voll von Geld waren. Als er damit und mit anderen Vorbereitungen fertig war, waren die ſieben Jahre

abgelaufen, und er vergeudete nicht eine Stunde mehr, als nöthig war. Er ſtieg darauf in ein Bad, ließ ſich die Nägel und Haare ſchneiden und den Bart ſcheeren und zog neue Kleider an, die er zuvor hatte anfertigen laſſen. Ein ſchöner vierſpänniger Wagen, der für ihn gekauft worden war, hielt vor der Thür nebſt drei vierſpännigen Frachtwagen für ſeine Kiſten und Bücher, und ſo fuhr er zum Hofe ſeines Schwiegervaters hinaus.

Dort kannte ihn natürlich keiner; aber alle fanden, daß es ein ganz hübſcher junger Mann ſei, und die beiden älteſten Töchter waren überzeugt, es müſſe ein Freier für eine von ihnen ſein. Als er den Gutsherrn ſprach, ſagte er ihm, er käme, ihn um ſeine jüngſte Tochter zu bitten. Die ſei ſchon verlobt, ſagte der Vater; aber er habe noch zwei andere Töchter. Allein der Fremde ſagte, er dürfe doch wohl die jüngſte Tochter ſehen. Dem ſtand nichts im Wege: er wurde in ein Zimmer geführt, wo ſie alle drei beiſammen ſaßen. Sie ſtanden alle auf und gaben ihm die Hand. Da ſteckte er den Verlobungsring, den er von der jüngſten bekommen hatte, an ihren Finger und ſagte: „Dieſer Ring wurde mir geſchenkt, und ich bitte nochmals um denſelben, wenn er mir gutwillig gegeben wird.“ Und da ſeine Verlobte begriff, daß er derſelbe

ſei, dem ſie einmal ihre Treue gelobt hatte, gab ſie ihm den Ring und diesmal mit Freuden. So blieb er dort auf dem Hofe, und ſowohl ihr wie allen andern gefiel der hübſche und geſcheite junge Mann mit jedem Tage beſſer, und einen Monat darauf ward ihre Hochzeit mit Freude und Herrlichkeit gefeiert.

Allein die beiden Schweſtern vergingen faſt vor Neid, und als ſie bedachten, daß ſie ihn ſelbſt verſchmäht hatten, glaubten ſie nicht länger leben zu können. Und während der Tanz im Feſtſaale rauſchte, ging die eine von ihnen in den Garten hinab und erhenkte ſich, und die andere ging in den Teich und ertränkte ſich. Gleich darauf, als der Bräutigam allein auf den Söller hinaustrat, reckte der Teufel den Kopf über das Geländer und ſagte: „Ja, du bekamſt eine; aber ich bekam zwei.“

Aber der kluge Student und die ſchöne Braut lebten mit einander ein langes und glückliches Leben, zur Freude und zum Segen für alle, die mit ihnen in Berührung kamen.